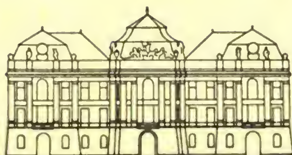
MYTHOLOGUS ODER GESAMMELTE ABHANDLUNGEN ÜBER DIE...

Philipp Buttmann









MYTHOLOGUS

oder

gesammelte Abhandlungen

über die

Sagen des Alterthums

von

Philipp Buttmann.

Erster Band.

Nebst einem Anhang über das
Geschichtliche und die Anspielungen
im Horaz.

Berlin, 1828.
In der Mylius'schen Buchhandlung.


WIEN


K.K. HOFBIBLIOTHEK

Der gröfste Theil dieser Aufsätze sind in Einem Zusammenhange gedacht und entstanden, in der Absicht, meine Vorstellungen von der Entstehung und der Richtung alter Sagen, so wie ihren gänzlichen Unterschied von alter Geschichte darzulegen. Amtliche und gesellige Verhältnisse veranlafsten mich öfters einzele Theile davon abzusondern und zu einer Vorlesung abzurunden. Sie treten hiemit vor das Publikum in ihrer ersten Absicht, um demselben jene meine Ansichten im ganzen zu empfehlen. Ein zweiter Band wird bald folgen. Diesem ersten habe ich einen etwas verschiedenartigen aber auch philologischen Aufsatz über das Geschichtliche im Horaz, als Anhang folgen lassen, der mehrmals von den Liebhabern des Dichters aus den Bänden der Akademie gesondert verlangt worden ist.

Berlin im April 1828.

Inhalt.

I.

Ueber

die philosophische Deutung der griechischen Gottheiten,

insbesondere

von Apollon und Artemis *).

Die Gottheiten der alten Griechen und Römer, mit ihren mannigfachen Namen, Attributen und Verrichtungen, waren die allmählichen Produkte einer langen Reihe von Jahrhunderten; das Geschäft des philosophischen Alterthumsforschers ist, sie wieder von allen späteren Zusätzen und Bestimmungen zu entkleiden, und überall den einfachen Grundbegriff aufzusuchen, welcher der Gegenstand der ältesten Verehrung war. So grofs nun auch die Verschiedenheit der Meinungen war, welche in diesem Gegenstande wissenschaftlicher Erörterung, wie in allen andern, herschte, so war doch ein Grundsatz, welcher, im ganzen genommen, von allen nüchternen und unbefangnen Untersuchern mit Zuversicht immer angenommen ward; nehmlich dafs die ursprüngliche Idee, welche, wo nicht bei allen, doch bei den meisten ältesten Gottheiten zum Grunde liegt, die Personifikation gewisser physischen oder intellektualen Gegenstände sei. Man schien ferner einig zu sein, dafs, während bei einigen Gottheiten die ursprüng-

*) Diese Abhandlung ward der Akademie der Wissenschaften in Berlin, vor meinem Eintritt in dieselbe, überreicht, und aufgenommen in den Band der Schriften derselben vom Jahre 1803.

liche Personifikation sich ganz einfach oder leicht modificirt erhalten habe, wie z. B. die des Meers oder Wassers im Poseidon, die der Liebe in der Afrodite, sie durch zufällige Umstände bei andern verändert, verdunkelt oder gar verwischt sein konnte, und dafs also z. B. in den Gottheiten der Dichtkunst, der Kunstarbeit, der Jagd, in dem Götterboten Hermes, eben solche einfachere Gegenstände personificirt zum Grunde lagen oder liegen konnten. Diese nun aufzusuchen, liefs man sich theils durch Analogie leiten, theils verfolgte man solche historische Spuren, deren Uebereinstimmung kein Werk des Zufalls sein konnte, und wobei man sich also nur erst gehörig versichern mufste, dafs sie nicht etwa das Werk einer verfälschenden Systemsucht war. Dergleichen Spuren fand man besonders in Namen, in Epitheten und in Attributen, bei welchen sich das alte Volk selbst oft gar nichts mehr, oder nichts bestimmtes, am häufigsten etwas falsches dachte. Ohne Bedenken glaubte man dabei von dem Satz ausgehn zu können, dafs das Volk späterhin, das heifst jedoch schon lange vor Homers Zeiten, häufig gewisse Attribute wörtlich und körperlich verstanden habe, welche ursprünglich symbolisch gemeint waren.

Dafs die Resultate dieser Untersuchung mancher Berichtigung fähig waren, lag in der Natur der Sache; aber ganz unerwartet war es, als in unsern Tagen der ganzen Theorie, nicht etwa blofs gewissen Uebertreibungen und Mifsbräuchen derselben, der Krieg angekündigt, und namentlich einige Resultate derselben, die man als ganz unbezweifelt anzusehen gewohnt war, für völlig falsch erklärt wurden. Erschütternd mufste es dabei für jeden wahrheitliebenden Anhänger der alten Methode sein, wenn dieser Angriff nicht blofs mit dem Feuer einer lebhaften Fantasie, sondern mit der Kälte einer mühsamen Forschung, nicht von einem plötzlich aufgestandenen anmafsenden Neuling in der Litteratur, sondern von einem durch häufige reiche Ausbeute, die er uns verschafft, beliebten und bewährten Arbeiter in den Schachten des Alterthums geführt ward. Joh. Heinrich Vofs verwirft das ganze erst beschriebene Verfahren, weil dadurch, wie er sagt, oder

wie ich ihn wenigstens verstehe, die Allegorie, welche eine Erfindung viel neuerer Zeiten sei, hinaufgerückt werde in die Zeiten des einfachen Menschen, dem sie fremd sei.

Sich über diese und andere damit verbundene Behauptungen erst zu verständigen, und sie dann befriedigend zu erörtern, ist ein Geschäft, welches, wenn es auch ohne Anmafsung von mir übernommen werden könnte, wenigstens kein Gegenstand für eine einzele beschränkte Abhandlung ist. Nur als eine vorläufige, dem tieferen Untersucher vielleicht nützliche, Probe, ob wirklich die alte Theorie so ganz unhaltbar, die neue so ganz unbestreitbar sei, werde es mir vergönnt, die Gründe der alten Deutung zweier Gottheiten, worauf sich der gegentheilige Angriff gewissermafsen koncentrirt, wo nicht in ein neues, doch in ein volleres Licht zu setzen.

So lange man sich wissenschaftlich mit Mythologie beschäftigt, das heifst seit länger als zweitausend Jahren, erkannte man in *Apollon* und *Artemis*, *Sonne* und *Mond*, und glaubte alle übrigen Bestimmungen, welche beiden Gottheiten anhangen, aus diesen Grundbegriffen ableiten zu können. Nur einzele Systematiker, deren Systeme aber kein Glück machten, wichen hievon ab. Jetzt wird auf einmal jene alte Erklärung selbst als die Geburt *alter* Systematiker dargestellt. Vofs schreibt die erste Stempelung jener Gottheiten zu Sonne und Mond den allegorisirenden Philosophen des nachherigen Griechenlandes zu, deren Zweck gewesen, Vorstellungen, die der Gottheit würdig wären, in die Religion des Volkes zu bringen. Glauben wir ihm, so finden sich die häufigen Verwechselungen Apollons mit dem Sonnengott, Artemis mit der Mondgöttinn, nur in den Werken der Dichter und Philosophen seit jener Zeit. Er selbst setzt die Gottheiten der *Weissagung* und der *Jagd* als die ältesten Grundbegriffe jener beiden Namen fest.

Man verdenke mir es nicht, dafs ich bei der Deutung alter Gottheiten, also bei einer philosophischen Untersuchung, das Alter der einen Meinung mit einigem Gewicht erwähnte. So verdienstlich es unstreitig auf der einen Seite ist, wenn scharfsinnige und gelehrte Männer sich

weder von einer Reihe von Jahrhunderten, noch durch das Ansehen der gröfsten Namen abhalten lassen, die Spuren des Irrthums zu verfolgen, und, wenn sie sich davon gründlich überzeugt haben, aber nur dann erst, die Möglichkeit eigenes Irrthums auf sich nehmen, und ihre Ueberzeugung eben so gründlich darlegen; so verdienstlich ist es doch gewifs auch auf der andern, darauf zu wachen, dafs, durch die gehäuften Beispiele einer mit mehr oder weniger Glück ausgeübten Kritik dieser Art, unser Zeitalter nicht zu leichtsinnig werde gegen den Glauben von Jahrtausenden. Freilich ist die Zeit in ihrer Dauer oft die Mutter eines Irrthums; aber sie ist auch oft nur der Vorhang, der die Gründe verbirgt, worauf eine allgemein geglaubte Wahrheit beruht. Vor zweitausend Jahren zweifelte kein vorurtheilsfreier Alterthumskenner, dafs Apollon identisch mit dem Sonnengott sei, man gab sich vielleicht gar nicht die Mühe es zu demonstriren; man entdeckte, man lernte es nicht; man sah es ein, man fühlte es. Allmählich verwischt die Zeit einen Bestimmungsgrund jener Ueberzeugung nach dem andern, während dafs diese selbst nichts destoweniger immer fortdauert. Plötzlich geweckt durch einige feine Bemerkungen eines denkenden Forschers, ziemt es uns nun, ehe wir dem Zweifel Raum geben, uns erst zu bestreben, jene alten Bestimmungsgründe, oder in deren Ermanglung andere, die es vielleicht nicht waren, aber es zu sein verdienten, wieder hervor zu bringen. Dies ist meine Absicht im vorliegenden Falle; und die Wichtigkeit, welche meinem Gegenstande an sich selbst fehlen mag, leiht demselben vielleicht die aus dem eben gesagten fliefsende Anwendung auf andere Fälle, die unsern Geist oder unser Herz näher betreffen könnten.

Da wir Gründe des Alterthums aufsuchen, so müssen wir uns ganz in dasselbe versetzen. Wenn also gleich meine gegenwärtige Untersuchung sich auf Apollon und Artemis beschränken soll, so erlaube man mir doch, mich zuförderst mit allen eigentlichen *Nationalgottheiten* der Griechen zu umgeben, das heifst mit denjenigen, welche gleichsam mit der Nation selbst aufwuchsen, nicht erst bei zunehmender Kultur durch theologisch-dichterische Erfin-

dung oder durch Vermischung mit fremden Nationen hinzukamen. Jene aufzufinden, mufs man, dünkt mich, von folgenden Grundsätzen ausgehen.

In den ersten Zeiten hat ein Volk nur wenig Götter. Wenn mit der Zeit die Anzahl sich noch so sehr vergröfsert, so bleiben unfehlbar jene ersten wenige fortdauernd Hauptgötter. Man darf also nur diejenigen Gottheiten der Griechen, deren Verehrung durch Tempel und Feste am allgemeinsten verbreitet war, oder deren Götternamen im gewöhnlichen Leben am häufigsten vorkamen, mit Ausschliefsung derer, die von den Alten selbst nur für untergeordnete Gottheiten und für Halbgötter angesehn wurden, zusammen nehmen, so kann man sicher sein, dafs man jene ältesten, und folglich die wahren Nationalgottheiten, mit darunter hat. Solche Gottheiten sind nun Zeus, Hera, Poseidon, Hades, Demeter, Hestia, Pallas, Apollon, Artemis, Ares, Hefästos, Afrodite, Dionysos, Hermes. Wenn in dieser Reihe noch Götter ausländischen Ursprungs sich befinden, so läfst es sich erwarten, dafs die Merkmale davon in dem Mythos, auch wol in dem Namen derselben sichtbar sein werden. So ist der asiatische Ursprung anerkannt beim *Dionysos;* denn dafs er in Theben geboren ist, beweist nichts für seine griechische Herkunft. Theben war der Mittelpunkt der kadmeïsch-asiatischen Mythologie; ein Gott, dessen Dienst den übrigen Griechen aus Theben *zukam*, war für sie in Theben *geboren.* Zweifelhafter ist es bei der Afrodite. Ihr Mythos führt einerseits nach Kypros und Asien, und gewifs ist Afrodite nur ein gräcisirter asiatischer Name. Anderseits ist aber doch diese Gottheit in die ältesten Mythen verwebt. Wir wollen also den Dionysos streichen, die Afrodite uns einstweilen merken, und nun die uralten Nationalgottheiten auf einem andern Wege zu fassen suchen.

Wir wollen nachdenken, welche Gegenstände einem rohen Volke, das noch keine Götter sucht oder erfindet, sondern dem sie sich gleichsam von selbst in den Weg stellen, welche Gegenstände einem solchen Volke am leichtesten als Götter, und zwar als mächtige Götter, sich dar-

stellen. Mit diesen wollen wir dann sogleich einzele aus der obigen Reihe griechischer Hauptgottheiten vergleichen; wobei wir uns freilich der bisher gangbaren Ansicht der Dinge nicht ganz werden enthalten können — noch ist sie ja nicht abgeschafft; — doch wollen wir nichts annehmen, was nicht einer ganz unbefangenen Beurtheilung als ungezwungen und natürlich sich empfehlen würde.

Die älteste Religion eines Volkes erhebt durch Personifikation zu Gegenständen der Verehrung gewöhnlich: 1) Die auffallendsten *physischen Gegenstände.* Wir finden also: den *Himmel* im Zeus; *Wasser, Meer* im Poseidon. Demeter ist, ihr Name sagt es deutlich, die *Erde.* Hades gehört gleichfalls, obgleich als negativer Begriff hieher; er ist *was man nicht sieht* und was *unter der Erde* vorauszusetzen jenes Menschenalter so vielfach veranlafst ward. Das *Feuer*, eine der natürlichsten und frühesten Gottheiten, fand man von jeher im *Hefästos.* Ich glaube nicht dafs eine Deutung natürlicher sein kann. Kein Uebergang von einem rohen zu einem gebildeten Volke kann einleuchtender sein, als dafs dieses in dem furchtbaren Gotte, den die geschreckte Einbildungskraft des ersteren sich aus dem Feuer schuf, nunmehr den Urquell aller mechanischen Künste verehrt. Auch ist ja immer von der ältesten Zeit an, diejenige Kunst bei welcher das Feuer am unmittelbarsten wirket, Hefästos Hauptbeschäftigung, und Feuerscenen seine stete Umgebung. — Dafs Hera die *Luft* sei, obgleich auch Plato (im Kratylus) es annimt, ist dagegen bei weitem nicht so einleuchtend; auch scheint sich die Luft nicht zu einem solchen Gegenstande zu eignen, der sich dem roheren Menschen so auffallend darböte, dafs er ihn zu einer Hauptgottheit machte. Die Luft wird ihm nur sinnlich als *Wind*, in welchem es keine Einheit erkennt, sondern nur eine Schaar von Dämonen; und selbst dem Könige, welchen der Grieche diesen luftigen Wesen vorsetzte, lieh er nur die dienstbare Götterwürde des zweiten Ranges. — 2) *Abstrakte Begriffe* erhebt ein junges Volk noch wenig zu eigenen Gottheiten, das heifst, es kommt seltner darauf, sich eine *Eigenschaft in abstracto* zu denken, und sie dann zu personificiren,

oder für irgend ein im ganzen gedachtes *Geschäft* auch einen blofs dafür existirenden Gott sich zu denken. Es trägt die Macht und Aufsicht über solche Gegenstände lieber einer schon vorhandenen physischen Gottheit auf, wie die Fruchtbarkeit der Erde, die Kunstarbeit dem Feuergott u. s. w. Einige Haupt-Abstrakta jedoch, die sich sehr früh in der Sprache bilden, werden auch früh personificirt, und kommen daher fast bei allen Völkern als alte Gottheiten vor: *Klugheit*, *Sprache*, *Mannheit*, *Liebe*. Die Griechen haben dafür Pallas, Hermes, Ares, Afrodite; in welchen es der gewöhnlichen Theorie nie eingefallen ist Symbole physischer Gegenstände zu suchen; zum Beweise, dafs sie nicht so ganz im Geiste willkürlicher Systematiker verfuhr, als man ihr jetzt Schuld gibt. Uebrigens werden wir also auch von dieser Seite veranlafst, *Afrodite* als altgriechische Gottheit anzuerkennen. Wirklich ist bei jedem Volke die Liebe eine Hauptgottheit (Venus, Freia, Astarte u. s. w.) Unmöglich kann sie also den ältesten Griechen gefehlt haben. Wenn demnach gleich, wie ich überzeugt bin, Afrodite eine Asiatin ist, so hindert dies doch nicht, dafs eine altgriechische Liebesgöttin schon früher existirte, welche von der fremden entweder verdrängt, oder zu einem Vergleich gezwungen ward. Gewifs war die Göttin, welche die Theogonien zur Mutter Afroditens machen, *Dione*, ursprünglich die Liebesgöttin selbst; daher die häufigen Verwechslungen zwischen Dione und Afrodite bei den Alten. Aber Dione galt, wie ich an einem anderen Orte gezeigt habe *), bei jenen uralten Griechen, den Pelasgern in Epirus, für die Gemahlin des Zeus, von dessen anderer Namensform *Δίς*, *Διός*, jenes blofs die weibliche Form (wie Juno von Jovis) ist. Gewifs nicht zu kühn ist also die dort angedeutete Vermuthung, dafs *Hera* ursprünglich ganz einerlei mit der Dione ist, wenn gleich eine Abweichung in der mythischen Genealogie sie trennte, und dafs folglich Hera, deren eigentliches Götter-Amt uns oben problematisch war,

*) In dem hier nachfolgenden Aufsatz II.

die echte, alte Liebesgottheit ist; wovon die unverkennbare Spur in dem Vorsitz, den sie über die *Ehen* und *Hochzeiten* führte. Dies war also gleichsam ihr Vergleich mit der Ausländerin Afrodite, sie blieb Himmelskönigin und Göttin der Ehen, Afrodite Göttin der Liebe im weiteren Sinn. Aus dem Namen *Hera* kann ich nichts etymologisiren; doch seh' ich nicht ein, warum er mit ἔρος, die Liebe, nicht eben so gut (das heifst gleich schlecht) verwandt sein sollte, als mit *ἀὴρ*, die Luft. Demnach wäre denn die Erklärung der Hera für die *untere Luft* wirklich ein Produkt jener neueren Philosophie. Man könnte freilich sagen, die *Wolken* seien ein solcher sichtbarer physischer Gegenstand, dergleichen wir oben aufsuchten, und von welchem die Hera sehr wohl ausgehn konnte. Allerdings; nur dafs das alte Volk die Wolken nicht vom Himmel trennt. Wolken und Himmel sind ihm wesentlich eins, und Zeus ist beides. — Wir wollen also auch Afroditen aus der Zahl der alten Nationalgottheiten streichen, und die Hera in ihre ungeschmälerten Rechte setzen.

Hestia bleibt mir für jetzt noch ein zweifelhaftes Wesen. Ich kann weder rückwärts in ihrem ziemlich zusammengesetzten Begriff den einfachen Naturbegriff *auffinden*, der bei dem alten Volke die Vorstellung einer eigenen Haupt-Gottheit, die nicht unter den andern sich schon befände, erwecken konnte, noch *a priori* einen solchen *erdenken*, um ihn ihr anzupassen. Auch der Name hilft mir nichts. *Ἑςία* heifst der *Heerd*. Aber hat der Heerd von der Gottheit den Namen, oder umgekehrt? Im letztern Falle müfsten wir die Hestia nothwendig, trotz ihres vornehmen Ranges, für eine Gottheit neuerer Schöpfung als jene anderen ansehn, da das Wort *ἑςία* für den Heerd noch in den neuesten Zeiten im gewöhnlichen Sprachgebrauch war. Die vollkommenste Analogie lehrt uns aber, dafs *jede Gottheit die ihren einzigen Hauptnamen von der unveränderten echt griechischen Benennung des Gegenstandes hat, dem sie vorsteht, keine alte Gottheit ist,* so hoch oben sie auch in der mythischen Genealogie steht, wie *Γῆ, Οὐρανὸς, Ὠκεανὸς* u. dgl. In Ermangelung einer

befriedigenden Auskunft hierüber in Betreff der Hestia, werde ich sie also aus der Zahl der vornehmen und alten Götter einstweilen nur beseitigen, da eine unerklärt gelassene Gottheit der Wahrscheinlickeit, die ich nun aus dem Ganzen ziehen will, wol nicht schaden wird *).

Die *bisher aufgefundenen* ältesten Nationalgötter sind also, wenn ich meine Vermuthung über die Liebesgöttin vor der Hand als gewifs annehme, folgende:

Zeus, Himmel; Demeter, Erde; Poseidon, Wasser; Hades, Unterwelt; Hefästos, Feuer — sind physische Gegenstände.

Pallas, Klugheit; Ares, Mannheit; Hera, Liebe; Hermes, Sprache — sind abstrakte Begriffe.

Hier mufs es jedermann auffallen, dafs zwei physische Gegenstände, die sich vor allen andern zur ältesten göttlichen Verehrung eignen, dafs *Sonne* und *Mond* von mir übergangen worden, und dafs auch gerade noch ein Gott und eine Göttin, *Apollon* und *Artemis*, für sie übrig sind. — Nein, sagt man, für Sonne und Mond hatten die Griechen zwei eigne Gottheiten, *Helios* und *Selene*. Allerdings; so wie sie auch eine *Γῆ* oder Gaia hatten, welche unbezweifelt ursprünglich einerlei ist mit der mytho-

---

*) Ferneres Nachdenken hat es mir wahrscheinlich gemacht, dafs der *Stein*, als das Wesen und die Grundlage, und somit als das Symbol einer *festen Wohnung*, ein uralter Fetisch war, der beim Fortschreiten der Kultur sehr natürlich in die Gottheit des Hauswesens überhaupt sich verallgemeinerte. Hiebei ist es aber nicht zu verwundern, dafs der Begriff zugleich in die feste Bestimmung und mit Beibehaltung seines Namens im Griechischen, in den *Heerd* überging. Vielleicht findet das deutsche Wort *Stein* in der griechischen Sprache in den Wörtern *στία, στίον, ψιὰ, ἐψία,* eine Verwandschaft, und zugleich den begreiflichen Uebergang in das Wort *ἑστία*. — Zwar führt mich auch das Wort *lar* in dieselbige Gedankenverbindung. Denn *lar* ist *λᾶς*; und sehr natürlich ging der Begriff des *Haus-Steins* durch religiöse Ideen als *lar familiaris* und schützender Fetisch, in einen Haus-Dämon über. Dafs aber dieser Name buchstäblich in eine ganz andere Wortfamilie gehört, als *ἑστία*, befremdet nicht, da die griechische Religion den *lar* nicht kannte, die römische aber eine Zusammensetzung aus den Nationalideen vieler Völkerschaften ist.

logisch ganz verschiedenen Demeter; einen Pontus der sich eben so zum Poseidon, eine Metis die sich eben so zu ihrer mythologischen Tochter Pallas verhält. Ich wiederhole hier den eben bei Gelegenheit der Hestia vorgetragenen Satz, um mich noch näher darüber zu erklären. Jede Gottheit, deren Name eine der gangbaren griechischen Benennungen des Gegenstandes ist, dem sie vorsteht, ist, unter diesem Namen, neuere Gottheit. Man wird dies leicht zugeben, aber dagegen behaupten, die Gottheit, Helios zum Beispiel, habe von jeher geheifsen wie die Sonne selbst; jede ältere Namensform für die Sonne, sei eben so gut Name des Sonnengottes gewesen, als die neueste Form Helios; und folglich müsse stets neben Apollon ein eigener Sonnengott existirt haben; folglich sei Apollon nicht die Sonne. Diese Vorstellung streitet aber gegen die vollkommenste Analogie. Man durchlaufe die Hauptgötter aller vielgöttischen Nationen, und sehe zu, wie viele darunter den einheimischen gebräuchlichen Namen des Gegenstandes tragen, dem sie vorstehn, und man wird finden, dafs sie höchstens die sehr sparsame Ausnahme ausmachen. Alle Analogie zeigt dagegen folgenden Gang. Zuerst trägt die Gottheit als Personifikation eines physischen oder intellektualen Gegenstandes freilich denselben Namen wie dieser selbst. Allmählich trennen sich aber die Begriffe; man spricht von dem Gegenstand, als Gottheit, in einem andern Tone, gibt ihm Epithete, die zu Namen werden, oder die Gottheit behält auch wol, gleichsam als ehrwürdigere Benennung, eine solche Namensform des Gegenstandes, die im gewöhnlichen Gebrauche veraltet ist, und worin das Volk, eben dieser Veraltung wegen, nun gar nicht mehr den Gegenstand, sondern blofs den Gott erkennt. Von dem Augenblick dieser Absonderung an, ist nichts leichter möglich, als dafs bei der Häufung von Attributen, die bei einer allgemeinen Gottheit immer zunimt, das Volk das eigentliche Wesen der Gottheit ganz aus den Augen verliert, und dasjenige Attribut, das sich auf ein gröfseres Bedürfnifs des Menschen gründet, nunmehr als Hauptbestimmung der Gottheit ansieht. Kein

auffallenderes Beispiel hievon als *Demeter.* Es ist eine bekante Sache, dafs *Δῆ* weiter nichts ist, als ein Dialekt von *Γῆ,* die Erde, und Demeter folglich weiter nichts heifst als *Mutter Erde.* Diese Gottheit ist also aufser allem Zweifel ursprünglich und eigentlich *die Erde* selbst. Allein unter den Attributen der Erde war keines auf ein gröfseres Bedürfnifs des späteren kultivirten Griechen gegründet, als das Attribut der *Getreide-Geberin;* und so mufste in der religiösen Vorstellung die Göttin der Erde der Göttin des Getreides weichen, und so sehr weichen, dafs für den seltneren Kultus der *Erde,* im einfachen philosophischen Sinne des Wortes, sich unter dem gewöhnlichen Namen dieses physischen Gegenstandes *Ge* oder *Gaia* allmählich eine *ganz verschiedene Göttin* von jener absonderte. Und dergleichen eingeschränktere, und in diesem Sinne *neue,* Gottheiten, wie die *Gaia,* sind nun offenbar auch *Helios* und *Selene.* Sie gehören in die allgemeine Naturreligion; aber gar nicht in die National-Religion der Griechen. Kein einziges Hauptfest, keine Nationalfeier geschieht ihnen zu Ehren; kein Schwur bei ihnen, keine religiöse Formel ist im alltäglichen Gebrauch. So vornehm und hehr diese Gottheiten dem Verstande erschienen, und daher auch Ehrfurcht in Handlungen und Aeufserungen bewirkten; im *Herzen* des Griechen behaupteten sie nur den Rang von Nebengottheiten, von neuen Göttern. Und hiemit ist es keinesweges im Widerspruch, wenn sich etwa irgendwo in Griechenland ein uralter Tempel, ein uralter Ritus zu Ehren z. B. der Selene fand; so wenig als eben dies mit der Erde der Fall ist. Die oben erwähnten Trennungen der Begriffe geschehen ja nicht in einem einzigen Kopfe, sondern bei einer ganzen Nation. Nun ist es aber sehr natürlich, dafs während aller mit dem Begriffe der Gottheit vorgegangenen Veränderungen, doch dort und da ein Ritus sich erhielt, der in so deutlicher Beziehung suf den ersten einfachen Gegenstand der Verehrung, z. B. die Erde, die Sonne, stand, dafs man sich bei einer solchen Feier fortdauernd eben diesen Gegenstand als Gottheit dachte; welcher man daher auch immer den zu jeder Zeit üblichen

Namen desselben gab. Statt uns durch solche einzele Erscheinungen in der Götterlehre der Alten irre führen zu lassen, wollen wir uns wieder an den Satz erinnern, von welchem wir ausgingen. Bei einem vielgöttischen Volke gehen die wenigen ersten und einfachen Gottheiten nicht nur nicht verloren, sondern sie werden durch ihr ehrwürdiges Alter und durch die Häufung der Attribute, welche die Länge der Zeit mit sich führt, die Hauptgottheiten. Schon allein dadurch also, daſs, wie schon gesagt, Sonne und Mond unfehlbar unter den allerältesten Gottheiten waren, welche die Voreltern der Griechen verehrten, und daſs bei unserer Vertheilung dieser ältesten Gottheiten unter die nachherigen Hauptgötter des Volks, für Sonne und Mond gerade nur noch Apollon und Artemis übrig bleiben, schon allein dadurch, sage ich, wird es höchst wahrscheinlich, daſs die gewöhnliche Deutung dieser beiden Götter auf jene beiden Gegenstände zugleich auch die richtige ist.

Die Gegenpartei nimt an, Apollon sei ursprünglich blos Gott der Weissagung gewesen und Artemis Göttin der Jagd. Also Weissagung und Jagd sollten zu jenen einfachen Abstrakten gehören, wie Liebe, Klugheit u. s. w. die sich ein Volk, eben weil sie ihm zu abstrakt sind, und die Sprache sie ihm doch darbietet, so leicht personificirt? Gewiſs nicht. Unfehlbar würde auf diesem Wege, die Jagd mit dem abstrakteren Begriffe Muth, Mannheit, und die Weissagung mit Klugheit, oder auch mit Sprache, zusammengefallen sein. Doch so denkt man sich's auch nicht; man nimt vielmehr an, das Volk habe sich eine Göttin der Jagd gebildet, um sie zu diesem Behuf anzubeten. Aber hier verfehlt man ganz den Gang des menschlichen Geistes. Rohe Völker bilden sich nie eine Gottheit aus nichts, um ihr ein Geschäft aufzutragen. Nicht nur daſs *Götter* seien, sondern selbst daſs diese und jene *bestimmte* Gottheit sei, ist ihnen ein Gegenstand der Erfahrung, so wie die Existenz dieses oder jenes Menschen. So *erfuhren* sie jene allerersten physischen Götter, Sonne, Mond, Feuer u. s. w. So stellten sich ihnen unvermerkt, ohne ihren Willen, blos durch Eingeschränktheit der Spra-

che und der Begriffe, auch andere Gegenstände, wie Erde und Meer, wie Liebe und Klugheit, als Gottheiten dar. Hatten sie nun ein Bedürfnifs, so wandten sie sich damit an irgend eine von den Gottheiten, von welchen sie *wufsten*, dafs sie da waren, und zwar an diejenige, von welcher sie dachten, dafs sie sich ihrer Natur nach am besten darauf verstehen müsse; ganz nach denselben Schlüssen, wornach sie sich in kleineren Bedürfnissen an diesen oder jenen Menschen wandten. Freilich war nun die Jagd ein uraltes Geschäft und die Weissagung ein uraltes Bedürfnis des Menschen; aber desto einleuchtender ist auch die Richtigkeit der Erklärung, welche die Gottheit von beidem mit den zwei *ältesten* Göttern verbindet. Und an wen wandte man sich natürlicher, wenn man verborgenes wissen wollte, als an den Gott der alles sieht? Wen betete der oft fern von seiner Hütte auf dem Gebirge übernachtende Jäger natürlicher an, als die Königin der Gestirne?

In späteren Zeiten allerdings werden Götter blos dazu erdacht, um ihnen die Meisterschaft über dies oder jenes Geschäft beizulegen; aber dann werden sie nie Hauptgötter; sondern sie gehören in die Klasse eines Päon oder Aeskulap, eines Pan, eines Plutus u. dgl.

Nachdem wir also gesehen haben, wie schicklich Apollon und Artemis eine Lücke ausfüllen unter den alten physischen Gottheiten, und wie schlecht sie sich ausnehmen unter den intellektualen; so wollen wir beide Götter nun auch an und für sich betrachten, und bei ihrem *Namen* anfangen. Die griechische Mythologie unterscheidet sich in diesem Stück von andern nicht nur dadurch, dafs sie so sehr viel Epithete ihrer Gottheiten hat, die anstatt ihrer gewöhnlichen Namen in Gedichten gebraucht werden, wie *ἐνοσίχθων*, *ἐνυάλιος*, *εἰραφιώτης* und eine Menge andere; sondern dafs auch eben solche Epithete statt der eigentlichen Namen in den gewöhnlichen Gebrauch kommen. Die Namen *Ἀθηναία* und *Κύπρις* und *Πλούτων* werden ganz so gebraucht wie *Παλλὰς* und *Ἀφροδίτη* und *Ἅιδης*. Bei physischen Gottheiten wurde der Gebrauch ihrer Epithete als eigener Namen desto nothwendiger, weil man, ungeachtet die Gegenstände selbst für Götter galten,

doch andere Namen für sie als Götter bedurfte, damit man wufste, wann man im gemeinen Leben ihrer als Gottheiten erwähnte, und in der Götterlehre, wann als physischer Körper. Wenn wir also bei Untersuchung der Namen unserer beiden Gottheiten nur finden, dafs sie als ursprüngliche Epithete gut zu Sonne und Mond passen, so ist auch von dieser Seite alles geleistet. Ueber den Namen *Apollon* will ich, da er mich in andere Untersuchungen führen würde, hier weiter nichts sagen, als dafs die gewöhnliche Etymologie, da er einen *Verderber* bedeutet, und gewifs auch von den Alten so genommen ward, so verwerflich fürwahr nicht ist. Freilich war Apollon (oder er ward es später, denn dies wollen wir hier nicht untersuchen) auch der Erhalter; aber nur wer verderben kann, kann wahrhaft erhalten; nur der Gott welcher Pestilenzen schicken konnte, war der wahre Gott der Heilkunst. Um so beweisender ist aber der Name *Phöbos*, welchen Apollon im Homer schon führt; es wäre nur Eigensinn, wenn man ihn anders deuten wollte, als den *Stralenden*; und es ist nur Nothhülfe, wenn man anführt, dafs alle Götter vermöge ihrer Gottheit, dieses Beiwort führen können. Den Namen *Phöbe*, für die Göttin, führe ich itzt nicht an, weil ich nicht gleich weifs, wie alt der Gebrauch desselben ist; indessen führt ihn doch die Grofsmutter beider Gottheiten schon im Hesiod, und wer einigermafsen mit der Entstehung dieser mythologischen Genealogien bekant ist, erkennet gleich dafs dadurch auf eine *stralende* Nachkommenschaft gedeutet wird. *Artemis* aber, der Hauptname selbst der Göttin, was heifst er anders als i n t e g r a, die *Unverletzte* *)? Dies kann auf nichts anderes gehn als auf die Jungfrauschaft, und beweiset also dafs dies Attribut der Göttin schon sehr alt ist. Und nun urtheile man, auf welche Gottheit der Begriff der *Reinheit*, der *Keuschheit*, bei einem rohen Volke besser pafst, ob auf den Mond — oder auf die Jagdgöttin **).

---

*) Ἀρτεμής heifst *unversehrt* in der homerischen Sprache.

**) Wer mit der Entstehung einer Mythologie, d. h. eines Mythensystems, nicht recht bekant wäre, könnte mir hier einen

Und nun auch die übrigen Attribute; versteht sich die uralten, vorhomerischen Attribute. — Beide Gottheiten schiefsen mit *Pfeilen*. Der erste Anblick zeigt wenigstens eine Analogie zwischen beiden, womit die Deutung auf Sonne und Mond so schön übereinkommt. Aber was bedeuten nun die Pfeile? Es ist wahrlich kein treffender Spott, wenn Vofs sich darüber aufhält, dafs man Apollons *Haare* auf seine — Stralen, sein *Schwert* auf seine — Stralen, seine *Pfeile* auf seine — Stralen deute. Haben wir denn Einen Dichter vor uns, dem wir es zum allerdings gegründeten Vorwurf machen würden, wenn er Einen Gegenstand durch drei verschiedene Allegorien bezeichnete? Haben wir nicht vielmehr das ganze Alterthum vor uns? Reden wir nicht von einer Volksgottheit, deren Attribute sich das Volk gar nicht als Allegorien, sondern als Wirklichkeiten denkt? Wenn alte Sänger des Sonnengottes Stralen durch lange Haare andeuteten; wenn andere in anderen Gesängen eben dies durch Pfeile, noch ein anderer durch ein goldenes Schwert bezeichnete; so ist doch wol jedem dieser Dichter einzel kein Vorwurf zu machen. Und wenn nun das Volk endlich so weit kommt, dafs es seine Gottheiten ordentlich bildet und malt; ist es dann ein Wunder, wenn es den Jüngling, der die Sonne vorstellt, mit solchen Haaren und solchen Waffen bildet, wie alte, von ihm wörtlich verstandene, Gesänge es lehren? Von nun an aber ist an keine Allegorie weiter zu denken; alle jene Attribute sind Wirklich-

---

ganz artigen Einwurf durch die Bemerkung machen, dafs unsere Göttin gerade in der keuschen Scene mit dem Aktäon als *Jägerin*, und in der völlig entgegengesetzten mit dem Endymion als *Mondgöttin* erscheint. Aber man bedenke doch ja, dafs wir bei einer solchen Untersuchung die alten Mythen in ihrer Einzelheit vor Augen haben müssen. Dafs nun der Mythos, der unserer Göttin das Prädikat der Keuschheit gab, die Mondgöttin vor Augen hatte, scheint mir einleuchtend; dies hindert aber nicht, dafs ein anderer dieselbe Göttin wie die meisten ihrer Schwestern schilderte, und noch weniger, dafs das nachherige Mythen-System, welches hier zwei Gottheiten erkannte, die Rollen nach seiner Bequemlichkeit unter sie vertheilte.

keiten, die auch in einzelen Gesängen vereinigt werden dürfen, so weit sie als Wirklichkeiten vereinbar sind. Neue Attribute entstehen aus den so verstandenen alten; und die gewöhnliche Vorstellung, dafs Artemis Jagd-Gottheit erst aus diesen Pfeilen entstanden sei, ist keinesweges zu verwerfen; da wenigstens so viel gewifs ist, dafs wenn dieser Begriff schon früher (auf die oben angedeutete Art) mit Artemis verbunden war, das Attribut der Pfeile ihn sehr begünstigte, und ihn vielleicht nun erst dieser Göttin so ausschliefsend eigen machte.

Was aber Apollons *Haare* betrifft, so haben diese allein fast Beweiskraft. Ich frage jeden Unbefangenen, wenn bei einer unbekanten Nation ihm eine Gottheit vorkäme, die durch einen Jüngling vorgestellt würde, an welchem so recht angelegentlich die langen Haare — sonst Frauen-Attribut; und Apollon ist nicht weibisch — merkbar gemacht wären, ob er nicht sogleich auf das Stralenhaupt der Sonne fallen würde, und die Gottheit also für die Sonne annehmen, sobald nur nichts sonst an derselben wäre, was dieser Deutung widerspräche.

Und nun vollends: Apollon und Artemis sind *Bruder und Schwester!* — Ich lasse diesen Umstand für sich allein sprechen.

Aber mehr noch: sie sind Kinder der *Leto* oder *Latona.* Dafs diese Göttin ursprünglich die *Nacht* sei, ist, soviel ich weifs, alte Erklärung. Ich kann es aber auch den Gegnern der von mir vertheidigten Meinung nicht übel nehmen, dafs wenn sie einmal die Deutung jener beiden Götter für ein späteres Hirngespinnst erklären, sie auch die Deutung der Leto auf die Nacht, als ein aus jener Deutung und zu gunsten derselben entstandenes abermaliges Hirngespinnst ansehen. Doch nun auch unparteiisch betrachtet. Wenn irgend ein physisches Phänomen, aufser den anfangs erwähnten, noch verdiente, schon in ziemlich alten Zeiten, wenn auch nicht als eine der hochwaltenden Gottheiten, doch immer als Gottheit, personificirt zu sein, so ist es die Nacht. Demungeachtet findet man in der ganzen Mythologie keine allegorische Person, worin man die Nacht mit einiger Deutlichkeit erkennete;

ausgenommen die ganz derben Theogonien, die jedes Ding bei seinem Namen nennen. — Nun betrachte man diese *Leto*. Sie ward als Gottheit wirklich in eigenen Tempeln verehrt, obgleich ihr Dienst nicht so ausgebreitet war, als jener vornehmsten Götter. Sie ist auch offenbar eine gediegene Gottheit, denn sie ist aus der obersten Reihe in der Götter-Genealogie, wo man an vergötterte Heroen noch nicht denken kann; sie ist Titanentochter. Und doch ist sie unter den wirklich verehrten alten Gottheiten Griechenlands die einzige, von welcher man nicht recht sagen kann, welchem Dinge sie vorstand. Sollte also die Deutung, welche sie doch gehabt haben muſs, späterhin so ganz verschwunden sein? und das bei einer Göttin die in der Mythologie keine unbedeutende Rolle spielt? Ich zweifele also nicht, daſs Nacht und nächtliche Werke schon vor Alters ihr anerkanntes Göttergebiet waren. Hiemit stimmt denn auch ihr Name auf's beste überein, der so offenbar auf *verbergen* und *verhüllen* führt; der Vergleichung mit andern Sprachen, die itzt zu weit führen würde, nicht zu gedenken. Ich führe nur noch die *Laverna* der Lateiner an, deren Schutzamt über Diebstahl, Betrug ihr nächtliches Reich verräth, und deren Name so leicht an jene Göttin erinnert *). Wenn nun eine solche Gottheit Mutter zweier anderer Gottheiten ist, die sich nicht uneben auf Sonne und Mond deuten lassen, ist da die Wahrscheinlichkeit, daſs sie die Nacht sei, so gering? oder unterstützt alsdann nicht vielmehr eine Hypothese, wenn man es bloſs *dafür* erkennen will, die andere aufs beste?

Ich komme nun auf das letzte; die *Quelle* dieser Deutungen. Offenbar ist dies bei philosophischen Gegenständen, wo man sich selbst genug sein sollte, die unbedeu-

*) Wem die Verschiedenheit zwischen Latona und Laverna zu groſs wäre, der vergleiche *κλιτύς clivus, τίλλω vello.* Dabei braucht man aber nicht anzunehmen, daſs *τ* in *v* verwandelt, sondern vielmehr daſs eine ältere und härtere Aussprache (etwa Latverna, clitvus, tvello) in verschiedenen Dialekten auf verschiedene Art weicher ward.

tendste Untersuchung; in welcher aber demungeachtet diesmal die Hauptsache des gegen jene Theorie gefafsten Hasses liegt. Es geht nehmlich hier wie bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen. Lange Zeit bedienen sich die Menschen, in ihren Lehrsystemen aller Art, falscher Principien, fehlerhafter Theorien, unlauterer historischer Quellen. Es kömmt eine Zeit der Kritik, welche die Mängel dieser Grundlagen aufdeckt. Sogleich ist *alles* falsch, was jene Systeme enthalten; nun mufs man sich scheuen, auch nur das Ansehen zu haben, einen etwas verweilenden Blick auf jene abgelegten Geräthschaften zu werfen. So steht es jetzt bei vielen mit jenen griechisch-philosophischen Deutungen der Mythologie.

Ich will gar nicht von der Möglichkeit reden, dafs doch unter den vielen mythologischen Erklärungen dieser Klasse manche sein kann, die durch eine richtige Beurtheilung entstand. Ich will nur folgendes zu erwägen geben. Wo ist eine noch so falsche Theorie, die nicht gesucht hätte, soviel *Fakta* und *historische Data* aufzunehmen als möglich, sondern sich blofs auf die Kraft ihrer Beweise *a priori*, oder auf den künstlichen Zusammenhang des Ganzen verlassen hätte? Wie scharrt nicht z. B. *Banier* alles zusammen, was er, indem er die ganze Fabel auf wirkliche menschliche und politische Ereignisse deutet, zur Bestätigung dieses Systems in der eigentlich sogenannten Völkergeschichte dienliches zu finden glaubt? Nun lasse man aber unsere alten historischen Monumente gröfstentheils verloren gehn; man vernichte selbst Baniers Buch, und erhalte nur seine Deutungen der Mythologie auf wirkliche Geschichte; man lasse einen scharfsinnigen Kritiker dazu kommen, der die Nichtigkeit dieses Systems als System entdeckt: und nicht blos Banier und die ihm allein gehörenden Deutungen, sondern auch alles, was bei ihm auf wirkliche Data gegründet ist, mit ihm, wird plötzlich in das Nichts fallen. Aber ich bin auch versichert, die Zeit einer kälteren Kritik würde nachkommen, und die auf Thatsachen gegründeten Deutungen auszusondern sich bemühen. Diese Zeit mufs auch für die Neuplatoniker und Mystiker kommen, und die gegenwärtige Unter-

suchung ist ein Versuch, um zu erfahren ob sie schon vorhanden ist.

Jene allerdings träumerischen Systeme wurden zu einer Zeit gemacht, wo die Götterlehre noch *galt*, und wo man eine Menge Thatsachen sah und wufste, die uns itzt verloren sind. Diese Thatsachen nun pafsten jene Deuter ihren Theorien an; und nicht nur *mufsten* sie es, um nicht unvollständig zu sein, sondern sie thaten es auch gern, um durch deren Analogie diejenigen Thatsachen, welche sie zur Erklärung anderer Fabeln blofs dichteten, wahrscheinlich zu machen. Zu einer Zeit, wo noch alles voll von Traditionen, von religiosen Gebräuchen ist, da ist es gar nicht möglich eine auf blofse Erfindungen gebaute Theorie vorzutragen; und zwar so vorzutragen, dafs die Mehrheit der Menschen sie annimt. Es mufs in derselben sogar *das meiste* auf Tradition und Ritus gegründet sein, wenn sie auch nur ihren Erfinder überleben soll. Der *Zusammenhang des Ganzen*, die künstlich bewirkte Einförmigkeit der Deutungen, mit Einem Worte, die Theorie ist meist Hirngespinnst; aber die einzelen Angaben sind gröfstentheils wirkliche Fakta, das heifst, Traditions-Fakta; nur freilich diese Fakta sind *ausgewählt*, sind hie und da zugeschnitzt und mit unmerklichen Zusätzen versehen. Am allerwenigsten glaube man, dafs eine Nation in den Hauptpunkten ihrer Religion und Mythologie — und zu diesen gehört doch wol der delische Mythos — ein neu-philosophisches System so leicht sich aufdringen läfst. Ihre Leden und Helenen, einen Iason und einen Perseus, läfst sie sich vielleicht drehen und wenden. Aber wenn Griechenland, auch das spätere, seiner Artemis und seinem Apollon Attribute gab, so mufste es andere Quellen haben als Philosophen und orphische Dichter. Und also hat der *Mond auf Artemis Haupt* Beweiskraft, und wenn er auch erst zur Zeit der Macedonier gemein üblich geworden wäre.

Alle Deutungen scharfsinniger Köpfe, wodurch keine Gottheit hinweg gedeutelt wird, oder keine wesentliche Veränderungen im Ritus entstehn, läfst sich ein Volk gern gefallen, weil dadurch seine Religion das Ansehn der Ver-

nunft erhält. Eine Deutung aber, wodurch (wie dies bei der Vossischen Voraussetzung der Fall gewesen wäre) eine schon vorhandene Gottheit für identisch mit einer andern, zwei ganz verschiedene einheimische Gottheiten (wohl gemerkt, nicht etwa eine fremde mit einer einheimischen) für eine und dieselbe erklärt, und so erst Widersprüche in der Mythologie sichtbar gemacht worden wären; eine solche Deutung hätte beim Volk und dessen Lenkern sicherlich kein Glück gemacht, und wäre also auch ohne Einfluſs auf die Verehrung und auf die Abbildung der Gottheit gewesen. Wenn aber (nach meiner und der gewöhnlichen Voraussetzung) die Widersprüche in der Mythologie schon vorhanden waren; wenn diese selbst von einem Helios sprach, und anderwärts einen von ihm ganz verschieden scheinenden Apollon auch als Sonnengott behandelte; dann hätte sich das Volk weit eher eine *solche* Deutung gefallen lassen, aus welcher, mit möglichster Schonung heiliger Traditionen und Gebräuche, hervorgegangen wäre, daſs Apollon eigentlich *nicht* die Sonne sei; und auf solche Gedanken kommt das Volk auch wol allmählich von selbst.

Auf jeden Fall aber gibt der Umstand, daſs nach der gewöhnlichen Vorstellung also zwei Gottheiten für einen und denselben Gegenstand zu gleicher Zeit vorhanden gewesen wären, mit den daraus flieſsenden Widersprüchen, ein sehr schlechtes Argument gegen diese Vorstellung ab. Je mehr Widersprüche, je unverfälschter ist der Volksglaube; versteht sich unverfälscht im historischen Sinn. Je zusammenhangender und runder, je mehr Spuren von philosophischer und dogmatischer Industrie. Daſs das Volk sich bei Apollon die Sonne nicht mehr deutlich dachte, ist gewiſs; daſs ein vernünftiger Dichter, um nicht Widersprüche und Lächerlichkeiten zu singen, zwischen Apollon und Helios öfters noch tiefer einkerben muſste, ist auch gewiſs. Aber alles dies beweist nicht, daſs beide nicht eigentlich und ursprünglich einerlei gewesen. Gern hätte man, um der Vernunft in der Religion zu Hülfe zu kommen, beide Götter rund heraus für Eine Person, und das Widersprechende in Ritus und Mythen für Irrthümer

erklärt. Aber so konnte man wahrscheinlich nur verfahren, wenn man fremde Gottheiten aufnahm. Den Gott, den eine fremde Nation verehrte, für keinen Gott zu halten, selbst die Idee davon kam den Alten nicht ein; um aber doch auch die Zahl der vornehmen Götter nicht ungebührlich zu vermehren, verglich man ihn mit dieser oder jener einheimischen Gottheit; und erklärte dann ohne Bedenken, auf die erst beschriebene Art, beide für einerlei; wobei natürlich die Verwerfung widersprechender Mythen nur die fremden treffen konnte. Allein mit einheimischen Gottheiten konnte man nicht so verfahren. Die spätern Dichter oder Philosophen, welche wirklich sagten, Helios und Apollon seien eins, waren nichts anders als Freigeister; denn indem sie nur Eine Gottheit fanden, wo die herschende Religion, durch Tradition und Mythen unterstützt, ausdrücklich ihrer zwei unterschied, stiefsen sie offenbar einen Gott aus der heiligen Reihe. Wenn der klare Sinn gewisser Gebräuche und gewisser Mythen mit dieser angenommenen Einheit stritt, so waren *diese* Widersprüche nunmehr blofs Folgen ihrer Behauptung; blofs ihnen lag es also ob, sie zu heben; und dies konnten sie nicht ohne neue frevelhafte Behauptungen. Weit sicherer *ging* der orthodoxe Grieche: er nahm einfältig an, dafs Apollon und Helios zwei Götter seien; die mit dieser Vorstellung verbundnen Widersprüche waren nun nicht sein Werk; seiner Vernunft lag also auch nicht ob, sie zu heben. Auf diese Art entstehn religiose Geheimnisse.

II.

Von der Dione *).

In den Berichten des Demosthenes über dodonäische Orakelsprüche, *de fals. leg. p.* 437. *adv. Mid. p.* 531. *epist.* 10. wird die Göttin *Dione* als Theilnehmerin an dem Tempel nicht nur, sondern auch an dem Orakel des Zeus zu Dodona erwähnt. Einige Uebersetzer geben daher den Namen dieser Göttin durch *Juno*. Servius dagegen zu *Virg. Aen.* 3, 466. meldet, die *Venus* sei des dodonäischen Juppiter σύνναος θεὰ gewesen. Jacob Gronov (zu des Stephanus *Dodone*), der sie meiner Meinung nach nicht richtig mit der *Venus Libitina* vergleicht, sucht in der Dione die *Persefone*. Und wenn man endlich die Mythologen und den Homer selbst befragt, findet man, daſs Dione der Name einer von allen jenen ganz verschiedenen Göttin sei, welche unter die *Titaniden* gezählt ward, und mit welcher Zeus die Afrodite erzeugt habe. Daſs alle diese Meinungen, Gronovs ausgenommen, in einem gewissen Sinne richtig sind, werde ich darzuthun mich bemühen, und sie alle mit einander zu vereinigen suchen.

Obgleich jedes Volk seine eigenen Göttersagen hatte, so scheinen doch fast alle darin übereingekommen zu sein, daſs wenn sie mehre Götter angenommen hatten, sie einen zum König über die andern setzten, und ihm eine Gemahlin gaben. Wenn nun diese Göttin nicht anders-

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst lateinisch als Exkurs zu Demosthenes *adv. Mid. ed. Spalding*. 1794.

woher einen Namen hatte, so bildete man ihn aus dem Namen ihres Gatten selbst. So entstand aus *Jovis*, *Juno*, aus *Ζήν*, *Ζαίώ*; und ich zweifle daher nicht, dafs die alten Pelasger, von denen die Epiroten und Dodonäer abstammten, die Gattin des Zeus (*Διὸς*) *Διώνη* genannt haben: welche Namen alle mit *Θεὸς* und *Θέαινα* eigentlich einerlei sind. Daher hatte Zeus, so wie bei andern Völkern die *Juno*, so bei den Epiroten die Dione zur Gemahlin. Und so lassen sich die Münzen der Epiroten, welche alle, nicht blofs die von Dodona, das Bild des *Zeus und der Dione* vereint darstellen (s. Gronov a. a. O.), besser erklären, als wenn man annimt, dafs Dione eine Gottheit sei, welche zufällig in die Gemeinschaft des Tempels und des Orakels zu Dodona gekommen sei.

Dies schon längst von mir vorgetragne ist vor kurzem im Scholion zu Odyss. *γ*, 91. bestätigt worden, wo es heifst, dafs die Amfitrite von einigen Völkerschaften *Ποσειδωνία* genannt worden, *ὡς καὶ ἡ Ἥρα Διαίνη παρὰ Δωδωναίοις*, was aus Apollodor angeführt wird. Ob nun aber auch diese Form des Namens *Διαίνη* richtig, oder ob sie nur falsch nachgeschrieben sei, darüber möcht' ich jetzt nicht bestimmen.

Schon lange haben erfahrene Männer bemerkt, dafs die Mythologie der Griechen eine Anhäufung der verschiedenartigsten Bilder und Fabeln vielfältig von denselben Gegenständen sei. Denn dies war die Sitte der alten Völker und besonders der Griechen, dafs sie keine Religion, weder ihrer Vorfahren, noch der einzelen Stämme ihres Volkes, auch nicht einmal der fremden Völker, keinen Aberglauben, keine Dichtung älterer Poesie, für gänzlich nichtig hielten, sondern vielmehr sie ihrem Glauben und ihren Sagen einwebten: jedoch mit dem Gesetze gleichsam, dafs sie die Götter, welche mit den ihrigen ziemlich übereinzustimmen schienen, für ebendieselben, blofs unter einem andern Namen hielten; wenn sie aber sahen, dafs ihren Sagen die anderswoher überlieferten gänzlich widersprachen, sie für verschiedene Götter oft auch die hielten, welche wirklich dieselben waren. Daher trat dies später auch dann ein, wenn man entweder

andere Könige der Götter überliefert fand, die man mit dem Zeus, oder andere Götterköniginnen, die man mit der Hera nicht zusammenbringen konnte. Aber eine neue Schwierigkeit zeigte sich dann, da man nicht mehre Könige oder Königinnen auf Einmal annehmen konnte. Diese scheinen mir die Alten so beseitigt zu haben, dafs jene Götter zwar regiert hätten, aber von ihrem Zeus überwunden und aus dem Himmel verstofsen seien, und dafs die Göttinnen ihrem Zeus zwar beigewohnt hätten, aber dessen rechtmäfsige Gemahlinnen nicht gewesen seien. Und dies ist, wenn ich nicht irre, der eigentliche Ursprung von der Sage der aus dem Himmel gestofsenen Titanen und von den Beischläferinnen des Zeus, die unter die Titaniden, Töchter des Himmels, und unter die Töchter der Titanen gerechnet wurden, wie Metis, Themis, Leto, Demeter, *Dione*, die alle verschiedenen Sagen zufolge Gemahlinnen des Zeus waren.

Denn darin wichen die Völker und die ersten Urheber der Fabeln von einander ab, dafs sie der Gattin des Götterkönigs andere Geschäfte beilegten. So mag Hera das Symbol der Luft gewesen sein; so war Demeter das der Erde, Leto der Nacht, Metis der Klugheit, Themis der Gerechtigkeit. Alles dies ziemt einer Gemahlin des Zeus sehr wohl, je nachdem man ihn selbst entweder als das Symbol des Himmels, oder als den Vater des Lichts, oder als den höchsten Regierer der Götter und Menschen denkt. Nicht weniger ziemte daher dem Vater und Erzeuger von allem, was da ist, eine Gemahlin, welche das Symbol war der Liebe und der Ehe, und welche andere Völker daher mit ihrer Afrodite vermischten. Dieser Pelasgischen Dione Spuren glaube ich in der *Juno Pronuba* wiederzufinden, welche sowohl die griechische als die italische Religion verehrte: s. *Pollux*. 3. *cap*. 3. *sect*. 38; *Hesych*. *v*. *ζυγία*; *Eurip*. *Iph*. *Aul*. 718; *Apollon*. 4, 96; *Pind*. *Nem*. 10, 31. und die Scholien daselbst; *Virg*. *Aen*. 4, 59. *c*. *Serv*. Auch kann es nicht wunderbar scheinen, wenn auch wieder die Tochter der Dione für die Göttin der Liebe gehalten wird. So war Athena die Tochter der Metis; so gebahr auch selbst wieder die Ἀφροδίτη der Griechen —

der Hellenen nehmlich — den Ἔρως. Auch scheinen die alten Pelasger die *Liebe*, wie wir, durch ein weibliches Wort ausgedrückt, und daher eine Göttin, nicht einen Gott der Liebe gehabt zu haben; und die Römer würden, wie ich glaube, den *Cupido* nicht, gegen den Geist ihrer Sprache, männlich gemacht haben, wenn sie in diesem allen nicht die Nachtreter der Griechen gewesen wären.

Noch eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, ob sie gleich den Meisten gleichgültig sein wird. Der Name Δωδώνη hängt mir auf jeden Fall sehr genau mit dem Gegenstande dieses Aufsatzes zusammen. Dafs das griechische Δ in seiner Aussprache mit Ι einige Verwandschaft hat, ja dafs es selbst aus dem ΔΙ hie und da entstanden ist, wie in δαφοινὸς für διάφοινος, ist bekant. Ist es also nicht sehr natürlich, wenn ich die Vereinigung der Namen Διὸς, Διώνη, auch in dem Namen des Heiligthums Δωδώνη wiederfinde? Wenigstens erlaubt uns unsere Unbekantschaft mit dem altpelasgischen Dialekt, dafs wir den Ortnamen Δωδώνη aus δῶ Διὸς entstanden zu sein ahnen: ganz ebenso, wie der Name *Babel* nicht aus der bekanten hebräischen Etymologie, sondern nur aus dem Begriff, *Haus des Bel*, oder vielleicht, *Pforte des Bel*, von dem uralten Tempel zu erklären ist.

III.

Ueber Horazens zwölfte Ode des ersten Buchs *).

Wenig Dichter der Alten gewähren so viel Stoff zu allgemein anziehenden Untersuchungen als Horaz. Eben weil er so ziemlich der allgelesenste ist, erscheinen, je vertrauter man mit ihm wird, desto mehr einzele Stellen, worüber man weitere Aufklärung wünscht: nicht sowohl um die Stellen selbst besser zu verstehn, als um diese oder jene Seite des Dichters, und der Menschen seiner Zeit, welche — grofsentheils durch ihn — auch dem der nicht Alterthumskenner ist, interessant geworden sind, näher kennen zu lernen.

Eine der schönsten und erhabensten Oden, die 12te im ersten Buche (*Quem virum, aut heroa . . .*), gibt mehre Veranlassungen dieser Art. Einige derselben ergriff ich, als vor einiger Zeit ich vor einem gebildeten Zirkel einen Vortrag zu halten hatte. Der Nachsicht, die ihm damal zu theil wurde, bedarf er jetzt noch weit mehr, da ich ihn einem gröfsern Publikum vorlege.

Bekantlich ist jene Ode ein lyrischer Hymnus auf eine

*) Aus der Neuen Berlinischen Monatschrift Februar 1806. — Obgleich diese Abhandlung eigentlich ein Stück eines Kommentars zu dieser Ode ist, so füge ich sie doch den hier vorangehenden mythologischen Aufsätzen bei wegen der Verwandschaft des Inhalts, der grofsentheils in Götterverhältnissen besteht.

Reihe von Göttern, Helden und Menschen, die sich mit Augustus schliefst, dessen Lob freilich, zwar nicht der Hauptgegenstand, aber doch wol die Hauptabsicht des Gedichtes ist. Ich übergehe den schönen pindarischen Eingang, und die ganzen vier ersten Strophen, weil alles was ich darüber sagen könnte, doch nur Bestätigung dessen sein würde, was einer oder der andre frühere Bearbeiter schon angemerkt hat; und wende mich zu der fünften, welche von dem Lobe Juppiters zu dem der Pallas mit folgenden Worten übergeht:

Unde nil majus generatur ipso,
Nec viget quidquam simile aut secundum;
Proximos illi tamen occupavit
Pallas honores.

Der Sinn ist, dafs von Juppiter nie ein gröfserer als er selbst erzeugt worden; dafs überhaupt nichts ihm gleich, ja nichts sei das ihm auch nur einigermafsen nahe komme: dafs aber doch von den, freilich nach einem langen Zwischenraume, auf ihn folgenden Wesen Pallas den ersten Platz behaupte.

Wie? fragt man; den ersten Platz nach *Juppiter, Pallas?* Sie also noch vor Juno der Gemahlin des Donnerers? vor Neptun dessen Bruder, der sich mit ihm in die Herrschaft der Welt theilte? — Einige neuere Erklärer hielten diese Bedenklichkeiten für so grofs, dafs sie durch Auslegungskunst zu helfen suchten; sie ergriffen das vorhergehende *unde nil majus generatur;* und da wirklich die nachfolgenden Gottheiten sämtlich *Kinder* Juppiters sind, so behaupteten sie, Horazens Meinung sei blofs, dafs unter Juppiters Kindern Pallas dem Vater an Würde die nächste sei. Aber dies heifst den Horaz zum schlechten Schriftsteller machen, der seine Worte so stellt, dafs des Lesers gesunde Logik ganz etwas anders denken mufs als er sagen will. Jenes *generatur* hat der Dichter unsern Augen schon wieder entrückt, durch den allgemeinern Ausspruch *nec viget quidquam simile;* und da gleich auf diese Worte die *proximi tamen honores* genannt werden, so schliefst dies nothwendig alle übrige

Wesen aus. Pallas ist folglich die erste Gottheit nach Juppiter.

Hiebei ist ja aber auch gar kein Bedenken. Wer heifst uns nehmlich unsre menschlichen Begriffe von häuslichen Verhältnissen mit der Genealogie der Götter verbinden? Wenn Minerva jedem weichen müfste, der auf jenem Stammbaume über ihr steht, so würden wir manches feine Ungeheuer, das aus des Altvaters Uranus Lenden entsprofs, vor der hehren Göttin thronen sehn. Zwar scheint Juno dadurch dafs sie Gemahlin des obersten Königs der Götter ist, einen bessern Grund des Vorranges zu haben. Allein man vergesse doch nicht, dafs alle diese Verheiratungen, sowie das ganze genealogische System, Geburten einer weit späteren Dichterfantasie sind, hingegen die *Heiligkeit* der Gottheiten von den ältesten Vorstellungen des Volkes abhängt. Ist es nun nicht natürlich, dafs die Nation welche den Verstand in der Pallas personificirte, und diese, als *göttlichen Verstand*, aus dem Haupte der obersten Gottheit entstehen liefs, dafs sie, sage ich, eben dieser Pallas den höchsten Rang nach Juppiter einräumte? In dem Begriffe der Juno an sich, sei sie die Luft, oder die Vorsteherin der Ehen; in dem Begriffe des Neptun, dem personificirten Meere, lag bei weitem kein so erhabener Begriff als in dem eben dargelegten der Pallas. Wenn also späterhin die Dichter für gut fanden den Zeus zu verheiraten, ihm Brüder, Schwestern u. dgl. m. zu geben, wenn sie auch selbst mitunter in ihren Erzählungen diese ihre Erfindung, durch Uebertragung der menschlichen Familienverhältnisse in den Himmel, unterstützen, wenn Homer die Here zur Pallas im mütterlichen Tone „liebes Kind" sagen läfs; so ändert dies in den religiosen Begriffen des Volkes nichts.

Dafs aber Pallas jenen *hohen Rang* in der Volksverehrung der Griechen behauptete, davon sieht man überall die deutlichsten Spuren, deren auch einige von andern Erklärern unsers Dichters hier beigebracht sind. Ich will indefs nur eine davon erwähnen, welche dem, bei allem Mangel an gesunder Beurtheilung doch sehr gelehrten,

Baxter nicht entgangen ist; daſs nehmlich Pallas in der beim Homer so gewöhnlichen *) Anrufung:

Wenn doch, o Vater Zeus, und Pallas Athen'
und Apollon —!

die zweite Stelle einnimt. Baxter nennt diese drei Gottheiten die heidnische Dreifaltigkeit. Er war ein zu guter Orthodox um dabei etwas tieferes zu denken. Auch mir war dieselbe Aehnlichkeit bei Lesung des Homer längst aufgefallen; und wenn ich sogleich ein mehres dabei ahnete, so ist dies weniger mein Verdienst als des Zeitalters. Beim Homer ist jene Betheurung, wie gesagt, ganz gewöhnlich. Bei dem so sehr viel spätern Redner Demosthenes finde ich den Schwur bei denselben drei Göttern an einer Stelle (*Orat. in Midiam cap.* 54.), wo weder die mindeste Beziehung auf sie, noch eine Homerische Nachahmung statt findet. „Bei dem Zeus und dem Apollon „und der Athena schwör' ich euch!" ruft er aus. Also offenbar eine aus alten Zeiten her übliche Betheurung, die nichts deutlicher beweist, als daſs von eben so alten Zeiten her diese drei Gottheiten, zufolge einer gewissen religiosen Ansicht, als die drei erhabensten in einer Art von Verbindung stehenden Götter betrachtet wurden.

Und nun, wie ähnlich ist diese *Drei*, auch in ihrer innern Zusammensetzung, mit jener bildlich - mystischen Vorstellung des göttlichen Wesens, deren sich die ersten Verbreiter unserer Religion bedienten, um ihrer reineren Lehre auch bei den mit neuplatonischer Mystik genährten Griechen Eingang zu verschaffen! Wir finden dort, wie bei uns, einen Vater, einen Sohn, und eine (wenn gleich weibliche) Personificirung des göttlichen Geistes. Hätte die christliche Dogmatik wirklich jenes Alterthum für das ihrige anerkannt, so wäre der groſse Streit, der die christliche Kirche bis auf den heutigen Tag spaltet, entschieden: denn es ist offenbar, daſs nach jener altgriechischen Dogmatik Pallas *vom Vater allein ausging*. — Wer übri-

*) Ilias II, 371; IV, 288; VII, 132; und einer Menge andrer Stellen.

gens den Gang nur einiger Religionen beobachtet hat, und gesehn wie höchst selten, oder vielmehr dafs nie, religiose Meinungen auf Einmal entstehn, sondern immer von einer Religion und einem Volke auf das andre, nur mit Modifikationen die der Geist der Nation nöthig macht, verpflanzt werden; der wird es nicht ungereimt finden, wenn ich in jener Uebereinstimmung mehr als eine blofs zufällige Aehnlichkeit suche. Dafs diese geheimnifsvolle Vorstellung des göttlichen Wesens aus dem Jüdischen Alterthume nicht geflossen ist; dafs vielmehr die aufserwesentlichen Dogmen unserer wohlthätigen Religion, in jenen Zeiten der Allgemeinheit Griechischer Wissenschaft, wirklich gröfstentheils aus neuplatonischen Systemen zu uns herüber kamen: alles dies haben geistvolle Theologen unserer Tage schon längst mit der Ueberzeugung dargethan, welche einer mit Kritik verbundenen Gelehrsamkeit niemals fehlen kann. Und eben so bekant ist es, aus Untersuchungen andrer Art, dafs jene spätere Philosophie die bildlichen Vorstellungen ihrer Mystik immer aus den reichen Quellen ältester Volksreligion schöpfte.

Doch zu unserm gegenwärtigen Zwecke dürfte alles dies auch anders sein. Uns beschäftigt itzt nur der Rang, welchen Horaz der *Pallas* anweist. Und dieser ist durch jene Züge aus der ältesten Griechischen Religion hinreichend begründet. Nur Apoll könnte ihn allenfalls streitig machen; aber Horaz ist vollkommen berechtigt nach seiner Ueberzeugung zu entscheiden.

Im Verfolg unseres Gedichts mufs man jedoch keine weitere Beobachtung der Rangordnung erwarten, und sich also auch nicht wundern, wenn Apoll in der folgenden Strophe erst nach Bacchus und Diana auftritt. Die Dichter erkennen, aufser der Etikette, noch einige andre Regeln.

Proeliis audax, neque te silebo,
Liber; et saevis inimica virgo
Belluis; nec te, metuende certa
Phoebe sagitta.

Ueber diese Strophe sind von jeher die Ausleger ganz leicht weggekommen, indem sie das Beiwort des *Bacchus*

proeliis audax sehr richtig mit seinem berühmten Kriegeszug nach Indien und seinem Antheil an der Gigantomachie belegten. Nur der grofse Kritiker Bentley liefs sich damit nicht abfertigen. Nicht ein und das andre Faktum, sagt er, reicht hin, um ein Epithet zu begründen, das der allgemeinen Vorstellung von dieser Gottheit so sehr entgegen ist. Alle Dichter schildern den Bacchus als weichlich und blofs der Freude ergeben. Sollte er also ein Epithet haben, so pafste jedes andre besser für ihn als *proeliis audax*. Bentley hat nicht leicht ein Bedenken, wofür er nicht Rath wüfste. Er zieht das *proeliis audax* noch zu der vorhergehenden Pallas, und fängt den neuen Satz blofs so an: *Neque te silebo*, *Liber; et saevis inimica virgo belluis.* — Gewifs eine sehr wahrscheinliche Verbesserung. Pallas ist die anerkannte Göttin des Krieges. Wenn also das Epithet *proeliis audax* zwischen ihr und Bacchus grammatisch unentschieden steht, so sollte man sagen, sie zöge es physisch an sich. Dafs das *neque te* gleich zu Anfang des neuen Satzes steht, sowie nachher *nec te metuende certa Phoebe sagitta*, ist auch an sich betrachtet besser; und auf den Einwurf, dafs auf diese Art *Liber* ohne alles Beiwort stehe, antwortet Bentley, dafs ja weiterhin Herkules eben so kurz abgefertigt werde: *Dicam et Alciden, puerosque Ledae.*

Ein grofser Theil der Herausgeber und Erklärer des Horaz seit Bentley, kommen darin mit einander überein, dafs sie nicht werth sind Bentleyn den Schuhriem aufzulösen, und doch über seine Kritiken, die sie gewöhnlich gar nicht ganz durchschauen, sehr leicht weg sind, und wo sie ihnen nicht gefallen, welches gewöhnlich der Fall ist, sie kurz und schnöde abfertigen; da doch jeder aufmerksame Leser jenes vortrefflichen Kritikers gewifs eingestehn wird, dafs auch wo man ihm nicht beipflichten kann, seine Meinung immer auf feinen und scharfsinnigen Bemerkungen beruht, worauf man sich erst befriedigend geantwortet haben mufs, ehe man über eine solche Stelle zum Schlufs kommen kann. Die neusten Erklärer glauben hier alles gethan zu haben, wenn sie noch einen Fall mehr herbeischleppen, wo Bacchus den Helm auf dem

Kopf gehabt hat; da doch Bentleys Kritik auf dem unbestreitbaren Satz beruht, dafs ein dichterisches Beiwort eines Gottes nicht von einzelen mythischen Fakten, sondern von dem allgemein angenommenen Charakter des Gottes entnommen sein mufs. Dianens Geschichten mit Endymion sind allbekant. Hat deswegen jemals ein Dichter, statt des Epithets der keuschen, der strengen, ihr — *ohne besondre Veranlassung* — das der verliebten, der leichtfertigen gegeben? Ohne besondre Veranlassung, sage ich; also, dafs eine solche im vorliegenden Falle beim Bacchus eintrete, das mufsten sie zeigen.

Und diese, die allerdings da ist, war Bentleys Aufmerksamkeit entgangen. Man übersehe schnell alle Gottheiten, die aufser dem allmächtigen Zeus genannt werden, so sind es lauter solche die sich durch Thaten der Tapferkeit auszeichnen. Die kriegerische Pallas, und den Herkules, brauchte der Dichter in diesem Zusammenhang nur zu nennen, besonders letzteren unter dem Namen des Alciden, welcher sich auf seine Grofsthaten bezieht. Allen andern friedlichern Gottheiten gibt er mit augenscheinlicher Absicht solche Beiwörter und Bezeichnungen, welche ihr Recht auf einen Platz in *dieser* Reihe darthun. Die Dioskuren bezeichnet er durch ihre Kämpfertugenden: *hunc equis*, *illum superare pugnis nobilem*, den Apoll durch sein furchtbares Geschofs; und Diana erscheint als Bezwingerin reifsender Thiere, *saevis inimica belluis*. Will also Horaz den Bacchus in diesen Zirkel einführen, so mufs er nothwendig, durch eine deutliche Mahnung an dessen in jenen mythologischen Gefechten und Schlachten bewiesene Tapferkeit, den Begriff der Weichlichkeit von ihm entfernen. — Aber warum führt er ihn ein? Weil sich ein philosophischer Dichter des Alterthums seine Religion selbst schuf, und aus dem widersprechenden Gewirr der alten Mythologie sich die Fakta zu seinen edleren Vorstellungen von der Gottheit auswählte; weil namentlich Horaz hier denn doch nicht blofs kriegerische, sondern vorzüglich solche Gottheiten, die als Wohlthäter der Menschen anerkannt sind, nennen, und diese dann durch Hindeutung auf ihre Kriegsthaten zu besondern Schutzgöttern

göttern des kriegerischen Römervolkes stempeln will. Wobei unstreitig dasselbe Augenmerk vorwaltet, das wir auch in andern Oden unsers Dichters so deutlich erkennen, nehmlich das Bestreben, seine in Weichlichkeit allmählich versinkenden Zeitgenossen gleichsam zu wecken. Unter den Wohlthätern der Menschheit durfte aber ein gebildeter Dichter *jenen Bacchus* nicht übergehn, der die rohen Horden der Vorzeit einst in gesittete Völker umschuf; und als Römer, freut er sich auch diesen Lieblingsgott in der Eigenschaft eines tapfern Kriegers aufführen zu können. — Eher könnte man fragen, warum Mars, der Gott selbst des Krieges und Ahnherr der Römer, hier fehle. Um dies zu beantworten, verweise ich abermals auf den Philosophen, dem es freistand, alles was in der Volksreligion seinen reineren Begriffen minder entsprach, wenigstens stillschweigend zu übergehn; und auf den sanften feinfühlenden Dichter, der in der ganzen Mythologie des Mars nichts fand das ihn als Wohlthäter der Menschen darstellte, nichts das nicht auf jene rohe wilde Tapferkeit hinwies, die er aus dem Kriege verbannt, und die römischen Heere nur von Minervens edlerem Feuer beseelt wünschte.

Nachdem Horaz auf die obern Gottheiten die Heroen Herakles, Kastor und Pollux folgen lassen, geht er von diesen, ebenfalls durch einen Heros, den Romulus, sehr schicklich zu den berühmten Männern der *Römischen* Geschichte über. Ob ich gleich hievon nur Einen Punkt genauer zu untersuchen habe, so wird es doch nöthig sein erst das Ganze im Zusammenhange herzusetzen:

Romulum post hos prius, an quietum
Pompili regnum memorem, an superbos
Tarquini fasces, dubito, an Catonis
Nobile letum.

Regulum, et Scauros, animaeque magnae
Prodigum, Poeno superante, Paulum
Gratus insigni referam Camena,
Fabriciumque.

Hunc, et incomptis Curium capillis
Utilem bello tulit, et Camillum,
Saeva paupertas et avitus apto
Cum lare fundus.

Ueber die erste dieser Strophen hat man dem Horaz einen doppelten Procefs gemacht. Andre vermifsten den richtigen Denker in der Erwähnung eines Tyrannen, „*Tarquinius* stolze Herschergebunde," unter einer langen Reihe der verdientesten Menschen; andre vermifsten den feinen Weltmann, in dem ausgezeichneten Lobe des *Kato* in einem gewissermafsen an den August gerichteten Gedichte.

Den ersten Vorwurf glaubten indefs einige sehr leicht auf die Seite zu schaffen, da die Römer ja *noch einen Tarquinius* unter ihren Königen hatten; wobei auch der Nebenumstand zu helfen schien, dafs man gerade diesem die Einführung der *fasces* zuschrieb. Aber dies ist abermals eine Hülfe wofür wir in Horazens Namen danken wollen. Es würde eine schlechte Beurtheilung verrathen, wenn Horaz, um das Ansehn der Regierung des ältern Tarquin auszudrücken, sich unter den vielen Wörtern, die einem Dichter wie ihm zu Gebote stehn, gerade das Epithet *superbus* ausgesucht hätte; welches, wenn auch noch so sehr seitwärts gerückt, dennoch jedes Lesers Sinn nothwendig gleich auf den andern Tarquinius richten mufste, der diesen Beinamen in der Geschichte führt. Kurz, dafs die *superbi fasces Tarquinii* eine dichterische Veredlung des prosaischen Geschichtsausdruckes *imperium Tarquinii Superbi* sind, kann keinem richtig urtheilenden Leser zweifelhaft sein. Wie recht oder unrecht aber Horaz hatte, dafs er diesen König hier nennt, dies wollen wir mit dem andern Vorwurf zugleich beleuchten.

Ob diesen vor Bentley schon jemand gemacht, weifs ich itzt nicht; nur das weifs ich, dafs niemand auf eine scharfsinnigere Art ihm abgeholfen hat. Nachdem dieser Kritiker das Unschickliche und Unwahrscheinliche dieser Erwähnung des *Kato* mit der ihm eignen Stärke dargethan, auch gezeigt, wie auffallend es sei, dafs unmittelbar auf jene uralten Könige noch in derselben Strophe ein

Mann aus den neuesten Zeiten genannt werde; so schlägt er vor zu lesen: *anne Curti nobile letum.* Wem in dieser Emendation das *anne* nicht schmeckte, der durfte nur erwägen dafs diese Form antiker ist, und dafs in einer absichtlichen Parodie unserer Strophe im Ausonius gerade auch *anne* vorkömmt. Im übrigen ist es nicht zu leugnen, dafs wenn man die Unechtheit der Lesart *Catonis* als ausgemacht ansah, keine andre römische Person diesen Platz schicklicher ausfüllen konnte als *Kurtius*, dessen hochberühmte patriotische Aufopferung gleich in die ersten Zeiten nach den Königen fällt. Denn die fabelhafte Natur der Sache konnte ihrer Aufnahme in eine poetische Reihe nicht im Wege stehn. Dagegen war es ungemein leicht denkbar, dafs ein Faktum, welches späteren Deklamatoren so reichlichen Stoff darbot, wie der Tod des Kato, mit Hülfe eines vorwitzigen Abschreibers schon früh jenes umnebelte Faktum der ältesten Geschichte verdrängt haben konnte.

Wie sich die folgenden Horazischen Kritiker gegen diese That des Bentley benehmen, läfst sich erwarten. So eine Frechheit übersteigt ihre Geduld; und der älteste unter ihnen trägt sogar kein Bedenken, den ehrwürdigen Kurtius mit einem Fufstritt hinauszustofsen: „*Apage Anne Curti!*" ruft Baxter. Ich bitte mich der Mühe zu entheben, ihre Vertheidigung der gewöhnlichen Lesart anzuführen. Mir ist nicht übler zu Muthe, als wenn die Herren gegen Bentley Recht haben; besonders da man so deutlich sieht, dafs wo sie es haben, es nicht ihre Kraft, sondern, wie man zu sagen pflegt, Gottes Wille ist. Denn sie unterstützen ihr Recht mit den abgenutztesten Gemeinplätzen, ohne zu bedenken, dafs wenn es mit diesen gethan wäre, ein Mann wie Bentley mit seiner Meinung gar nicht vorgetreten sein würde. Wenn sie daher am besten mit ihm umgehn, so meinen sie, er hätte dem Kitzel eine scharfsinnige Konjektur beizubringen, nicht widerstehn können. Nehmlich Bentley, der die glücklichsten Emendationen nur so hinschüttete, der, meinen sie, habe sich über jeden einzelen scharfsinnigen Einfall, den

er gehabt, eben so gefreut, und ihn eben so wenig unterdrücken können, wie sie die ihrigen.

Ein Zug aus dieser Polemik verdient jedoch insbesondre, dafs ich ihn genauer anführe. Bentley bringt eine Anekdote aus dem Makrobius bei. August sei einst in das Haus gekommen, wo ehedem Kato gewohnt; da habe einer aus seiner Begleitung, Strabo, nicht ermangelt sehr nachtheilig von dem Starrsinn des Kato zu reden; August aber habe ihn mit den Worten zurecht gewiesen: „Jeder der nicht zugeben will, dafs die bestehende Verfassung umgestofsen werde, sei ein guter Bürger und Mensch." Wenn ein nicht ganz stumpfsinniger Mann, geschweige denn ein Bentley, diese Anekdote *gegen* die gewöhnliche Lesart anführt, so verdiente dies wenigstens eine ernsthafte Betrachtung, wie er sie angesehn haben müsse, um sie dazu zu brauchen. *Jani* ist leichter fertig; er führt die Anekdote ganz zuversichtvoll für die gewöhnliche Lesart an, und lächelt über Bentleys Treuherzigkeit („*quem locum Bentleium pro se afferre, festivum est*"). Bentley bittet blofs diese Anekdote zu *erwägen*. Und in der That, aus dem Betragen des Strabo sieht man doch, wie die Hofleute von Kato sprechen zu müssen glaubten; und wenn gleich daraus gar nicht folgt dafs Horaz eben das that, so ist es doch nicht ungereimt daraus zu folgern, dafs der feinere und edlere Hofmann das Lob dieses Mannes nicht *herbeizog*, in einem Zusammenhang, wo er so manchen andern trefflichen Römer wie Publikola, die Scipionen u. s. w. überging, und in einem Gedicht welches das Lob Cäsars und August eigentlich zum Zweck hatte. Dies ist Bentleys Schlufs. Wenn aber August, der alles sagen konnte, und der bekantlich gern etwas sagte was ihm das Ansehn der Mäfsigung und Gerechtigkeit gab, wenn dieser obige wohl abgemessene Worte zum Lobe Kato's spricht; folgt daraus, oder läfst sich nur folgern, dafs also auch jeder andre, wo's ihm einfiel, eben dies Lob, und zwar ohne allen solchen Umschweif, wie dort August brauchte, vorbringen durfte? Dies aber folgert der den Bentley belächelnde Jani.

Nach meiner Meinung mufs die Sache so angesehen

werden. Was und wieviel sich Horaz hat herausnehmen können, in welchem Ton er über gewisse Dinge sprach oder sprechen konnte, das dürfen und können wir aus allgemeinen Gründen nicht beurtheilen; sondern eben weil es uns interessant ist es zu wissen, müssen wir die alten Monumente, aus welchen wir es allein ersehn können, nicht blofs auf unsere Empfindung hin ändern wollen. Wenn jedoch die Stelle die ein uns unwahrscheinliches Faktum enthält, noch eine andre Spur der Verfälschung uns zu zeigen scheint, dann ist der Kritiker allerdings berechtigt seine Vermuthungen über die echte Lesart beizubringen. Diese Spur nun fand Bentley, wie gesagt, in der allerdings auffallenden Zusammenstellung des Kato mit jenen Königen aus der ältesten Geschichte. Es ist also zuförderst zu untersuchen ob dies Bedenken gegründet sei.

Hier darf ich nicht verschweigen, dafs derselbe Jani, den wir so eben nicht von der vortheilhaften Seite gesehen haben, und der auch überhaupt mit dieser Seite in seinem ganzen weitläuftigen Kommentar sehr sparsam ist, die wahre Ansicht jener Zusammenstellung gibt, ob er sie gleich nicht ganz aufzufassen im Stande war. Er beantwortet alle Zweifel welche man gegen die Erwähnung des Tarquin und des Kato gemacht, zu gleicher Zeit mit der Bemerkung: dafs Horaz jenen als einen der merkwürdigsten Männer Roms nenne, wegen der zu seiner Zeit bewerkstelligten Revolution, und dadurch von selbst auf die andre grofse Revolution in den neuesten Zeiten gebracht werde, die er durch Kato's Tod bezeichne. Die Beziehung zwischen Tarquins und Kato's Erwähnung ist hier unstreitig getroffen; was aber sonst mangelhaftes in Jani's Darstellung ist, will ich sogleich durch die richtigere Ansicht ersetzen.

Weder ist in diesen Strophen eine chronologische Ordnung beobachtet; noch auch läfst sich der Dichter ohne Plan von Einem Manne zufällig auf die Idee eines andern leiten: sondern jede der drei Strophen enthält augenscheinlich einen besondern Gesichtspunkt. Die erste, die wichtigen Männer der verschiednen *Hauptepochen*;

die andre, die Beispiele des *Patriotismus;* die dritte, die der römischen *Frugalität.* So wie der Dichter zuerst einen Blick von jenen griechischen Heroen auf die vaterländische Geschichte wendet, bieten sich ihm unter Einem Gesichtspunkt die verschiedenen Hauptepochen derselben dar: die erste Gründung, das Ende der königlichen Regierung, und der Uebergang aus der Republik in die Cäsarische Verwaltung. Offenbar haben alle Erklärer den Ausdruck *dubito an prius memorem* für eine blofse dichterische Formel gehalten: welche aber unsers Dichters gänzlich unwerth wäre. Vielmehr hat das *Zweifeln* hier seinen vollen Sinn, da die Strophe ganz deutlich zweimal zwei Gegensätze enthält. Der Dichter ist erst zweifelhaft *welchem Stifter* er den Vorzug geben soll: dem *Romulus,* der den ersten Grund von Rom als Krieger legte, und ohne den gar kein Rom wäre; oder dem friedlichen *Numa,* der zuerst eine gesetzliche Verfassung einführte, und ohne den Rom kein civilisirter Staat wäre. Er zweifelt ferner, ob er zuerst jenen *alten König* nennen solle, der die königliche Macht auf den höchsten Gipfel gebracht, wovon sie denn freilich eben deswegen gleich wieder herunterstürzte; oder jenen *letzten Republikaner,* der die alte Verfassung bis auf den letzten Augenblick vertheidigte, und der bewies dafs, wer ernstlich frei sein wolle, von keiner Macht der Erde unterjocht werden könne.

Ich glaube, diese Beziehungen bringen, wenn man einmal darauf aufmerksam gemacht ist, einen zu deutlichen Plan in diese Strophe, als dafs man nicht sehen sollte dafs es auch der wirkliche Plan des Dichters gewesen. Tarquin und Kato fallen durch denselben, ungeachtet ihrer chronologischen Entfernung, in Einen Gesichtspunkt; jeder von ihnen macht den andern, und der Plan des Ganzen beide nöthig. Die Lesart ist also unstreitig echt.

Von nun an hört die Frage auf historisch zu sein. Was Horaz geschrieben hat, und was er folglich schreiben konnte und wollte, das wissen wir. Es kömmt nur noch darauf an, ob die Sache wirklich so befremdlich ist, als sie auf den ersten Anblick scheint. Was zuförderst den *Tarquin* betrifft, so kann das unmöglich hinreichen,

wie Jani meint, ihm diese Stelle zu verschaffen, dafs unter ihm jene merkwürdige Epoche vorfiel. Dann könnte in einer ähnlichen Ode von Asiatischem Inhalte auch Sardanapal mit solchen Helden gepaart werden, wie die sind deren Namen wir hier lesen. Es mufs eine Gröfse auf ihm ruhen; und diese erhellet allerdings im Tarquinius, mitten durch das ungünstige Licht, worein ihn die ganz auf republikanischem Boden gewachsene römische Geschichte setzt. Weder den Charakter noch den Namen eines *Superbus* bekömmt man in Zeiten, wie die der ältern Völkergeschichte, ohne eine reale Gröfse. Was aber dem Tarquin an moralischer Gröfse abgehn mochte, was ihm von Gewaltthätigkeiten und unedlen Handlungen vorgeworfen ward, das entschuldigten einestheils eben jene Zeiten; aber andertheils ist auch unstreitig das ganze Gemälde das man sich von ihm macht, das Werk des parteiischen Königshasses der Römer, der sich auf diesem Tarquin von jeher koncentrirt hatte. Wer also erwartet dafs Horaz in diese Litanei mit einstimmen soll, der vergifst abermals dafs wir hier einen philosophischen Dichter vor uns haben. Ein solcher, dächte ich, würde doch den einzigen Vortheil, den der neuentstandene Despotismus eines Einzigen gewährte, die Vorurtheile der Republikaner ungestraft enthüllen zu dürfen, sich nicht haben entgehn lassen.

Doch wir wollen auch dem August nicht unrecht thun, indem wir uns über die Freimüthigkeit eines Dichters, der das Lob des *Kato* mit dem seinigen verbindet, allzusehr wundern. Bentley verwechselte offenbar das Verhältnifs des Kato zum Cäsarischen Hause mit dem Verhältnifs z. B. des Brutus. Horaz als Mensch ehrte das Andenken beider Männer, und hatte es kein Hehl in seinen Gedichten. Aber in den Oden die politischen Inhaltes, oder die an den August gerichtet sind, würde das Lob des Brutus ein Mifsstand gewesen sein. Sei dessen Absicht so edel und acht römisch gewesen als sie wolle, nach nunmehriger Ansicht der Dinge hatte er sich an der Spitze eines Aufstands befunden; er hatte den Mann ermordet, den August als seinen Vater und Rom als einen Gott verehrte. *Kato*

hatte noch keinen Augenblick unter der neuen Ordnung der Dinge gestanden; er war einer der allerletzten welche die alte Verfassung Roms gegen Cäsar vertheidigten. Daſs aber Cäsars Handlungen nicht gesetzwidrig gewesen wären, dies zu sagen fiel weder Cäsarn selbst, noch August, noch dem ärgsten ihrer Schmeichler ein. Cäsar und Kato konnten, jeder der vortrefflichste Mann, und doch die Koryphäen der beiden entgegengesetzten Systeme sein, die von jeher bei politischen Krisen existirten. Wer Cäsarn zum Himmel erhob, der erkannte bloſs den Retter des Vaterlandes in ihm, der das Wohl des Ganzen einigen unhaltbaren Formen vorgezogen hatte. Kato hinwiederum erkannte kein Heil als auf gesetzlichem Wege, und kein Uebel als die Willkür des Einzigen. Wenn er, das Recht auf seiner Seite, lieber starb, als der bestehenden Verfassung etwas vergab; so konnte, wie wir vorhin am Strabo gesehn haben, auch der platteste Schmeichler des Gegentheils nichts an ihm tadeln als eine groſse Halsstarrigkeit. *Cäsar* konnte Kato'n hassen; es konnte bedenklich scheinen ihn, zu seiner Zeit, zu sehr zu loben. Aber nun, wo jene Revolution wenigstens durch zwei andere wieder verwischt, und Cäsars Nachfolger im ruhigen Besitz der Obermacht war; da erschien Kato bloſs als der letzte jener Heroen der alten Verfassung, auf welche der Römer nach wie vor stolz war. Wenn August Kato'n lobte oder loben lieſs, so konnte er nur den Ruhm des Edelmuths und der Mäſsigung gewinnen. Er muſste es gern sehen, wenn die Römer bemerkten, daſs der Dichter der so gut bei ihm angeschrieben war, die wahre Gröſse so ohne alle Rücksicht anerkennen, und jenes strengen Republikaners Lob mit dem seinigen in Einem Gedicht verbinden durfte. Die öffentliche und gleichsam laute Voraussetzung, daſs so etwas einen August nicht beleidigen *könne*, kann, so betrachtet, sogar eine jener feineren Schmeicheleien sein, die sich auch der edle Mann erlaubt.

Nachdem sich unser Dichter von jenen alten Römern zu der *Julischen* Familie gewandt, schlieſst er die Ode mit einem Gebet an Juppiter, in dessen Schutz er den *Cäsar Augustus* mit folgenden Worten empfiehlt:

Gentis humanae pater atque custos,
Orte Saturno, tibi cura magni
Caesaris fatis data; tu secundo
Caesare regnes.

In diesen Versen könnte Horaz vergessen zu haben scheinen, dafs er oben von Juppiter gesagt: *quo non viget quidquam simile aut secundum.* Dem Worte **secundus** an jeder von beiden Stellen (dort den zweiten Rang, hier das zweite Zepter) eine verschiedne Deutung geben, würde blofs heifsen einen Vorwurf statt des andern setzen, da ein Wort im selbigen Zusammenhang in einem und demselben kurzen Gedicht, von keinem guten Dichter in zweierlei Bedeutung gebraucht werden darf. Vielmehr mufs man bei einem Dichter wie Horaz voraussetzen, dafs er durch diesen abermaligen Gebrauch desselben Wortes sich absichtlich auf jene erste Stelle bezieht. Ja dies erhellt auch meines Erachtens noch deutlicher daraus, dafs er dort der Pallas den ersten Platz nach Juppiter einräumt, und hier ihn dem August anweist. Offenbar schilderte er dort das bisherige Verhältnifs in der Weltherrschaft, und hier dasjenige das *von nun an* statt haben werde. Alle Anmafsung welche hierin liegen konnte, schwindet dadurch, dafs er dies in *ein Gebet an Juppiter* einkleidet. Das oberste Wesen, das so hoch über alle andre erhaben ist, hat es doch wol in seiner Macht, wen es will zu dem höchsten Range nach sich selbst zu erheben? Unstreitig absichtlich hat also dort Horaz jene Lücke gleichsam angebracht, um den August darein zu versetzen; und doch diese Absicht so versteckt, dafs man an der erstern Stelle weiter nichts als ein hochtönendes Lob Juppiters erkennt, und auch an der zweiten nicht zu deutlich auf jene zurück verwiesen wird: so dafs man nur erst durch aufmerksamere Beachtung des ganzen Zusammenhangs gleichsam von selbst bemerkt, wie alles in der Ordnung der Wesen schon darauf eingerichtet ist, um den neuen Gott würdig zu empfangen.

So wäre also der poetische Gedanke gerettet; aber wie steht es mit der moralischen Seite desselben? Was sa-

gen wir zu dem Grade der Schmeichelei, zu welchem sich unser Dichter herabläfst, indem er den August — wir kennen ja den Mann, wenigstens einigermafsen — bei dessen Lebzeiten für einen *Gott*, für ein Wesen erklärt, das selbst über Apollo und Minerva erhaben sei? Man sieht, diese Frage betrifft viele Gedichte und einzele Stellen unsers Dichters auf einmal; ich werfe sie aber hier auf, weil mir unsre Ode Gelegenheit zu einer Bemerkung gibt, die vielleicht einen Aufschlufs mehr über die interessante Frage enthält. Dabei berufe ich mich in der Kürze auf alles das was schon vielfältig von denkenden Kennern des Alterthums über diesen Gegenstand beigebracht worden ist; besonders darauf, dafs der auffallendste Theil jenes Vorwurfs nie den einzelen Dichter und Schriftsteller, sondern das Zeitalter, die damalige Welt im ganzen, trifft. Man fasse indefs diese Bemerkung nicht zu flach auf, als wenn sie blofs denjenigen zu entschuldigen suche, der mit den Wölfen heult. Die Meinung ist vielmehr die, dafs in vielen Punkten der Moral und des guten Geschmacks, manches zu gewissen Zeiten *wirklich* nicht so schlimm und *wirklich* nicht so häfslich ist als in andern. Denn, weil wir nun einmal in der Wirklichkeit nie zu dem Ideal, das wir zwar stets vor Augen haben müssen, gelangen können, sondern immer in dem Fall sind mit einer relativen Moral und einem relativen Geschmack zufrieden zu sein; so folgt daraus, dafs wir, eben um in der Hauptsache das Ideal nicht aus den Augen zu verlieren, in Nebensachen, in Formen und Konvenienzen, der menschlichen Schwäche nachgeben müssen, und dafs wir dadurch selbst gleichgültiger gegen dergleichen Dinge werden, die wir täglich sehn und hören. Dazu kömmt, dafs, sowie alle Tugenden ihren relativen Werth verlieren, sobald sie zur Gewohnheit geworden, eben so auch das Gegentheil seinen Unwerth. Der Dichter und Schriftsteller der auf die Mehrheit der gebildeten Menschen, sowie sie jedesmal gegeben sind, auf irgend eine Art wirken will — und bis auf ganz neue Zeiten hielt man dies für den Hauptzweck eines klassischen Schriftstellers — mufs sich nothwendig an sie anschliefsen; und es gereicht ihm also keineswegs

zum Vorwurf, wenn er auch die fehlerhaften und an sich betrachtet unfeinen Ansichten und Ausdrücke mit ihnen gemein hat, die durch ihre Alltäglichkeit ihren relativen Unwerth verloren haben.

Sobald man aber diese Voraussetzungen einräumt, so traue man sich doch ja nicht zu, von unsern Zeiten aus auf jene zurückblickend bestimmen zu wollen, welcher Schriftsteller die Grenzen dieser ihm zugestandenen Nachgiebigkeit überschritten, oder auch welcher sich, ohne den Zweck, zu wirken, aus den Augen zu verlieren, dennoch über sein Zeitalter zu erheben gewufst habe. Hiezu gehört nicht blofs eine so eingeschränkte Kenntnifs jener Zeiten, als sie uns, besonders denen die das Alterthum nicht zu ihrem Hauptstudium machen, zu Gebot steht; sondern eine Versetzung in dieselben, die aufser aller Möglichkeit liegt. Ich will zur Entschuldigung der Schmeicheleien gegen die Cäsaren nur etwas anführen, worauf uns das Nachdenken bringen kann, um daraus schliefsen zu lassen, wie vieles gewesen sein kann worauf wir gar nicht verfallen. Rom war lange Zeit ein Staat wie jeder andre auch; dem Patriotismus aber, und der Dichtkunst, die ohne Hyperbel nicht bestehn kann, wird es niemand verdenken, wenn sie die römischen Helden über andre Menschen erheben. Allmählich errang sich Rom wirklich einen entschiedenen Vorzug, erst vor den übrigen Staaten Italiens, die es überwand, dann vor andern Völkern; und endlich sah es sich an der Spitze und im vollen Besitz der Oberherrschaft über den gröfsten Theil der civilisirten Welt, oder nach der allgemeinen Vorstellung, über die ganze bekante Erde. Die Gesamtheit der römischen Bürger *herschte* in Wahrheit über die gröfsten Königreiche, setzte Könige ab und ein; kurz Rom war selbst, wie dies Alte und Neue bemerkt haben, eine Stadt voller Könige. Man vergesse nun nie, dafs dabei Nationalstolz und Poesie immer mit ihrem wohl hergebrachten Vorsprung gleichen Schritt halten. Man versetze sich ganz in die hohen Begriffe die dieses Volk von sich hatte, in ihr Herabblicken auf alles was sonst grofs auf Erden ist; und bedenke nun, dafs diese *Könige der Welt* auf einmal

selbst einen *Oberherrn* bekommen, der ganz so mit ihnen verfährt, wie sie bisher mit der Welt, vor dem sie sich eben so tief bücken müssen, wie die Könige bisher vor ihnen. Was bleibt da der Sprache, was bleibt dem, der Sprache von jeher unterworfenen, Verstand, für eine Vorstellung von der Gröfse jenes obersten Mannes übrig, die nicht schon ganz abgenutzt wäre? Oder glaubt man, sie würden ihre Begriffe von sich selbst nunmehr herabgestimmt, jenen Einen allein nunmehr für das angesehn haben, was sie bisher insgesamt gewesen waren? Dies wäre ein sehr ungewöhnlicher Weg menschlicher Ideen. Wir wollen billiger sein, und es ihnen nicht so sehr verargen, wenn sie diesen Mann nun als einen Gott betrachten; und wenn die damit verbundenen Ideen und Ausdrücke ihnen nun so geläufig werden, dafs sie ihren eigentlichen Werth und wahre Bedeutung ganz verlieren. Hievon sieht man denn auch die Spuren überall, namentlich in den Sittengemälden die uns Horaz selbst in der andern Hälfte seiner trefflichen Werke hinterlassen hat. „Du mufst es ja wissen," läfst er einen Neugierigen sagen, der sich nach politischen Neuigkeiten bei ihm erkundigt: „du mufst es wissen, der du den Göttern näher bist als andre;" er meint den Hof. Oder einen andern, der empfindlich darüber ist dafs ihm Horaz nichts von seinen neuesten Geisteswerken mittheilt: „Ich weifs wohl, du hebst dergleichen blofs für Juppiters Ohren auf;" er meint den August.

Auf diese Art betrachtet, bekommen alle die Dinge welche man von Tempeln, Opfern, Priestern zu Ehren lebender Cäsarn liest, ein ganz andres Ansehn, als wenn man mit unsrer Ideenreihe dazu kömmt. Alles dies sind dichterische Vorstellungen, welche in Sprache und Handlung des gewöhnlichen Lebens übergingen, weil man keine andre Ehrenbezeugungen mehr übrig hatte. Mit wie weit ruhigerm Gewissen mufste sich also der Dichter selbst dieser Dichtersprache überlassen!

Demungeachtet reichen wir hiemit beim Horaz nicht aus. Von einem Dichter, der sich so ankündigt wie er, verlangt man, dafs man mitten in seinem Anschliefsen an die Ideen seiner Mitwelt, den Selbstdenker, den Philoso-

phen erblicke, der sich auch diesen Ideen nicht ohne Wahl, und nur auf eine solche Art überlasse, die den sympathisirenden Mann aller Zeiten in Stand setzt, nach Absonderung des Konventionellen und Poetischen, Wahrheit in ihm zu entdecken. Die Wahrheitsliebe und Philosophie unsers Dichters sind durch den einzigen Umstand gerettet, dafs er den *Juppiter über dem August* erkennt. Um das Gewicht dieses Umstandes ganz zu fühlen, bitte ich dafs man sich in die religiosen Begriffe jener Zeiten versetze. Ich denke, es bedarf keiner weitläufigen Untersuchung, sondern blofs einer mit Nachdenken verbundnen Lesung der Alten, um sich zu überzeugen, dafs die helldenkenden Köpfe von Athen und Rom die Existenz der göttlichen Wesen, so wie wir sie aus der alten Götterlehre kennen, und die Wahrheit der Fakta welche die Mythologie derselben erzählte, nicht glaubten. Was haben wir also von der ernsthaften Ausübung der religiosen Handlungen, die sich auf jene Glaubensartikel bezogen, zu halten? Der flache Beurtheiler wird sagen: Cicero, Horaz, und ihres gleichen thaten dieses in Rücksicht des Volkes; sie sahen ein dafs die Moral des Volkes ohne das Princip der Religion zu Grunde gehn würde; es schien ihnen daher Pflicht, durch ihr eignes Beispiel die Religion in Ansehn zu halten; und was der gewöhnlichen Ansichten mehr sind. Der philosophische Kenner der Alten gibt sich folgende richtigere Aufschlüsse. Die ganze positive Religion der Alten war Poesie, die jeder so auffafste wie er sie verstand. Auf der Kinderstufe, wo man alles wörtlich versteht, mochte aus den ältesten Zeiten her sich eine Menschenklasse fortdauernd erhalten haben; während die andern, in verschiedenen Graden der Bildung, sich ihre mehr oder weniger reifen Begriffe prosaischer Religion unter der Hülle jener poetischen dachten, die sie doch häufig, wie wir oben bemerkt haben, ihrem feineren Gefühle in der Form besser anzupassen suchten. Es ist leicht einzusehn, dafs mit einer solchen poetischen Religion wahre Andacht und Gottesfurcht vereinbar ist, ja dafs auch eine gemeinschaftliche Andacht zwischen Menschen auf den verschiedensten Graden philosophischer Bildung

statt finden kann, ohne dafs das Benehmen der Gebildeten, darum weil der Ungebildete es anders faſst, für eine Täuschung des letztern gelten kann. Denn, da das Wesen einer positiven Religion, welche Menschen sich selbst geben, nie in der Identität des metaphysischen Princips liegen kann, wovon man ausgeht, sondern nur in der Identität des Zwecks und der Form; so war es auch durchaus nie nöthig sich über jenes mit andern zu verständigen.

Wenn wir nun annehmen, wie wir dies gewiſs mit dem gröſsten Rechte können, daſs Horaz, sowie die meisten philosophischen Alten, eigentlich nur Eine Gottheit, wenigstens nur Ein oberstes allmächtiges Wesen (das allenfalls andre geistige Wesen oder Dämonen, seine Geschöpfe, unter sich haben konnte) anerkannten; so ist nichts gewisseres, als daſs sie in ihrer positiven Religion die Begriffe dieses einzigen Gottes im *Juppiter* koncentrirten. Auf diesem allein beruhte die prosaisch-wahre Ueberzeugung unsers philosophischen Dichters; alle andern Gottheiten sind ihm nur poetisch wahr: sie sind ihm nur edle Gebilde der Einbildungskraft, um die verschiedenen Aeuſserungen und Wirkungen jener einzigen Gottheit sinnlich und menschlich-schön darzustellen. Sie haben alle nur poetischen Werth, und sind in seiner, des Dichters, Hand. Wenn also eine Volksstimmung, die wir oben so natürlich erklärt haben, den August unter die Götter versetzt, ja ihn über fast alle erhebt, so darf er diese Idee dichterisch so weit verfolgen, als die Grenzen der Poesie gehn; diese hören aber, wie wir eben gesehen haben, bei einem Dichter wie Horaz auf, sobald er an die Gottheit und Allmacht Juppiters kömmt. Diese ist ihm philosophisch wahr; er entweiht sie also nicht durch Einstimmung in das Geschrei jener Sklavenmenge, die den August auch mit Juppiter vergleicht. Und es ist erfreulich zu sehn, daſs dieser Dichter fortdaurend in der Gunst des Weltbeherschers blieb, während die elenden Schmeicheleien Ovids, der keinen Juppiter und keine Juno über August und Livia erkennt, vergebens aus dem traurigen Tomi tönten. Man bringe Ovids Schmeichelei in welchen Tiegel man wolle, so wird man nichts darin finden

als eine platte Lüge zu selbstsüchtigem Zweck. In Horazens Schmeichelei bleibt, nach Ausscheidung der Konvenienz und der Poesie, die unleugbare Wahrheit übrig, dafs zu seiner Zeit August die wichtigste Person der Welt war.

Aber der Zweck? — Es ist der, den zu erreichen es sehr häufig kein andres Mittel gibt, als die feinere Schmeichelei des edlen Weltmannes: den Mächtigen zu sagen wie sie *seien*, um ihnen, wenn noch irgend ein Gefühl in ihnen rege ist, zu verstehn zu geben, wie sie *sein sollen*. Dafs dies Horazens patriotischer Zweck war, davon überzeugte mich die wiederholte Lesung aller seiner in diesem Tone geschriebenen Gedichte; und dafs er keinen wirksamern Weg wufste, ihn zu erreichen, als diesen, das traue ich dem Menschenkenner zu, den uns die Satiren und die Episteln entfalten. In verdientem Schatten steht neben einem Schmeichler dieser Art, mancher armselige Wahrheitschreier, der, indem er die Bemühung langsam wirkender Patrioten oft auf einmal vernichtet, auf unsere grofse Nachsicht rechnen mufs, wenn er mit dem Tadel der Unbesonnenheit und Thorheit davon kommen will.

IV.

Pandora *).

Eine Hauptfoderung, die man gewöhnlich an den Verfasser eines mythologischen Handbuches macht, ist, sämtliche Fabeln in einen hübschen *Zusammenhang* zu bringen. Hätte man das Wesen der alten Mythologie recht studirt, so würde man finden, daſs gerade die entgegengesetzte Methode hier die zweckmäſsigste ist. Der Mytholog, der so viel als nöthig vollständig erzählen, und so viel als möglich befriedigend erklären soll, muſs selbst diejenigen Mythen, die bei den Alten schon in wirklichem Zusammenhang stehen, auseinander reiſsen und isoliren. Ich erkläre mich näher.

Die alte Mythologie — ich rede hier namentlich bloſs von der griechischen, ohne füritzt zu untersuchen inwiefern dasselbe von den Mythologieen aller andern Nationen gilt — die alte Mythologie ist nicht das Werk einer beschränkten Anzahl von Erzählern, die in einem Zeitraum weniger Jahrhunderte einer des andern Faden aufgefaſst hätten. Tausende von Volkslehrern und Sängern aller Zeiten, und fast möchte ich sagen aller Nationen, mögen viele Tausende von einzelen Erzählungen und Dichtungen historischen und philosophischen Inhalts hervorgebracht haben. Eine verwirrende Menge von solchen ging unter den alten Griechen von Mund zu Mund. Sie enthielt den ganzen Schatz der Kunde und Weisheit damaliger Zeit; nur

*) Aus der Neuen Berlinischen Monatschrift. Dezbr. 1802.

nur konnte kein Gedächtnifs so verschiedenartige, von einander unabhängige Erzählungen insgesamt fassen. Allmählich fanden sich daher Sänger, die ihrem eigenen und ihrer Zuhörer Gedächtnifs dadurch zu Hülfe kamen, dafs sie immer mehre Mythen mit einander durch Einschaltungen und Aenderungen und Auslassungen, die ihnen die Musen eingaben, in *Zusammenhang* brachten: so entstanden mythologische und genealogische Systeme; aber auch diese wieder in solcher Menge und mit so vielfachen Widersprüchen, dafs nun andere nach derselben Methode auch die verschiednen Systeme in Ein Ganzes zu bringen suchten.

Das älteste was wir von mythologischen Dichtungen haben, rührt schon aus jener Systemen-Zeit, die, wie man aus der Natur der Homerischen und Hesiodischen Mythen sieht, lange vor diesen Dichtern schon angefangen hatte. Natürlich waren, unter der grofsen Zahl der ersten isolirten Mythen, ihrer mehre oft nur verschiedne Darstellungen derselben historischen Thatsache, ihrer mehre nur die verschiedne Beantwortung derselben philosophischen Frage. Weil sie aber, als solche, gewöhnlich unvereinbar waren, und doch alle alte Tradition als wahr galt, so hielt man nun alle diese dichterischen und allegorischen Erzählungen für lauter verschiedne historische Thatsachen, welche die späteren Dichter dann suchten in chronologischen, hauptsächlich aber in genealogischen Zusammenhang zu bringen, und folglich durch Hinzufügung immer neuer, dem ersten Sinn widersprechender Ideen, diesen völlig unkenntlich machten.

Das erste Geschäft des kritischen Mythenforschers ist also: alle Spuren des, obgleich schon alten, *innern* Zusammenhangs *einzeler* Mythen aufzusuchen, und was er von dieser Art findet, immer sogleich loszureifsen und *isolirt* zu betrachten. Nicht irre gemacht durch den fremdartigen Zusatz des Systemendichters, wird er auf diese Art manchen Mythos aus ihm selbst ergänzen können, wie der Kunstkenner den Umrifs eines Gebäudes aus einzelen Ruinen. So kann es uns gelingen eine Menge dichterisch schöner, moralisch anziehender, und historisch neuer Mythen aus dem Chaos der alten Mythologie nach und nach

an den Tag zu fördern. — Um ein kleines Beispiel davon zu geben, wähle ich den Mythos von der *Pandora.*

Man beseitige vor der Hand alles was sich bei den Dichtern und Mythologen der spätern kultivirteren Zeit über diesen Gegenstand findet, und gehe zu den ersten Quellen der Fabel die wir haben. Diese sind in dem ältesten Lehrgedicht, *Hesiods Werken und Tagen*, und in der *Theogonie*, einem Gedicht, welchem die Kritik zwar den Verfasser, dessen Namen es trägt, denselben Hesiod, keinesweges aber das höchste Alterthum, streitig macht.

Die Erzählung im letztern Gedicht ist folgende *):

Als die Götter und Menschen zu Mekone aus einander schieden **), schlachtete *Prometheus*, Iapetos Sohn, einen mächtigen Stier, und setzte ihn dem Zeus vor, indem er ihn zu berücken suchte. Er hatte nehmlich zwei Theile gemacht, einerseits alles Fleisch und Fett in die Haut gefüllt, und gegenüber alle Knochen, mit etwas Fett bedeckt, aufgehäuft. Zeus schalt über die ungleichen Theile; aber Prometheus, lächelnd, hiefs ihn wählen. Zeus merkte wohl dafs jener ihn berücken wollte; er räumte das Fett weg und enthüllte die Knochen. Von dieser Zeit an verbrennen die Menschen den Unsterblichen die Knochen des Opfers auf ihren Altären. Zeus aber, ***)

Immer seit jener Zeit des argen Truges gedenkend,
Vorenthielt er des Feuers verzehrende Gluten dem armen
Menschengeschlecht, das weit den Erdkreis unten bewohnet
Doch es berückt' ihn wieder Iapetos kühner Erzeugter
Welcher ihm stahl des verzehrenden Feurs weitstralende
Flamme.

---

*) *Hesiod. Theog. v.* 535. *seqq.*

**) Das Original spricht auf eine sehr dunkle Art von einem Streit zwischen Göttern und Menschen, und Prometheus Mahl scheint das Friedensmahl gewesen zu sein. Da ich itzt über diesen Theil des Mythos nichts befriedigendes zu sagen weifs, habe ich obigen unbestimmten Ausdruck gewählt. *Mekone* ist der älteste Name von Sikyon.

***) Da ich von hier an und in der ganzen folgenden Erzählung, meinem Zwecke gemäfs, vollständig übersetzen mufs, so habe ich versucht den Versbau des [damals noch nicht von Vofs ü

In dem markigen Stengel). Verwundet im innersten Herzen*
Wurde der donnernde Zeus, und voll des bitteren Zornes,
Als theilhaftig er sah die Sterblichen wieder des Feuers.
Rächend bereitet sofort den Menschen er neues Verderben.
Denn es formet aus Erde der hinkende Feuerbeherscher,
Auf des Vaters Geheifs, die Gestalt der sittsamen Jungfrau;
Diese nun gürtet und schmückt Kronions Tochter Athene
Mit dem Silbergewand; und der kunstreich prangende Schleier
Wallt, aus der göttlichen Hand, von der Scheitel ihr, Wunder dem Anblick.
Auch mit Kränzen umflicht von anmuthhauchenden Blumen,
Neulich der Wies' entsprossen, das Haar ihr Pallas Athene,
Und sie umgibt ihr die Stirn mit dem goldenen Schmucke der Krone,
Die er selber gemacht, der hinkende Feuerbeherscher,
Mit erfindrischen Händen, gefällig zu sein dem Kroniden.
Auf ihr hatt' er geschnitzt viel künstliches, Wunder dem Anblick;
Thiere, soviel das Meer, und soviel ernähret die Erde,
Schuf er in Menge darauf, die der Schönheit Zauber entsandten
Wundersam, und ähnlich als tönte der Lebenden Stimme.

*Also bereitete Zeus für das Heil **) ein reizendes Unheil,*
Führte sie dann hinaus zu den anderen Göttern und Menschen,
Prangend im köstlichen Schmuck der Herscherin Pallas Athene.

---

setzten] Originals beizubehalten. Die Vossischen Wörter, Redensarten und Halbverse die man finden wird, dünkt mich, verdienen keine Rüge. Vofs ist in seinem Homer den Uebersetzern billig eben das, was Homer ehedem den Dichtern war.

*) Dem Stengel des *Narthex* oder der *Ferula*, deren Mark man als Zunder oder Dacht gebrauchte.

**) D. h. für das entwandte Feuer. Nach Twesten: er bereitete etwas schönes, das statt gut böse war.

Und es erstauneten rings die Unsterblichen all' und die Menschen,
Schauend das täuschende Weh, der Menschen unheilbare Plage.
Denn von ihr kömmt her das zarte Geschlecht der Weiber,
Jene verderbliche Brut. Der Weiber unselige Schaaren
Wohnen, zur Strafe gesellt, seitdem bei den sterblichen Männern,
Nicht theilnehmend an Noth und Entbehrungen, nur am Genusse.

Und nun folgt in diesem Tone eine Levite gegen die Weiber, worin nur der keuschen, ihren Ehemann pflegenden, Gattin einige Gerechtigkeit wiederfährt. Dann aber von dem Weibe sowohl (deren Name Pandora in dieser Erzählung nicht genannt wird), als von Prometheus, kein Wort weiter im ganzen Gedicht, als dafs letzterer zu seiner besondern Strafe noch, wie bekant, an den Felsen geschmiedet wird, u. s. w.

Die Erzählung des unbezweifelten Hesiod in den *Werken und Tagen* setzt den ersten Betrug des Prometheus gegen Zeus als bekant voraus, und fängt gleich so an *):

Zeus, dieweil ihn betrogen der schlauheitvolle Prometheus,
Darum bereitet' er wieder den Sterblichen schreckliche Trübsal;
Denn er entrückte das Feur. Doch Iapetos kühner Erzeugter
Stahl es, den Menschen zum Nutz, aus Zeus des allmächtigen Wohnung,
In dem markigen Stengel, den hohen Donnerer täuschend.
Gegen ihn sprach voll Grimm der Wolkensammler Kronion:

Wohl, Iapetos Sohn, du kundiger allerlei Anschlags,
Freust du des Feuers dich itzt, und dafs du mich also berücket,
Dir doch selber zur Plag' und künftigen Menschengeschlechtern!

---

*) *Hesiod. Op* v. 47. (nach Brunk, 37) seqq.

Ihnen geb' ich dafür ein Unglück, dessen sie alle
Froh sein sollen im Herzen, dem eigenen Weh liebkosend.

Lachend sprach es der Vater des Menschengeschlechts und der Götter.
Aber Hefästos befahl er, dem künstlichen, ohne Verweilen
Erde mit Wasser zu kneten, und menschliche Stimm' und Stärke
Drein zu legen, und ganz den Göttinnen ähnlich zu schaffen
Einer Jungfrau liebliches Bild; sie sollte Athene
Lehren der Arbeit viel, und ein künstlich Gewebe zu wirken;
Ihr umgiefsen das Haupt mit Reiz die goldene Kypris,
Und mit schmachtendem Sehnen, und Sorgen zehrender Liebe;
Doch in die Brust ein freches Gemüth und trügliche Ränke
Ihr zu senken, befahl er dem thätigen Argoswürger.
Jener gebot, und alle gehorcheten Zeus dem Kroniden.
Alsbald formet aus Erde der hinkende Feuerbeherscher,
Auf des Vaters Geheifs, die Gestalt der sittsamen Jungfrau;
Diese dann gürtet und schmückt Kronions Tochter Athene;
Aber die Huldgöttinnen, und sie, die heilige Peitho
Zierten mit goldnem Geschmeide die Glieder ihr; und es bekränzten
Sie mit Blumen des Lenzes die jugendlockigen Horen.
Doch in die Brust ihr senkte der thätige Argoswürger
Lügen und schmeichelnde Künst' und tausend trügliche Ränke:
Denn so befahl ihm Zeus der Donnerer; endlich die Sprache
Gab ihr der Götter Bot', und nannte darauf Pandora
Dieses Weib, weil alle der himmlischen Höhen Bewohner
Sie mit Gaben begabt, zur Qual den erfindrischen Menschen.
Als er das unheilbare, das täuschende Weh nun vollendet,
Sandte den trefflichen Hermes der Vater ins Haus Epimetheus,

Bringend der Götter Geschenk, ein schneller Bote. Doch jener
Hatte vergessen die Lehre Prometheus, keinerlei Gabe
Anzunehmen von Zeus dem Olympier, sondern zurück sie
Jenem zu schicken, damit kein Unheil träfe die Menschen.
Aber er nahm sie; und als er das Unglück hatte, da merkt' ers.
Denn es lebten auf Erden zuvor die Geschlechte der Menschen
Gänzlich von Unglück frei, und frei von quälender Arbeit,
Und von schmachtenden Seuchen, die Tod den Sterblichen bringen.
Aber das Weib enthob von dem Faſs den mächtigen Deckel,
Und lieſs alles heraus, und ſchuf viel Jammer den Menschen.
Einzig die Hoffnung blieb in der festgezimmerten Wohnung,
Drinnen im Faſs; schon nahte dem Rande sie, aber heraus nicht
Flog sie: denn eilig zuvor aufs Faſs warf jene den Deckel.
Aber der Plagen Schaar umschwärmet jetzo die Menschen;
Denn voll ist ja der Uebel das Meer, voll Uebel die Erde:
Und es kehren die Seuchen, bei Nacht sowohl wie bei Tage,
Ein bei dem Menschen von selbst, Verderben den Sterblichen bringend,
Düster und still, denn ihnen benahm Zeus selber die Stimme.

Schon in diesen Erzählungen allein bietet sich manches dar was man nicht recht reimen kann; noch mehr aber, wenn man, wie gewiſs bei den meisten Lesern der Fall ist, die Notizen von der Pandora aus den spätern Dichtern und den mythologischen Handbüchern im Sinne hat. Diese indeſs bitte ich für itzt ganz zu entfernen, und bloſs das vor Augen zu behalten, was in den eingerückten beiden Erzählungen liegt, die der Zeit der Entstehung des Mythos so sehr viel näher sind. Dabei wiederhole ich je-

doch, dafs die Dichter derselben selbst schon tief in die Zeiten der Mythensysteme fallen, dafs sie, unkundig oft der ersten Form und des wahren Sinnes einer uralten Dichtung, diese mit andern ganz fremden Dichtungen verbinden, und mit widersprechenden Nebenideen ausschmücken. Meine Absicht ist, den Spuren des alten Mythos nachzugehn, ihn, so wie ich ihn zu erhaschen glaube, sogleich zu isoliren, und die Lücken, so viel sich thun läfst, im Geiste des Ganzen auszufüllen. Auf diese Art entwirre ich folgendes.

Ein alter Mythos trug die *Entstehung des Menschengeschlechts* uud die ersten Begebenheiten desselben so vor, dafs er, nach Art der Mosaischen Paradiesdichtung, die nachherigen Verhältnisse des menschlichen Lebens von diesen ersten Scenen herleitete. Die *Ersten Menschen* waren nach ihm zwei Brüder, *Prometheus* und *Epimetheus*; auf deutsch, *Vorbedacht* und *Nachbedacht*. Man sieht leicht wo der Dichter mit diesen Namen hin will. (Wo diese Ersten Menschen herkamen, dies entdecke ich in der vorliegenden Quelle nicht: denn dafs sie Söhne des Titanen Iapetos sind, führt blofs auf die Quelle dieses griechischen Mythos *). Diese Ersten Menschen standen mit den Göttern noch in unmittelbarer Gemeinschaft. Nun waren aber bekantlich die Götter der ältesten Griechen eben nicht besonders wohlthätige und menschenfreundliche Wesen; sie lebten vielmehr mit den Menschen in einer Art von steter Unfreundschaft, die nur dadurch etwas modificirt ward, dafs einerseits jene die gröfsere Macht der Götter einsahen, und anderseits diese denn doch auch die Gaben und Ehrenbezeugungen der Menschen nicht gern entbehrten. Uebrigens mufste der Mensch in seinem Betragen gegen die Gottheit immer recht *vorsichtig* sein, ihr allerlei Vortheile abzugewinnen suchen, welche Klugheit freilich öfters in schädlichen *Vorwitz* ausartete. Offenbar hat dies der alte Dichter in der Fabel des *Prometheus* auf eine Art dargestellt, die nach den rohen Begriffen des Kindesalters der Menschheit beurtheilt werden

*) S. unten Abhandlung IX.

mufs. Die Reste dieses Theiles der Dichtung auf die ich mich hier nicht weiter einlasse, sind im obigen enthalten. Genug, indem Prometheus der eifersüchtigen Gottheit allerlei Vortheile für die Menschen ablistete, konnte er doch nicht verhindern, dafs diese ihren Groll darüber auf andere Art thätig äufserte. Des Gottes Rache an den Menschen war: — er gab ihnen das *weibliche Geschlecht*. *Pandora*, d. h. *Allgabe*, ist das *Erste* (sterbliche) *Weib*. Niemand kann, dünkt mich, in den mancherlei theils glänzenden theils verderblichen Gaben, womit Pandora ausgestattet wird, jene Schilderung des weiblichen Geschlechts überhaupt verkennen, welche den ältesten griechischen Moralisten so geläufig ist, und von Simonides in einem eignen noch vorhandnen Gedicht über die Weiber gar stattlich ausgeführt wird. Unser alter Mythos scheint jedoch bei weitem nicht so unbillig gewesen zu sein. „Die Menschen hätten von jeher *klug sein* und sich mit den Weibern nichts zu schaffen machen sollen; aber sie *waren thöricht*, liefsen sich durch weibliche Reize blenden, und kamen so durch die Weiber in tausenderlei Unglück." Diese Moral drückt der alte Dichter so aus. „*Vorbedacht* warnte, nach seinen Händeln mit Zeus, den *Nachbedacht*, doch ja kein Geschenk, welches es auch sei, von jenem anzunehmen. Aber als Zeus (der sich mit seinem hinterlistigen Geschenk an den verschmitzten *Vorbedacht* nie gewagt haben würde) dem guten *Nachbedacht* das *Weib* vorführte, vergafs dieser über ihre Reize seines Bruders Rath, und nahm sie an. Die Folge blieb nicht aus. In der Wohnung der ersten Menschen stand ein verschlossenes *Fafs*; ein Götterspruch verbot ihnen es je zu öffnen. Dafs *Vorbedacht* diesem Verbot nachlebte, stand leicht zu erwarten; und auch *Nachbedacht* ward, so lange er allein war, von seinem Bruder in Schranken gehalten. Itzt aber änderte es sich. Das Weib war nun bei ihnen, das Weib, dessen Hauptschwäche die *Neugier* ist. Sie öffnete das Fafs; und plötzlich strömten alle den Menschen bis dahin unbekante Uebel, die eine wohlthätige Gottheit darin gefangen gehalten hatte, heraus und verbreiteten sich über die Erde. Voll Schrecken über den Anblick aller dieser Ungeheuer, schlägt das Weib

schnell den Deckel wieder zu; doch alles war bereits heraus; nur die *Hoffnung* ward auf diese Art noch festgehalten. Diese allein hat seitdem der Mensch noch in seiner Gewalt, während alle Uebel ihn, wie und wann sie wollen, besuchen." — Dafs die Hoffnung mit den Uebeln in Einem Fasse steckt, darf nicht wundern. Sie existirt ja blofs mit den Uebeln, und durch sie.

Man sieht leicht dafs diese Dichtung, ihrer Natur nach, blofs eine isolirte Allegorie von den Lebensverhältnissen des Menschen und den Eigenschaften des Weibes sein sollte; ja, dafs es gar nicht möglich war, sie mit andern alten Sagen, mochten sie sein wie sie wollten, in Verbindung zu setzen, ohne eine Menge von Widersprüchen entstehen zu lassen. Wie läfst sich z. B. gleich die Idee: „von Pandoren kömmt das ganze weibliche Geschlecht her," irgend einem andern historischen Zusammenhang anpassen? In einer einzelen Allegorie hingegen behauptet sie ihren Platz ganz gut. Aber, solcher Widersprüche halber, gab keiner der nachfolgenden Sänger einen alten Mythos auf, besonders wenn ihm dessen moralische Beziehung gefiel. So kam der Mythos mit in den grofsen genealogischen Fabelkreis. Weil aber in diesem schon andre Dichtungen über die Entstehung des Menschengeschlechts vorhanden waren, oder weil manche Fabel die aus andern Ursachen vorausgeschickt werden mufste, schon der Menschen erwähnte; so ging der Begriff, das Prometheus und Epimetheus die ersten Menschen waren, verloren. Demungeachtet erhielt sich Pandora als erstes Weib; und der Zuhörer jener Theogonie mochte zusehn wie er das schon vorhandne Menschengeschlecht mit der Erscheinung des „ersten Weibes" vereinigen konnte. Auf solche Art entstehn Probleme *).

*) Indefs ist es doch sichtbar, dafs der Begriff des ersten Weibes, der in der einen Erzählung (aus der Theogonie) ausdrücklich vorkömmt, in der andern (aus den Werken und Tagen) nicht liegt; und nur in dieser werden denn auch die schon vorhandnen „Geschlechte der Menschen" recht in vollem Sinne erwähnt. Vielleicht ist diese wesentlichere Verschiedenheit eine der deutlichern Spuren von der Verschiedenheit der Verfasser.

Wenn man in solcher Verfassung die alten Mythen-Dichter liest, dann kömmt man nicht leicht in die Versuchung, Stellen bloſs deswegen für untergeschoben zu halten, weil sie mit der übrigen Erzählung nicht recht zusammenstimmen; wie dies *Wolfen* noch, in der Ausgabe, eben mit obiger Stelle der Hesiodischen Theogonie begegnet ist, welche das weibliche Geschlecht ausdrücklich von Pandoren ableitet: wobei er aber auch so offen war, die Verlegenheit zu gestehn, worein ihn die deutlichen Worte anderer Autoren *) setzten, welche diesen Theil des alten Mythos eben so vortragen. Auch ist die einfache Allegorie des weiblichen Geschlechts in der *Pandora* zu allen Zeiten am wenigsten verkannt worden; obgleich es auch wieder bis auf die neuesten Zeiten nicht an Erklärungen mangelte, welche sie künstlicher behandelten.

Die Entstellung des *Prometheus* und *Epimetheus* hingegen mag durch diese bedeutsamen Namen selbst beschleunigt worden sein. Der alte Dichter dachte sie als Konkreta, *den klugen und den thörichten Menschen*; aber bald faſste man sie als Abstrakta, als die Symbole der *Klugheit* und *Thorheit:* und so wurden sie früh schon göttliche Wesen; wie denn Prometheus schon beim Aeschylus ein Gott ist. Doch stellt selbst ein später Dichter, Horaz, denselben noch als einen bloſsen Menschen dar, wenn er ihn unter den Sterblichen, die gegen die Gottheit gefrevelt, zuerst nennt **). Andere Erzähler hingegen suchten die Vorstellung, welche den Prometheus zum Unsterblichen macht, mit dem ursprünglichen Mythos von Entstehung des Menschengeschlechts auf eine andre Art zusammen zu bringen, indem sie ihn selbst zum *Schöpfer* des Ersten Menschen

---

*) *Apollod. I,* 7, 2; und *Pausan. Attic. p.* 58. *Kühn.*

**) *Hor. Od. I,* 3, 25. *seqq.*

Audax omnia perpeti,
Gens humana ruit per vetitum nefas:
Audax Iapeti genus
Ignem fraude mala gentibus intulit...
Nil mortalibus arduum est.

erhoben *). Hievon ist in jenen ältesten griechischen Gedichten keine Spur, und selbst Aeschylus stellt ihn nirgend als Schöpfer, sondern blofs als Wohlthäter und Lehrer des Menschengeschlechts dar.

Die Entstellung des ganzen Mythos ward vollendet durch die allgemein angenommene Vorstellung: dafs Pandora die *Büchse*, wie man's nennt, die nachher geöffnet wird, vom Zeus als Geschenk mit bekam. Von dieser Vorstellung liegt die Ursache blofs in dem Stillschweigen Hesiods über den Punkt, wo das *Fafs* **), wie es bei *ihm* heifst, herkam. Aber schon diese Benennung, und der „mächtige Deckel" (μέγα πῶμα), zeigen deutlich, dafs der Dichter nicht die Idee von einem *mitgebrachten* Gefäfs erwecken wollte. Dafs ihm vielmehr die Idee eines *im Hause stehenden* Fasses im Sinne lag, dafs er sie (vermuthlich weil sie bereits gäng und gebe war) voraussetzte, dies zeigt, dünkt mich, die folgende Stelle:

Einzig die Hoffnung blieb in der festgezimmerten Wohnung,
Drinnen im Fafs; schon nahte dem Rande sie, aber heraus nicht
Flog sie; u. s. w.

Wer noch keine vorgefafste Idee gehabt hätte, würde sich aus diesen Worten die Sache gleich so vorgestellt haben: „der Mensch hatte also bisher alle Uebel in seiner Wohnung, die dort, aber in einem Fasse festgebannt waren; itzt wurden sie frei, und schwärmten umher, und blofs die Hoffnung blieb noch im Hause." Was ich durch *festgezimmerte Wohnung* übersetze, heifst im Original eigentlich *unzerstörbares Haus*, und zwar nach griechischer Art pluralisch (ἐν ἀῤῥήκτοισι δόμοισι); also offenbar dasselbe. Aber alle Ausleger ohne Ausnahme hatten nun einmal die Idee von der Pandora, die vom Olymp auf die Erde kömmt und dort sogleich ihre Büchse aufmacht, so fest im Kopfe dafs die Idee eines Hauses als Scene der Handlung sich ihnen gar nicht darbieten konnte. Sie erklären also alle

*) *Apollod.* I, 7, 1. *Ovid. Metam.* I, 82.

**) Im Griechischen πίθος, welches, so wie im Altdeutschen das Wort *Fafs*, jedes *gröfsere* wasserfeste Gefäfs bedeutet.

das unzerstörbare Haus eben für das Fafs, und Heinsius weifs eine herrlich-schöne Poesie in diesem Ausdruck zu finden. Den Begriff von einem im Hause stehenden Fasse bestätigt offenbar die Parallele jener andern, von der unsrigen übrigens ganz verschiednen, Allegorie aus der Ilíade (24, 527 f.):

Denn es stehen zwei Fässer gestellt in dem Hause Kronions,
Voll das eine von Gaben des Wehs, das andre des Heiles.

Eine gewisse Art von Scharfsinn würde vielleicht nicht ermangeln beide Dichtungen in Zusammenhang zu stellen, und zu vermuthen, dafs eben das eine von diesen beiden Fässern von Zeus der Pandora mitgegeben worden sei. Aber ohne dadurch die Inkonsequenzen zu heben, würde man sie noch vermehren. Beide Allegorieen sind durchaus unabhängig; nach der einen sind die Uebel itzt *frei*, nach der andern sind sie *in Zeus Gewalt.* Die Uebereinstimmung des bildlichen Vortrags hingegen ist offenbar, denn alle gleichzeitige Dichter haben hier eine gemeinschaftliche Quelle: die sie umgebende Wirklichkeit; darum ergänzt, für uns, ein alter Dichter den andern.

Wenn also nach diesen Spuren der Mythos auf obige Art ergänzt ist, so entsteht nunmehr die auffallende Aehnlichkeit, in der Hauptsache, mit dem Mosaischen Mythos von *Eva* und dem *verbotenen Baum* *). Für mich ist kein Zweifel, dafs solche im wesentlichen gleiche, obschon in Form und Ausführung verschiedne, Mythen ursprünglich dieselben sind, und nur in den Zeiten wo das Gedächtnifs das einzige Vehikel für sie war, auch dem Geiste der Nationen und nach dem Sinne der Erzähler und Sänger, allmählich abgeändert wurden. Aber nicht blofs Eva und Pandora, Baum und Fafs, stehn einander gegenüber. Wenn

*) Dafs diese Vergleichung sich aus einzelen Zügen der gewöhnlichen Darstellung schon vielfach auch andern dargeboten hat, ist bei der ehedem so gewöhnlichen Manier, in der ganzen heidnischen Mythologie eine Verunstaltung der biblischen Geschichte zu suchen, leicht zu erwarten. Man sehe *Beck ad Fabric. Bibl. Gr. ed. Harles. I. p.* 614; oder auch nur *Declaustre Dictionn. de Mythol. Article Pandore.*

Pandora als Geschenk dem Epimetheus *ins Haus geführt* *) wird, so heifst dies im Sinne des Erzählers: sie wird seine Frau. Wirklich ist dies die allgemeine Annahme der alten Mythologen **). Man erkennt also hierin, und in dem übrigen Verhalten des *Epimetheus*, den biblischen *Adam*; und selbst zwischen *Prometheus* und der *Schlange* finden sich deutliche Beziehungen ***). Denn dafs dieselbe Dichtung im orientalischen Munde ein Apolog, und im griechischen eine Götter- und Heroengeschichte ist, darin wird gewifs niemand den Geist von beiderlei Nationen verkennen ****).

Wie übrigens nach dem Sinne der Erzähler eine Fabel, selbst in wesentlichen Theilen der Handlung, sich verändern kann, dies mag eine andre spätere Darstellung unseres Mythos zeigen, die ich am schönsten in *Babrius* niedlichen Hink-Iamben vorgetragen finde, wovon ich aber nur eine schlechte Nachahmung geben kann †).

Zeus selbst verschlofs vor Zeiten alle Vortheile
In einem Fafs, das er beim Menschen hinstellte.
Doch diesen plagte bald die schnöde Neugierde,
Was doch darin sei. Weg nahm er den Fafsdeckel;
Worauf die Güter alle zum Olymp flogen,

---

*) *Εἰς Ἐπιμηθέα.* — *Εἰς* hat bekantlich in jener alten Sprache ganz die Bedeutung des französischen *chez*.

**) Man s. *Apollod.* am ang. Ort.

***) Freilich ist die Rolle dieser beiden letztern in der Haupthandlung sehr verschieden; hievon liegt aber die Ursache schon in der Verschiedenheit der Gottheiten beider Nationen. Der Griechische Zeus übernimt eine gute Portion des bösen Princips, welches bei dem Hebräer blofs in der Schlange wirksam ist. Desto ähnlicher ist Prometheus dieser letztern in seinen übrigen berührten Handlungen. Beide wollen die Menschen an Wissenschaft und Seligkeit „Gott gleich" machen.

****) Dafs die griechische Gestalt dieses Mythos durch den *phrygischen* Sagenkreis ging, wird unten in der Abhandlung IX. wahrscheinlich gemacht.

†) Das Original steht in *Tyrwhitt Diss. de Babrio, ed. Harl. pag.* 69.

Und dort nun schweben, dieser Erde Sitz meidend,
Die einz'ge Hoffnung, die, indem er zustürzte,
Der Deckel haschte, blieb darin. Daher kömmt es,
Dafs blofs die Hoffnung bei uns wohnt, die jedwedes
Der längst entflohnen Güter uns nun vorspiegelt.

Gewifs hatte sich der Urheber dieser Darstellung blofs an dem Umstand gestofsen, den ich doch glaube oben sehr natürlich erklärt zu haben; dafs die Hoffnung unter den Uebeln wohnte. Und dies reichte ihm hin, einen Hauptumstand ganz umzudrehn. Auch sieht man, dafs ein späterer Moralist für nöthig hielt, dem Zeus eine anständigere Rolle zu geben. Aber im Uebrigen erkennt man deutlich dafs dieser spätere Erzähler den alten Mythos ungefehr so vor sich hatte, wie ich ihn oben ergänzt habe. „Eine wohlthätige Gottheit (hier Zeus) hatte das Fafs *hingestellt*, und der *Mensch* (offenbar der Erste Mensch) öffnete es." Die Pandora liefs dieser ganz weg. Der alte Dichter hatte nehmlich den Nebenzweck, das weibliche Geschlecht anzuklagen; dem billigen neueren war es genug die Unenthaltsamkeit des menschlichen Geschlechts überhaupt zu strafen.

V.

Aelteste Erdkunde des Morgenländers *).

Ein biblisch-philologischer Versuch.

Es pflegt, und nicht mit Unrecht, einen unangenehmen Eindruck zu machen, wenn ein kritischer Versuch über irgend ein altes Monument von einem Manne angekündigt wird, dessen Fach gerade die Sprache nicht ist, worin das Monument geschrieben ist. Man ist gar zu sehr gewohnt, dafs die neuen lichtvollen Ansichten, welche ein solcher Schriftsteller nach mehreren Jahrhunderten kritischer Forschung glaubt erhascht zu haben, blofs darum neu sind, weil sie auf irrigen Voraussetzungen beruhen, die dem Sprachkundigen gar nicht einkommen konnten. Dieses gerecht-ungünstige Vorurtheil trifft am allermeisten den Nicht-Orientalisten, der sich an die Bibel wagt. Welche ungeheure Menge von historischen und philosophischen Schwärmereien verdanken wir nicht dem Umstande, dafs jedermann glaubt die Bibel zu kennen? Ganz gewöhnlich baut derjenige, der irgend eine Idee bei Lesung der Bibel bekommt, sie zuerst nach Anleitung der Uebersetzung, die er liest, bei sich aus; und nur dann, wenn er sie andern will annehmlich machen, thut er allenfalls einige wilde Blicke in die ihm wenig oder gar nicht bekante Grundsprache, ruft auch wol gar Dialekte zu Hülfe; aber nicht um zu sehn, ob seine Ideen auch sprachrichtig sind — das

*) *Herausgekommen zu Berlin in der Myliusischen Buchhandlung 1803.*

kann er nicht, das will er nicht —, sondern nur um zu sehn, ob er hie und da eine lexikographische oder grammatische Bemerkung finden möge, die einseitig betrachtet und aus dem Zusammenhang gerissen, seine Erklärung zu bestätigen schiene; und dergleichen ihm denn auch, ohne ein Wunder, nicht entgehn können.

Auf der andern Seite aber widerspricht es doch auch dem Grundsatze des Zusammenhanges der Litteratur, und befördert die Einseitigkeit in der Behandlung ihrer einzelen Theile, wenn diejenigen, in deren Fach ein Gegenstand schlägt, im ausschliefsenden Besitze des Rechtes sein sollen, darüber zu sprechen. Die Fähigkeit, einen glücklichen Gedanken über die Sache zu bekommen, kann jedem andern eben so gut beiwohnen; nur freilich der Mann vom Fach hat öfter Anlafs dazu, und der andre ist dem Irrthum mehr ausgesetzt. Der letztere mufs also behutsamer und seltener auftreten; namentlich bei philologischen Gegenständen nur dann, wenn nicht der gröfsere Theil der Untersuchung, die Hauptargumente, auf Sprach-Erörterungen beruhen.

Ich glaube mit gegenwärtiger Abhandlung in diesem Falle zu sein. Ich bin nicht Orientalist; ich weifs von jenen Sprachen gerade nur soviel als nöthig ist, um beim Gebrauch der biblischen Bücher nicht ganz verlegen zu sein. Die gegenwärtige Untersuchung schwebt aber hauptsächlich auf Sachen und in dem Kreise allgemeineres Wissens. Der Text der zum Grunde liegt, ist von Sprachkundigen bearbeitet genug; und wo ich mich selbst für eine Meinung entscheiden mufs, da beruhen nur Nebenpunkte und Ausrundungen des auf andere Gründe gebauten Ganzen darauf. Ich glaube auch in allen solchen Fällen den Ton, der dem Nichtkenner gebührt, nicht verfehlt zu haben, und wenn ich irgendwo entscheidender spreche, so ist es nicht in Sachen des Sprachgebrauchs, sondern der allgemeinern Sprachforschung, in welcher letztern Hinsicht der Kenner einer Sprache *ex professo* sehr häufig durch Einseitigkeit die richtige Ansicht leichter verfehlt, als der oberflächliche Kenner, wenn er nüchtern zu Werke geht.

Ich

Ich wünsche sehr, dafs diese Gründe hinreichen mögen, alle ungünstige Eindrücke gegen diesen Versuch zu entfernen; und für diesen Fall wage ich es hinzu zu setzen, dafs ich ihn wirklich nur als Probe aus einer Reihe zum Theil schon entworfener Untersuchungen über dasselbe Alterthum, herausgehoben habe, die nun das Schicksal der gegenwärtigen abwarten. Wir haben endlich das günstige Zeitalter erreicht, wo auch die hebräischen Monumente in das Recht getreten sind, das ihnen ein eignes Schicksal Jahrtausende hindurch vorenthielt, nehmlich mit den alten Monumenten aller andern Nationen in Eine Klasse zu gehören, und so wie jene, von dem wahrheitliebenden Forscher beleuchtet, Kunde und Genufs zu gewähren. Eine so günstige Periode darf nicht ungenutzt vorbeistreichen; jeder — gesetzt auch, er wäre nicht in jeder Rücksicht eingeweiht — mag sein Scherflein beitragen.

Wenn ich übrigens von diesem Vorzuge unsers Zeitalters rede, so versteht es sich, dafs ich blofs von dem Zeitalter rede, welches, wenn ich mich so ausdrücken darf, die hellern und denkenden Köpfe für sich allein hervorgebracht haben, und auch für sich darin leben. Dafs neben bei die liebe alte Zeit immer auch noch ihren Gang fortgeht, dafs noch in unsern Jahren solche Auswüchse der Gelehrsamkeit entstehen können, wie die Hypothese, welche das Paradies nach Preufsen versetzt, und dabei doch die vier asiatischen Ströme der gewöhnlichen Erklärung in ihren Würden läfst; das liegt in der Natur der Dinge. Solche Erscheinungen sind sogar wohlthätig, weil sie zeigen, wohin der menschliche Geist gebracht werden kann, sobald ihn der Durst nach Wahrheit, sei sie welche sie wolle, verläfst, und an dessen Stelle der Kitzel tritt, etwas unerwartetes, zuweilen sogar etwas bestimmtes der Art, zu finden.

Unter allen vor der christlichen Zeitrechnung geschriebnen Büchern sind keine, die sich einer solchen Menge von Auslegern und Bearbeitern rühmen könnten, als die althebräischen Monumente der Bibel. Demungeachtet ist

man schwerlich, in der Auslegung irgend eines der vorzüglichern Reste des Alterthums, noch so weit von der historischen Wahrheit entfernt, als bei manchen dieser Bücher, besonders bei den Urkunden des ersten Buchs der mosaischen Geschichte. Die Ursach liegt am Tage: weil man erst in den neuesten Zeiten darauf gefallen ist, diese Monumente *eben so* zu behandeln, wie die Traditionen und den poetischen Theil der Geschichte anderer Nationen. Lange Zeit, oder vielmehr die längste, klebte man am Buchstaben. Als man anfing auch andre Arten der Deutung, die des Uneigentlichen und Bildlichen, zuzulassen, durfte man doch nicht daran denken, bei den Urhebern jener Schriften selbst einen Irrthum nur zu ahnen. Itzt erst, da wir mangelhafte Vorstellungen und unvollkommene Kenntnisse der Kinderwelt auch in diesen Büchern voraussetzen und finden, itzt erst finden wir in eben denselben auch die historische Wahrheit, die man sonst, um sie dem benachbarten Irrthum anzupassen, deuteln und verdrehen mufste. Ja, itzt erst ist wirklich jeder Buchstab in jenen Büchern von historischem Werth: denn was nicht die Geschichte der Erde und der Völker bereichert, ist doch ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Aber leider war nun auch die wahre Exegese doppelt so schwer, als bei andern Büchern, weil nicht nur *in diesem Sinne* nichts vorgearbeitet war, sondern auch die falschen Resultate aus jenen Kommentatoren schon in unsere ganze übrige Alterthumskunde übergegangen und mit derselben verwebt waren; so dafs selbst der ganz philosophische Forscher sich noch itzt, und gewifs noch lange hin, von einer Menge vorgefafster Notizen zu befreien hat; welches nicht so leicht ist, da man nicht von jeder Notiz gleich weifs, woher sie stammt. Hievon sind unsere vortrefflichsten Schriften in diesem Fache nicht frei; und nur durch fortgesetzte Versuche wird es uns endlich gelingen, diese anziehende Quelle alter Kunde rein und geniefsbar zu machen.

Um einen Beitrag hiezu zu liefern, hab ich es für diesmal mit der ältesten *geographischen Urkunde* ver-

sucht. *) In den Zeiten der erstberührten falschen Behandlungsart hiefs man diese Untersuchung, an welcher sich eine Menge der gelehrtesten sowohl als der verdrehtesten Köpfe geübt haben, *Untersuchung über die Lage des Paradieses.* Ohne mich über die falsche Ansicht des Gegenstandes, welche in dieser Benennung liegt, weiter auszulassen, will ich damit anfangen, dafs ich diejenige Ansicht, welche ich für die richtige halte, sogleich darstelle.

In der ältesten hebräischen Tradition befindet sich ein Mythos, der den Ursprung und den ersten Sitz der Menschen in eine Gegend der Erde setzt, welche darin durch mehre geographische Angaben bezeichnet wird. Hieraus folgt eigentlich nur soviel, dafs das hebräische Volk selbst sich, vermöge seiner Tradition, aus jener Gegend herleitete. Es ist aber auch höchst wahrscheinlich, dafs diese Tradition Wahrheit zum Grunde hat; denn geographische Bestimmungen erfindet kein alter Dichter, son-

*) Zur Bequemlichkeit der Leser setze ich die Stellen, welche den Gegenstand dieser Abhandlung enthalten, nach der Uebersetzung Luthers, jedoch mit einigen, mehrer Treue wegen nöthigen Abänderungen hieher.

(8) Und Jehova Gott pflanzte einen Garten in *Eden* gegen Morgen, und setzte darein den Menschen, den er gemacht hatte — (10) Und ein Strom ging aus von Eden, zu wässern den Garten; und *von da aus* theilte er sich, und ward zu vier Hauptwassern [eigentlich *Häuptern*, welches wie das latein. *capita* sich auch durch *Arme* übersetzen läfst]. (11) das eine heifst *Pischon*; dieses umfliefst [d. h. fliefst darin umher, durchfliefst] das ganze Land *Chavila*, woselbst das Gold ist. (12) Und das Gold dieses Landes ist gut; dort ist Bdolach, und der Stein Schoham. (13) Und der andere Flufs heifst *Gichon*; dieser umfliefst [durchfliefst] das ganze Land *Kusch.* (14) Und der dritte Fluls heifst *Chiddekel*; dieser fliefst gegen Morgen von *Assyrien* [nach andern: *vor* Assyrien; s. unt.] der vierte Flufs ist der *Frath.* — (K. 3, 23.) Und Jehova Gott liefs ihn (den Menschen) aus dem Garten Edens, dafs er das Feld bauete, davon er genommen ist. (24) Also vertrieb er den Menschen und stellte gegen Morgen vor den Garten Edens Kerubim mit flammendem geschwungenen Schwert, zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens.

dern er nimt sie aus der Ueberlieferung, faſst sie aber auf, wie er sie versteht. Es ist aber auch ferner keine grundlose Voraussetzung, daſs, wo nach der uralten Sage eines uralten Volkes, seine ersten Sitze waren, aus derselben Gegend wenigstens, auch alle diejenigen Völker hergewandert sind, die mit diesem Volke in unleugbarer Verwandtschaft stehn. Endlich folget daraus, daſs der wirklich historische und geographische Theil jenes alten Mythos Notizen enthalte, welche das Volk, dem er gehört, schon aus seinen frühern Sitzen mitgebracht hatte, wenn gleich späterhin das wachsende Verkehr unter den Nationen diese Notizen wieder aufgefrischt und bereichert haben kann. Wir haben also hier einen Rest der allerältesten Erdkunde, welcher das Zeitalter Mosis, so wie wir es gewöhnlich bestimmen, gewiſs sehr weit übersteigt. Ein solches Fragment ist schon an und für sich der Untersuchung höchst werth, wird es aber noch mehr dadurch, daſs, bei der anerkannten Verwandtschaft der Hebräer, nicht nur mit den in ihrer Nachbarschaft wohnenden Völkern, sondern auch wenigstens mit einem groſsen Theile der westlichen Länder unserer Halbkugel, die in diesem Mythos bezeichnete Erdgegend, zugleich als das wahrscheinliche *Mutterland* aller dieser Völker, und namentlich auch als *das unsrige* anzusehen ist.

Alle nun, welche sich aus diesen oder aus andern Ursachen um die Aufsuchung dieser Erdgegend bemüht haben, fingen damit an, daſs sie die darin enthaltenen Namen von Flüssen und Landschaften mit unsern übrigen Notizen von alter und neuer Geographie verglichen. Aber auf diesem Wege erheben sich zwei Schwierigkeiten, wovon die Veränderung der Namen in einem so langen Zeitraume die geringere ist. Die Hauptschwierigkeit ist die, daſs nach der Analogie aller ähnlichen historischen und mythischen Traditionen aller Völker, jede alte geographische Notiz, die einigermaſsen zusammengesetzt ist, durchaus als *fehlerhaft* anzunehmen ist; indem theils die ältesten Nationen wirklich eine höchst mangelhafte Kenntnis, selbst der ihnen näher liegenden Gegenden hatten, theils aber auch jede Tradition, indem sie von Mund zu

Mund, und was noch mehr ist, von Land zu Land geht, (sich also von der beschriebenen Gegend immer mehr entfernt,) unfehlbar verdorben, verstümmelt und zugleich interpolirt wird. Alle Kenner von alten Traditionen und ältester Geschichte wissen, dafs diese Bemerkung (ich glaube nicht zu viel zu sagen) *keine Ausnahme* leidet: nur hier glaubte man, aus sehr begreiflichen Ursachen, diese Ausnahme finden zu müssen; und wer bis itzt diese Urkunde einer historischen Untersuchung werth fand, behandelte sie gleich von vorn als eine wahrhaft historische Beschreibung.

Die Folge war, dafs keine einzige Erklärung, selbst wenn man sie als Erklärung einer fabelhaften Darstellung (was sie nach den Absichten der Erklärer nicht sein sollte) ansieht, nur einigermafsen befriedigte. Einige Namen, wie Frath, Chiddekel, Gichon sind wirkliche bekante Namen der alten und neuen Geographie; aber eben dadurch war der Erklärer nun wie festgebannt, und mufste andere, wie Pischon, Kusch, Chavila, auf eine nichts weniger als befriedigende Art deuteln. Und wenn auch nun ein Ganzes heraus kam, so hatte es weder als Geschichte Wahrheit, noch als Dichtung Einheit. Die beiden Erklärer, welchen historische Gelehrsamkeit und neuere Kritik am meisten zur Hand war, Gatterer und Michaelis, stimmen in den Flüssen Eufrat und Gichon (worunter sie nach Anleitung der heutigen orientalischen Erdbeschreibung den Oxus verstehn) überein. Aber nun schneide man eine Figur welche man will, die jene beiden Flüsse in sich schliefse, aus Asien heraus, und frage sich dann:

Wenn wir hier *Geschichte* vor uns haben — ist es denkbar, dafs das älteste im Stande der Kindheit lebende Menschengeschlecht in einer Gegend gelebt habe, die aus den armenischen Gebirgen und den tatarischen Steppen zusammengesetzt ist? Michaelis beruft sich zwar auf die schönen Gegenden am Eufrat und Tigris; aber wozu alsdann die Erwähnung jener nördlichen Ströme, des Oxus und des Araxes oder des Phasis? *) Ich zweifle nicht, dafs

*) Den Araxes nimt Michaelis, den Phasis Gatterer, für den Pischon an.

auch diese ihre schönen Gegenden haben; aber diese mit zu bewohnen, brauchen wir *drei* Urvölker. Soll aber, wie freilich die Vernunft und der Geist der Erzählung verlangt, das Urvolk in dem Centrum des durch die Flüsse bezeichneten Landstrichs gewohnt haben, dann kommen wir gerade in die Gebirge Armeniens, und der Oxus spielt eine höchst seltsame Nebenrolle, welche auf den Araxes oder Phasis übergeht, wenn man die Urscene lieber zwischen den Oxus und Tigris, das heifst in die wüsten Gegenden Persiens verlegen will.

Haben wir aber *Dichtung* vor uns — wie noch weit weniger denkbar ist es, dafs sich dem Geiste des alten Dichters Länder, welche durch unzugängliche Gebirgsketten und unwirtbare Steppen geschieden sind, (angenommen auch, er *kenne* die für ihn jenseits liegenden) in Einem Zusammenhange darbieten sollten? Wie können sich ihm, der hinten aus Asien her nach Nordwesten zu fliefsende Oxus und der disseit der Gebirge und Steppen nach Süden strömende Eufrat, als aus Einer Quelle kommend darstellen?

Eine Menge anderer Fragen werden sich jedem von selbst darbieten; und obgleich alles dies bezweifelte *möglich* ist, so wird sich doch durch blofse Möglichkeiten schwerlich die erfoderliche Ueberzeugung hervorbringen lassen, da die Uebereinstimmung einiger Namen, nach obigen Bemerkungen, nicht hinreicht. Aber dafs man eben bei der grofsen Unsicherheit der Namen in alten Traditionen dennoch von ihnen ausging, dies war der Fehler. Ein sichrerer Weg ist meines Erachtens folgender.

Man nehme einen Augenblick auf die bestimmten Namen in der Erzählung keine Rücksicht. Gesetzt wir fänden eine Gegend der Erde, auf welche sonst alles übrige pafste, so dafs die Ansicht des alten dichterischen Erzählers in die Augen fiele, und womit auch unsere übrigen historischen und andern Notizen völlig überein kämen; so würde diese gefundene Gegend schon mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für die gesuchte erklärt werden können, wenn auch die Namen in dem so sehr alten Mythos gar nicht passen wollten. Wenn aber auch diese

dem gröfsten Theile nach übereinkommen, und das abweichende darin auf analoge Art erklärt wird; dann, glaube ich, tritt jene Hypothese in die Reihe der historisch-wahrscheinlichen Dinge.

Wir suchen eine Gegend, aus welcher die westlichen, wenigstens die westasiatischen Völker abstammen. Unsere anderweitigen Notizen allein, die Untersuchungen aller Forscher in den verschiedenen Fächern der Geschichte, der Erd- und Naturkunde, die am wenigsten durch vorgefafste Ideen bestimmt waren, reichen hin, unsern Blick zuerst nach *Südasien* nach dem Landstrich zu richten, den wir heut zu Tage unter Ostindien und Persien begreifen. Zwischen diesen beiden Ländern selbst will ich nicht entscheiden; ich weifs, dafs neuere Forscher sich für Persien bestimmt haben. Die Hauptkraft meiner im Laufe dieser Untersuchung vorkommenden Anführungen, spricht für beide Länder, aber freilich stärker, lauter und vollständiger für Indien; ich stimme daher für dieses, und bediene mich mit Vorliebe dieses Namens, um nach der ihm von alten Zeiten her anklebenden Unbestimmtheit, den ganzen Landstrich zwichen Arabien und China längs der See zu bezeichnen.

Ob nun übrigens Indien, wie man zu sagen pflegt, die Wiege der Menschheit überhaupt sei; ob es überall nothwendig sei, ein Land als das Stammland aller Nationen anzunehmen; dies sind Fragen, die man hoffentlich heut zu Tage nicht mehr an den Theil der Geschichtkunde wenden wird, der sich mit, schriftlicher oder mündlicher, Ueberlieferung abgibt. Wir suchen hier blofs die Quelle unserer occidentalischen *Bevölkerung*, oder noch genauer gesprochen, unserer occidentalischen *Kultur;* denn ob die Völker selbst aus jenem Lande herstammen, oder ob dorther kommende Stämme hier schon eine wilde Rasse fanden, welche sie durch Mittheilung ihrer Sprache und ihrer edlern Begriffe ganz umschufen, ist für den Geschichtforscher, als solchen, völlig einerlei.

Die so bestimmte Verwandtschaft der Nationen, die vom Ganges bis an den Tajo wohnen, erhellt aus der Sprachkunde allein unwidersprechlich. Wenn auch die Verwandt-

schaft zwischen einigen Sprachen dieses Bezirks in der Vergleichung der einzelen Wörter mehr verwischt und vielleicht ganz unkenntlich geworden ist; so herscht doch in allen ein gewisses gemeinschaftliches Kolorit, eine Uebereinstimmung in Wendungen und Verbindungen die zwar dem nicht in die Angen fällt, der sie selbst untereinander vergleicht; desto schneller aber dem, der sie mit den Sprachen der ostasiatischen, der südafrikanischen, der amerikanischen und der australischen Völker zusammenhält. Namentlich ist die alte indische oder die Sanskrit-Sprache mit unsern europäischen noch augenscheinlicher verwandt,*)

*) Um dies den zweifelnden zu beweisen, brauche ich mir nicht die Mühe zu geben, lange zu suchen; ich gebe nur, was mir gerade zur Hand ist. In den Noten und Abhandlungen des Dow zum Ferischta werden vierzig bis funfzig Sanskrit-Wörter blofs zufällig, ohne alle etymologische Absicht, angeführt; und gleich unter diesen finden sich folgende mit den europäischen Sprachen so ungezwungen verwandte Wörter:

Veda	—	Wissenschaft.
Dewta,		
Deo, Debo,		
Dewerkel	—	verschiedene Benennungen für Gottheit, Halbgott, Dämon etc.
Wajo	—	Luft (wehen).
Mah	—	grofs.
Nasiga	—	Geruch.
Mun	—	Verstand (*mens*).
Aiun	—	Zeit (*αἰών*).
Nischt	—	vernichten.
Loab	—	Begierde (Liebe)
Particca	—	Theilbarkeit.
Appartieca	—	Untheilbarkeit.
Due	—	Schmerz (*δύη*).
Ionidge	—	Verbindug (*jungere*).
Adjonidge	—	ohne Verbindung.
Datta	—	Geber.
Attima	—	Seele.
Ni	—	verneint in der Zusammensetzung.
Nir	—	männlich (*ἀνήρ*).
Madda	—	weiblich (Maid).
Murichi	—	Sterblichkeit.

Hiezu füge ich noch, um die vollständigste Ueberzeugung zu bewirken, folgende *Ordinalzahlen* gleichfalls aus dem Sanskrit,

als selbst mit den Sprachen der näher wohnenden Völker, Araber, Hebräer u. s. w.; ein Phänomen, das ich mir noch nicht hinreichend habe erklären können.

Sind aber die Völker in Südasien, in Westasien und in Europa verwandt — so stammen sie (d. h. wenigstens der Grad von Bildung der sie zu vernünftigen Menschen macht) aus Südasien. Dahin führt uns selbst das Endchen welches wir Universalhistorie nennen. Wenn wir den höhern Grad von Kultur, den alle Historie schon voraussetzt, hinaufwärts verfolgen, so werden wir von Jahrtausend zu Jahrtausend, Schritt vor Schritt, vom Rhein bis zum Eufrat geführt; noch ein Jahrtausend vielleicht weiter zurück, und wir sind am Ganges. Eben dies ist der Gang der Natur: menschliche Bildung ist eine Pflanze, deren Geburtsland wir da annehmen müssen, wo sie, bis auf einen gewissen Grad, ohne Pflege gedeiht. Indiens Menschheit aus westlichern Ländern, aus Palästina, selbst aus Aegypten (denn nicht eine gewisse Nähe am Aequator allein reicht hin) herleiten, heifst das Kirschreis von Berlin nach Cerasus bringen.

Ich übergehe eine Menge einzeler Spuren in der alten Geschichte und Mythologie, in der Geschichte der Wissenschaften und des Luxus, die von andern aufgesammelt worden sind. Wir bedürfen hier vor der Hand nur einer Wahrscheinlichkeit, um sie unserm alten Mythos anzuprobiren.

Ist also **Indien** die Gegend, welche in der ältesten hebräischen Tradition gemeint ist? Doch man erlaube mir,

---

die ich aus dem Sonnerat (p. 261 der deutschen Uebersetzung) abschreibe: 1 Predame. 2 Tondigei. 3 Tredigei. 4 Schaoti. 5 Panschemi. 6 Schasti. 7 Sattemi. 8 Aschtemi. 9 Noami. 10 Decemi. — Von einiger Verwandschaft mit dem Hebräischen fiel mir dagegen, in demselben allerdings kleinen Vorrath, blofs etwa *Bun* das Kind, und *Akitta* einzig, auf. — [Ganz andere Beweise für diese Note wären natürlicher Weise von einer heutigen Schrift zu erwarten; oder vielmehr es bedürfte deren gar nicht. Ich habe nur, was vor 25 Jahren in Deutschland einem Nicht-Sprachkenner sich ungefehr darbot, gleichsam scherzweise nicht vernichten wollen].

dafs ich nicht ferner *frage*, sondern, ohne dem Zweifel sein Recht zu rauben, gleich *annehme*, dafs es so sei; und dafs ich folglich nicht ferner untersuche *ob*, sondern zeige *dafs* es vollkommen in die mosaische Erzählung pafst.

Die mosaische Tradition spricht bekantlich von einer grofsen Flut, welche die ganze Erde betroffen habe. Wenn unsre Vernunft eine solche Universal-Ueberschwemmung nicht mehr zuläfst, so läfst dagegen unsre Kritik auch nicht zu, diese Tradition für blofse Dichtung zu erklären. Vielmehr lehrt alle mythische Analogie, dafs eine solche Sündflut eine wirkliche *Ueberschwemmung der Gegend* voraussetzt, worin die Vorfahren des Volkes wohnten, dem diese Tradition gehört.

Ueber diese Flut hinauf befindet sich in der hebräischen Tradition aufser der gleich zu Anfang gegebenen Beschreibung des Urlandes, womit wir uns itzt beschäftigen, nicht die mindeste historische und geographische Spur; disseits der Flut hingegen befinden wir uns sogleich auf bekantem Boden, in Chaldäa, Mesopotamien u. s. w., und die Spuren von eigentlicher Geschichte beginnen. Was folgt hieraus für die prosaische Historie? Dieses: Die Vorfahren des hebräischen Volkes und seiner Verwandten hatten ihre Sitze in einem östlichen Lande, aus welchem die Tradition einige Namen erhalten hatte. In dieser Urgegend war einst eine grofse Wasserflut, und wahrscheinlich war eben diese die *Veranlassung jener stärkeren Auswanderung*, mit welcher unter andern auch der hebräische Stamm, in die westasiatischen Gegenden zog.

Was denken wir uns nun unter einer solchen Flut? Diese Frage erfodert eine kleine Abschweifung in das Gebiet der physischen Erdkunde. Nach dieser ist es eine ausgemachte Sache, dafs die Gestalt, oder vielmehr der Umrifs des festen Landes (d. h. dessen Begrenzung durch das Meer) auf unserm Glob, das Resultat zweier verschiedener Natur-Operationen ist, einestheils der Anschlemmung und Ansetzung, und der dadurch verursachten Verdrängung des Oceans, anderntheils der Wegreifsung und Wegspü-

lung durch Flüsse und Meer, wodurch letzteres sein Reich an gewissen Stellen erweitert. Eben so zuverlässig ist es, dafs diese durch Jahrhunderte und Jahrtausende sich hinziehenden Natur-Operationen, zuweilen durch plötzliche Revolutionen abgekürzt werden; dafs namentlich Epochen eintreten, wo die Gewässer in Luft, Erde und Ocean sich verschworen zu haben scheinen, um in einer Jahreszeit des Erdreiches soviel wegzureifsen, als sonst in Jahrtausenden nicht wäre abgespült worden. Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns eine Menge Küsten und Inseln, die das augenscheinliche Werk solcher plötzlichen Verheerungen sind, und von welchen man, ohne das Schweigen der Geschichte, glauben möchte, dafs sie erst vor kurzer Zeit so geformt worden seien, ja deren Gestalt man gleichsam auf der Karte vor seinen Augen durch die Fluten sich bilden sieht. Von dieser Art ist besonders Südasien. Der persische Meerbusen ist noch itzt nichts als die Fortsetzung des aus der Vereinigung des Eufrat und des Tigris entstandenen Stroms, erscheint auch bei Ormus ganz wieder als Flufs, wird dann wieder breiter, bis endlich da, wo er sich dem Ausflufs des Indus nähert, die Gewalt zwei so mächtiger Ströme zusammen ein offenbares Meer, doch immer noch in Form eines grofsen Busens bildet. Eben so sichtbar spitzt sich der bengalische Meerbusen bis in die Mündung des Ganges hinein, der sich bei diesem seinem itzigen Ausflufs mit dem gleichfalls mächtigen Burramputer vereinigt. Eine Nebenbucht gegen Osten und die Busen jenseit Malakka sind das Werk der Ströme von Pegu und Siam. Hiezu kommen die vielen Inselgruppen, besonders die grofsen und kleinen gegen Osten. Der lange Streif der Andamanen und der Nikobarischen Inseln, der noch itzt Sumatra mit Pegu zu verbinden scheint, widerstand wol blofs durch felsichte Grundlagen der Gewalt des Stromes, dessen westliches Ufer sie ehedem bilden halfen, und dessen Bett noch itzt die Strafse zwischen Sumatra und Malakka zu sein scheint. Im grofsen geben also diese Küsten denselben Anblick, wie im kleinen die holländisch-friesische Küste der Nordsee, die bekantlich durch die Ueberschwemmungen im Mittelalter ihre itzige Gestalt

Gestalt bekommen hat. Die gröfsern Wasser-Revolutionen im Norden (z. B. die Entstehung der Ostsee u. s. w.) fallen vielleicht in Zeiten, wo noch gar keine Menschen dort wohnten; aber in jenen südlichen Gegenden, wo der Mensch wie die einheimische Pflanze gedeiht, können wir keine Zeit als zu früh für das Menschengeschlecht annehmen. Bei uns im Norden fallen in die wirkliche Geschichte nur solche kleine Nachspiele der alten Revolutionen, wie die erst erwähnte an der friesischen Küste; etwas gröfsere, wie die Bildung der griechischen Küsten und Inseln, fallen schon in das graue Alterthum der dortigen Menschheit — denn worauf könnten die deukalionische und die ogygische Flut sonst deuten? — In Indien kann selbst die grofse Revolution, welche jenen Ländern die Gestalt gab die sie seit undenklichen Zeiten haben, nicht nur Menschen, sondern schon Kultur angetroffen haben; und nichts kann voreiliger sein, als die Sagen von einem ungeheuren Alter (die man doch, so viel ich weifs, gerade blofs in südlichen Ländern, am nördlichsten in Aegypten, findet) so schlechtweg zu verwerfen. Nicht weil sie *ungeheuer* sind, verdienen die grofsen Zahlen in der Geschichte jener Länder keinen Glauben; sondern weil sie *bestimmt* sind, dergleichen sich bei so alten Traditionen nicht wohl denken lassen. *A posteriori* kann man manche positive Tradition der Unwahrheit durch historische Kritik zeihen, aber *a priori* die Zeit nicht bestimmen, zu welcher es keine kultivirte Menschen gegeben habe.

Ich darf also annehmen, dafs die grofse Indische Flut deren physische Spuren wir noch sehn — die letzte vielleicht von den gröfsern welche unsere bekanten Länder bildeten — in die Zeit von Indiens ältestem Flor fiel; sie war vielleicht ein historisches Faktum in Indiens alten Traditionen, und nur der grofse Zeitraum, der seitdem wieder verflofs, manche besonders religiose Revolutionen, die seitdem eingetreten, sind Ursach, dafs dieses Ereignifs itzt wieder in die fabelhaften Traditionen Indiens verwebt ist. Eine Fabel im Sonnerat spricht von einer grofsen Flut zu Ende der dritten Periode, (welcher Zeitpunkt mit dem, in welchen unsre gewöhnliche sonderbar genug zusammenge-

flickte Chronologie die Sündflut setzt, zufälligerweise zusammentrifft) worin der Gott Wischenu in Gestalt eines Fisches den damaligen König rettete, der auch mit seiner Familie von allen Menschen allein übrig blieb. Eine andre Fabel spricht von ungeheuren Strömen, welche einst die Göttin Parwadi auf die Erde geschickt, und welche zuletzt der oberste Gott Schiwen in kleinere Räume eingeschränkt habe, auf welche Art unter andern der Ganges entstanden sei. Man fühlt von selbst, wie deutlich besonders diese letztere Fabel auf eine solche Flut hinweist, dergleichen ich im obigen vorausgesetzt habe *).

---

*) Ich darf hier nicht verschweigen, daſs es Schriftsteller gibt, welche eine ganz andre Vorstellungsart befolgen und welche namentlich Indien auf die entgegensetzte Art, nehmlich bloſs durch das Zurücktreten des Oceans sich bilden lassen. Der neueste der dies thut, ist Degrandpré in seiner Reise nach Indien und Arabien. Wenn ich den Sinn dieses Schriftstellers an den verschiedenen Stellen seiner Reise, die geogonischen Inhalts sind, recht verstehe, so ist nach ihm gerade die ganze Küste, auf welcher mir hier soviel ankommt, vom rothen Meere an nach Osten, nebst allen Inseln, im Laufe von Jahrtausenden erst nach und nach aus dem Ocean hervorgetreten. Da eine Hypothese gegen eine Hypothese nichts beweist, so kann ich weiter nichts thun, als mich auf meine Gründe berufen, und den Leser auf die Gestalt dieser Länder auf der Landkarte verweisen. Offenbar muſs doch ein, so wie es itzt ist, allmählich aus dem Ocean hervorgetretnes Land einen andern äuſsern Charakter haben, als ein durch die Wellen einst zerrissenes. Ich begreife, daſs hie und da Inseln aus dem Ocean erst hervortreten; aber welch sonderbares Spiel der Natur reiht sie in der Direction eines unweit sich ergieſsenden Stromes, so auffallend an einander, wie ich im obigen gezeigt habe? Ich berufe mich ferner hier wie oben auf jene Küsten, deren Bildung auf die von uns beschriebene Art die *Geschichte* uns bezeugt. Was ich von den nikobarischen und den übrigen ostindischen Inseln, und den alten Strommündungen zwischen denselben sage, wird durch die vollkommene Analogie der nordholländischen und friesichen Insel-Reihe und durch die noch itzt den Namen ehemaliger Landströme (Texel, Vlie u. s. w.) tragenden Lücken zwischen denselben bestätigt. Aber auch Degrandpré stützt seine Vorstellung auf Erfahrungsgründe. Er zeigt aus den successiven Nachrichten der Seefahrer, daſs die Meerengen im Rothen Meere, im persischen Meerbusen, zwischen Zeilon und Indien u. s. w. (man sehe besonders S. 366. ff. der Berliner Uebersetzung) immer mehr und mehr an

Nicht also blofs auf dem itzigen festen Lande von Indien, sondern gewifs zum Theil auch da wo itzt Meer ist, wohnten vor jener Flut Menschen. Die Traditionen von Ueberschwemmungen sprechen gewöhnlich so, dafs man glauben sollte, das darin bekante feste Land sei vorher *eben so* da gewesen, blofs überschwemmt worden, und dann wieder *eben so* hervorgetreten. Dies rührt von der Unkunde der ältesten Zeiten in Rücksicht auf Gestalt und Gröfse der Länder. Alle Traditionen sprechen von Erde und Land nur insofern Menschen darin wohnen; sie heifsen Indien, Griechenland, den Strich wo Indier, wo Griechen wohnen. Werden die niedrigen Länder überschwemmt, so rettet sich ein Theil der Einwohner in die höher liegenden Gegenden; ein Theil des Ueberschwemmten tritt nun wol wieder hervor, (daher die Fabeln vom Ablaufen der Gewässer reden,) aber vielleicht der gröfste Theil ist verschlungen. Die Namen Indien, Griechenland, oder wie die überschwemmten Länder damals geheifsen haben mögen, bleiben indessen nach wie vor, so lange eine

---

Tiefe verlieren, versanden u. s. w. und profezeit daher die Verwandlung jener Meerbusen in Landseen wie das kaspische Meer, und der Inseln in festes Land. Ich nehme ohne Bedenken die völlige Richtigkeit der angestellten Beobachtungen an. Aber ist es ein Widerspruch, wenn nach meiner Annahme einst durch Revolutionen, die man in Vergleich mit den langsamen Operationen der Zeit momentan nennen kann, ganze Landstriche fortgeschwemmt, Meerbusen und Meerengen gerissen worden, und wenn nachher diese so zerissenen Gegenden wieder versanden, sich hie und da wieder ausfüllen? Geschieht nicht unter unsern Augen im kleinen ganz dasselbe eben an jener friesischen Küste, deren ehemalige Zerstörung die Geschichte bezeugt, und wo itzt (namentlich in Ostfriesland, Oldenburg u. s. w.) immer von Zeit zu Zeit die Küste sich wieder vergröfsert und, besonders mit Hülfe der diese Natur-Operation befördernden Kunst, den ehemals erlittenen Verlust nach und nach wieder ersetzen zu wollen scheint? Degrandpré's Blicke in die Zukunft können wahr werden, ohne meine Rückblicke in die Vergangenheit Lügen zu strafen. Der persische Meerbusen kann durch den Eufrat und Tigris gerissen sein; und das auf diese Art aufgenommene und gleichsam gefangene Meer kann durch allmähliche Versandung der itzigen Meerenge künftig zu einem Landsee werden.

nahmhafte Zahl Indier und Griechen auf festem Lande, sei dies wo es will, noch wohnen. Dafs diese Länder einst gröfser waren oder anders lagen, weifs wohl die Mitwelt und die ersten Nachkommen, aber in der Tradition verliert sich dieser Umstand; und der späte Enkel verbindet mit jenen Ländernamen, wenn er sie in der alten Sage findet, genau denselben Begriff den sie zu seiner Zeit bezeichnen. Nicht das gröfstentheils hohe Thessalien war also die Scene der Deukalionischen Flut, sondern der Archipelagus oder wenigstens der benachbarte Thermaische Meerbusen war es; und nur die niedrigern Flufsgegenden des nachherigen Thessaliens kann dabei eine solche Ueberschwemmung betroffen haben, wie sie bei allen gröfsern Strömen zuweilen eintritt.

Eben so also auch in Indien: die dortigen Meerbusen sind mir die wahrscheinliche Scene der sogenannten Noachischen Sündflut. Ein Theil der Einwohner rettete sich nach den höhern Gegenden; und da auf diese Art in diesem nun verkleinerten Indien eine Ueberfülle entstand, so geschah auch in diesem Stücke im grofsen, was bei den friesischen Ueberschwemmungen im kleinen geschehen ist. So wie von dort aus Kolonien in die weniger bewohnten Gegenden der Ostsee zogen, so wanderten auch von Indien, aber weit gröfsere Schwärme, aus, und unter andern auch nach Westen. Die Tradition von der grofsen Flut erhielt sich; aber sehr natürlich ward bald eine Sündflut über die ganze Erde daraus, und der spätere Erzähler, wo er sich auch befand, befand sich immer auf der Scene dieser Flut. Da er nun Indien ganz aus dem Gesichte verloren hatte, so mahlte er seine Geschichte mit Gegenständen aus, die ihm näher waren; und der kritische Geschichtforscher, der nur partiale Ueberschwemmungen statuirt, wird nun versucht, die Flut, welche zu der Sündflut-Sage Gelegenheit gegeben, in den obern Gegenden des Tigris und Eufrat zu suchen, wo vielleicht nie eine war. Wer die wahrhafte Scene einer mythischen Sündflut finden will, mufs eine Seegegend suchen, welche physische Kennzeichen von oben beschriebener Art trägt; und wo sucht man diese für die Sage unserer Westasiaten na-

türlicher, als in Südasien, vom persischen Meerbusen ostwärts?

Indien paſst also schon dadurch vor allen andern Gegenden in die mosaische Erzählung der Urwelt, daſs es die wahrscheinlichste Scene der eben daselbst beschriebenen Flut ist. Aber eben so einleuchtend ist zweitens das Uebereinstimmende von Indiens *inländischer* Lage und Gestalt mit der in unserer Urkunde gegebenen obgleich kurzen Beschreibung der Scene in der Urwelt: alles jedoch, nach obiger Voraussetzung, ohne die mindeste Rücksicht auf Namen.

Erstlich verweist uns der Erzähler gleich anfangs gegen Morgen. „Gott pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen." Ich glaube, es fällt sogleich in die Augen, daſs hier der westasiatische Erzähler seine Zuhörer gleich anfangs in Rücksicht aufs Ganze orientiren will, nicht aber die Lage des Gartens selbst, in Eden, bestimmen, welche Erklärung freilich die Worte auch zulieſsen. Ja ich glaube, dem unbefangenen Leser muſs es gleich wahrscheinlich werden, daſs hier auf einen entlegenen, im Morgenlande liegenden Landstrich gedeutet werde. Doch dies letztere sei ohne Beweis, so wie ohne Gewicht, gesagt.

Bis hieher steht also mein Erzähler noch in Westasien. Da ich aber wohl annehmen darf, daſs der Mythos selbst aus den älteren Sitzen, also *aus Südasien mitgebracht* ist, so muſs man sich in der nun folgenden Beschreibung, um die Uebereinstimmung recht schlagend zu finden, nach Indien selbst versetzen. Beiläufig führe ich hier noch eine Neben-Wahrscheinlichkeit an; den südasiatischen oder indischen Geschmack, der in der ganzen Erzählung vom sogenannten Paradiese herscht. Es ist ein Apolog, eine Dichtungsart, dessen älteste Spuren in Indien sind: auch der Garten selbst, die allegorischen Bäume u. s. w. sind im indischen Kolorit. Also ein Südasiat beschreibt uns hier die südasiatiche Scene. Dabei muſs ich aber nothwendig zum voraus erinnern, daſs wenn wahrscheinlicherweise des Mythos dem Südasiaten gehört, eben so wahrscheinlich die genauere geographische Ausführung von dem westasiatischen Erzähler herkommt. Jener nannte

wol

wol blofs die Ströme ohne alle weitere Bestimmung, deren Hinzufügung erst späterhin nöthig ward, wie sich der Mythos von der Gegend, die er beschreibt, schon zu sehr entfernt hatte. Der Nebenzweck einer kleinen geographischen Belehrung, welchen der Mythos itzt sichtbar hat, war also höchst wahrscheinlich ursprünglich nicht dabei, sondern entstand erst späterhin durch das Bedürfnifs. Um den Sinn des Erfinders ganz rein aufzufassen, müssen wir also vor der Hand alles beseitigen, was nicht zur poetischen Idee gehört.

„Gott pflanzte einen Garten, diesen wässerte ein Strom, welcher sich aufserhalb *) in vier grofse Arme theilte, und dies sind vier bekante durch bekante Länder fliefsende Ströme." Dies ist der Sinn, welcher nach Wegstreichung der Namen übrig bleibt. Gesetzt nun auch, die Flufs-Namen selbst wären alle in der Tradition verändert und verfälscht, so bleibt doch soviel, dafs der erste Erzähler die vier ihm bekantesten wirklichen Ströme genannt hatte; denn wenn der Flufs blofs die Dichtung ausschmücken sollte, wozu überhaupt die Erwähnung der Theilung desselben aufserhalb des Gartens? Der Dichter stellt sich also die vier bekantesten Ströme der ihm bekanten Welt so vor, als ob sie nicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entstünden, sondern als ob sie Arme eines einzigen Flusses wären. Eine Vorstellung, die ihm schon dadurch erleichtert werden mufste, dafs er Südasiens Hauptströme selbst wieder, in ihren untern Gegenden, in mehren Armen dem Meere zueilen sah.

Diese Vorstellung setzt aber nothwendig voraus, dafs der Dichter vier Flüsse in Gedanken hatte, die *von Einer Weltgegend* her flossen. Nicht als wenn es nicht möglich wäre, dafs zwei Flufsarme gleich nach ihrer Theilung ganz nach entgegengesetzten Richtungen divergiren; (auf solche Möglichkeiten ist bei einer historisch-wahren Erzählung zu reflektiren, nicht bei einer, blofs mit historischen Notizen verbundenen, *Dichtung*;) sondern weil,

*) Hebr. mischscham, *von da*, d. h. nachdem er den Garten durchströmt. Luther übersetzt mangelhaft *hier*.

wenn der Dichter, z. B. nach Michaelis Vorstellung, vier nach ganz verschiedenen Richtungen fliefsende Ströme gemeint hätte, seine Fantasie sie ihm nothwendig aus den vier Seiten seines Gartens ausströmen lassen mufste. Wer so spricht wie unser Mythos, der will haben, dafs man vier neben einander fliefsende, wenn gleich unterhalb weit von einander entfernte Ströme verstehe; wir müssen ihm also gehorchen, und vier grofse Ströme suchen, die nach einer Hauptrichtung fliefsen. Diese sind aber auf der ganzen asiatischen Karte nicht zu finden als in Sibirien und Indien: man wähle.

Und nun vergleiche man den Landstrich vom persischen Meerbusen bis zur jenseitigen Halbinsel mit der mosaischen Beschreibung. Man setze den alten Urstamm, dessen Tradition wir hier vor uns haben, in die Mitte jenes Landstrichs, so hat er zu Naturgrenzen vorwärts das grofse Meer, hinterwärts die unübersteiglichen Gebirgsketten des Imaus und Paropamisus, die ihm das innere Asien fast zum unbekanten Lande machen: nach Osten und Westen hingegen, wo die Seeküste und die See eine ununterbrochene Verbindung gewähren, dürfen wir bei einem einigermafsen kultivirten Volke, dergleichen dort seit undenklichen Zeiten wohnte, schon eine etwas gröfsere Bekantschaft voraussetzen. Ein so bestimmter Erdstrich kann, wenn er auch noch so grofs ist, sich dem Geiste des Dichters auf einmal, als ein grofses Ganze darstellen. In diesem Striche ergiefsen sich eine Reihe grofser und kleiner Ströme, aus den nördlichen Gebirgen und dem innern Asien kommend, in denselben Ocean. Der Ganges und der Indus sind seit alten Zeiten bei weitem die berühmtesten: sie sind die einheimischen Ströme des so bestimmten Urstammes, die er genau kennt und zum Theil göttlich verehrt. Diese müssen die beiden mittelsten Ströme in der Dichtung unsers alten Südasiaten sein. Aber die Kenntnifs des mehr unterrichteten Einwohners erstreckte sich auch durch Berichte von Reisenden und Kaufleuten nach Osten und Westen hin so weit, dafs er auf jeder Seite noch ein grofses jenen beiden Strömen gleichzustellendes Flufsgebiet kannte, gegen Westen den Schat-

Ul-Arab *) nebst dem persischen Meerbusen (der entweder, wenn die Dichtung vom Paradiese, was wohl möglich ist, noch vor der Flut entstanden ist, wirklich der bloſse fortgesetzte Schat-Ul-Arab war, oder in der Sage sich als solcher erhalten hatte), und gegen Osten der groſse Irabatti in Ava und Pegu. Diese vier Ströme begrenzen und zertheilen die ganze dem alten Südasiaten bekante Welt. Alle andre dazwischen flieſsende zum Theil nicht unansehnliche Ströme verschwinden in der Fantasie des Dichters vor der Gröſse, dem Ruhm und selbst der Heiligkeit dieser vier.

Mit der Gröſse dieser Ströme ist noch ein anderer Umstand verbunden, der ihre Erwähnung in diesem Mythos natürlich macht. Von allen kleinern Flüssen kennt der Dichter entweder wirklich die Quellen, oder setzt sie voraus, wie bei denen die er kennt, in den Gebirgen hinter und um ihn: aber die Quellen ihrer groſsen Hauptflüsse kennt selten eine alte Nation. Die Ursach ist sehr einfach: so weit hinauf diese Flüsse von der Nation und den ihr befreundeten Stämmen bewohnet sind, werden sie nirgend auffallend kleiner; und weiter hat sich niemand je gewagt. Aber so räsonirt jenes Menschenalter nicht. Die wiederholte Sage „man kennt die Quelle dieses Flusses nicht" gibt der Sache etwas geheimnisvolles. Die alten Fabeln über die Verborgenheit der Nilquellen sind bekant: im Sonnerat findet man ähnliche indische Sagen, welche die Ursach der Unbekantheit der Gangesquellen zu erklären suchen: und eben dies ist ein Nebenzweck der vor uns liegenden Dichtung. „Man weiſs nicht wo diese Flüsse entspringen", heiſst hier mit andern Worten: „sie entspringen in einer Gegend, deren Zugang Engel mit flammenden Schwertern verwehren." So erst erhellt die Ursach, warum überhaupt die Erwähnung der vier Flüsse mit der

*) So heiſst heut zu Tage die kurze Vereinigung des Eufrat und Tigris vor ihrem Einfluſs in den persischen Meerbusen; daher ich mich dieses Namens bediene, um das ganze Fluſsgebiet unter Einem Namen vorzustellen, ohne vor der Hand einem der beiden Hauptströme desselben den Vorzug zu geben.

Dichtung vom sogenannten Paradies verbunden ist. Zwei Fragen that das Volk an seine Weisen: Wo kommen diese Ströme her? und, Was ist hinter jenen unerstiegenen Gebirgen? Die Antwort ist jener Stufe der Kultur angemessen: „Jenseits dieser Gebirge ist ein vortreffliches Land, weit schöner als das unsrige; dort ist ein lustiger Garten, in welchem die Ersten Menschen wohnten, und in welchem auch die erste Quelle dieser grofsen Ströme ist. Aber die Menschen sündigten und wurden daraus verjagt, und seitdem kommt niemand mehr in jenen lustigen Garten, und niemand kann also auch zu der Quelle dieser Ströme gelangen."

Die vier Ströme kommen aus Einer Quelle: in dieser Vorstellung liegt, aufser dem dafs sie von Einer Weltgegend her fliefsen müssen, noch etwas mehr. Der Erzähler denkt sich also die Flüsse so, dafs sie nach ihrer Quelle zu sich einander nähern. Auch hierin liegt eine Wahrscheinlichkeit für uns. Vier Flüsse zu suchen, die dies wirklich thun, wäre thöricht. Aber zwei Ströme — aber die zwei mittelsten — die wirklich so fliefsen, und daher den Dichter, der vielleicht zwischen ihnen wohnte, ganz natürlich auf diese Vorstellung brachten, wo finden wir diese? Eben da, wo wir den Leser bereits hingestellt haben. Je weiter man den Lauf des Ganges hinauf verfolgt, je näher kommt man dem Indus: die Fantasie des Dichters spitzte natürlich diesen Winkel zu. Jene beiden fernen Grenzströme, den Schat-Ul-Arab und den Irabatti, kann er nur sehr unvollkommen kennen; dafs der erstere nach seinen Quellen zu sich ganz abwärts und nach Westen wendet, diese Kundschaft bei ihm vorauszusetzen, wäre fast ungereimt. Es ist ihm genug zu wissen, dafs beide Ströme gleichfalls aus dem innern (nördlichen) Lande kommen, um sie in seiner Einbildung nach jenem einzigen Punkte zurückzuführen, wohin die wirkliche Richtung des Indus und des Ganges *ihn* führten; und so erhält die Dichtung eine vollkommnere Einheit und orientalische Symmetrie.

Diese Symmetrie hilft mir noch einem an sich schon leichtern Einwurf begegnen, den man machen könnte. Der

genauere Kenner jener Küste könnte mir nehmlich einwerfen, daſs ich um vom Ganges zum Irabatti zu gelangen, einen andern ansehnlichen Strom, den *Burramputer*, überspringe. Aus Rennels Nachrichten über diesen Fluſs ergibt sich, daſs er wirklich ein mächtiger Strom ist, ja daſs er, gegen seinen Ausfluſs hin, den Ganges selbst an Breite übertrifft. Nach desselben geographischen Untersuchungen käme dieser Fluſs auch eben so tief aus dem innern Lande hervor, wie der Ganges, da er, nach ihm, der fortgesetzte Tsanpu in Tibet ist, welcher im selbigen Gebirge wie der Ganges entspringt, aber gleich anfangs eine entgegengesetzte Richtung nimt. Von dieser Angabe weichen indessen die geographischen Notizen, welche der Symesschen Reise nach Ava beigefügt sind, wieder ab, so daſs der Tsanpu nun wieder auf den Irabatti übergetragen zu sein scheint; *) und die Breite des Burramputer am Ausflusse beweist eben nicht die innere Gröſse des Stroms, da bekantlich selbst kleine Küstenflüsse in den flachen Gegenden, in der Nähe des Meeres, stagniren. Doch wenn er auch ganz der groſse Fluſs ist, so stand, wie gesagt, jene Symmetrie schon seiner Aufnahme in die Fluſsreihe der Fabel entgegen. So groſs auch der Burramputer sei, er ist ein Nebenfluſs des Ganges, mit welchem er sich in seinem Ausflusse vermischt, nachdem er schon weiter hinauf durch einzele Arme mit demselben in Verbindung gestanden. Ohne nun darauf zu sehn, daſs nach meiner obigen Voraussetzung, *vor* der Flut, beide von ihrem itzigen Ausfluſs an weiter hin, wo itzt der bengalische Meerbusen ist, völlig nur Einen Strom gebildet haben müssen; so reichte schon jene itzige Verbindung hin, hier nur Einen Hauptstrom, den Ganges, unserm alten Geographen für seine summarische Uebersicht darzubieten. Und so erschien es wirklich nicht bloſs ihm, sondern der ganzen alten Geographie überhaupt, in welcher durchaus keine Spur von dem itzigen Burramputer erscheint, während der

*) Die Wahrheit und das eigentliche Verhältniſs dieser Ströme aus der neuesten Erdkunde ändern hier weiter nichts, und gehören also nicht hieher.

Ganges als ein Hauptstrom der Erde bekant ist, und so viele andre kleinere Ströme ost- und westwärts in den Nachrichten der Alten verzeichnet sind. Der heilige, göttlich verehrte Ganges ist der Hauptflufsname dieser Gegend, vor welchem alle übrige benachbarte Ströme in der Seele des Dichters verschwinden. Nur ein entfernter auf der Grenze der ihm bekantern Länder fliefsender Strom kann ihm wieder als einer der Hauptströme der Welt erscheinen, und dies kann gegen Osten kein anderer sein als der *Irabatti.*

Doch alle Bedenklichkeiten müssen vollends verschwinden, bei der auffallenden Analogie zwischen der griechischen Geographie dieses Theiles der Erde und unserer alten Darstellung. Ptolemäus (denn die frühern griechischen Geographen kennen über den Ganges hinaus fast gar nichts) nennt von der Mündung des Ganges an ostwärts erst einige andere Flufsnamen, von welchen keine Ursach vorhanden ist, sie als Hauptflüsse anzunehmen, bis er in die Gegend der Einbiegung beim Kap Negrais *) kommt. Dort nennt er erst das Land der *Besyngiten*, das von einem Flusse Besynga (*Βήσυγγα*) nebst gleichnamiger Stadt den Namen hat, die er aber nicht unmittelbar hinter jenem Lande erwähnt, sondern erst den Namen der ganzen dortigen Bucht, dann noch eine Stadt, und dann erst Stadt und Flufs Besynga anführt. Man sieht also, dafs dieses der Name eines beträchtlichen Landes ist; und Besynga ist also nach dem Ganges gegen Osten der erste Hauptstrom eines Landes, den die griechischen Geographen erwähnen.**) Wir wollen vor der Hand unentschieden lassen, welchem Flusse jener Gegend dieser griechische Name zukomme, so ergibt sich doch nunmehr eine auffallende Parallele. Die vier paradiesischen Ströme stehn nehmlich offenbar, in Rücksicht auf ihre Entfernung und Bekantschaft, in umgekehrter Ordnung; der Frath als der

---

*) Man sehe die angehängte Karte.

**) Ein anderer, zwar auch späterer, griechischer Geograph, Stephanus von Byzant, kennt Stadt, Flufs und Land auch, schreibt aber Bessygas (*Βησσύγας, Βησσυγῖται.*)

bekanteste, dem Westasiaten (als neuestem Abfasser des Mythos) nächste Flufs, steht zuletzt, und der Pischon, den die ihm allein beigefügten Merkwürdigkeiten offenbar für den entferntesten erklären, steht zuerst. Kehren wir sie also um, so sind die vier Flüsse, so wie sie ihrer Entfernung nach höchst wahrscheinlich auf einander folgen, diese:

Frath, Chiddekel, Gichon, Pischon.

Suchen wir in der Geographie der Griechen, welche Hauptflüsse sie vom Eufrat an ostwärts kannten, und begreifen wir unter dem Eufrat den ganzen Schat-Ul-Arab, so sind die vier ersten:

Eufrat, Indus, Ganges, Besynga.

Ohne noch zu entscheiden, ob diese beiden Reihen ganz identisch sind, können wir doch immer schon behaupten, dafs man, ohne sich viel mit Namens-Aehnlichkeiten und Etymiologie abgegeben zu haben, vorläufig zwischen beiden Reihen, so viel Uebereinstimmung finden wird, als in den geographischen Angaben, zweier durch Zeit, Raum und Sprache so sehr getrennter Nationen, nur immer zu erwarten ist. Und nun wollen wir also zu den *Namen* übergehn, und sie einzel beleuchten.

Der nach unsern obigen Voraussetzungen entfernteste, und bisher unbekanteste unter den vier Strömen, ist itzt gerade der, welcher am wenigsten Beweis erfodern dürfte. Die Uebereinstimmung der Namen *Pischon* *) (פישון) und *Besynga*, besonders in so entfernten Zeitaltern, ist gar zu einleuchtend. Man bedenke nur das ewige Bestreben der Griechen, die barbarischen Namen griechisch klingen zu machen, man vergleiche z. B. *Assyrien*, welches im Orientalischen *Aschschur* lautet; so lehrt gleich die Analogie, dafs wo der Grieche *Befynga* sprach, er aufs strengste genommen, *Beschung* gehört hatte. Dieses *ng* und das *n* in *Pischon* ist aber weiter nichts, als der in den Namen jener Länder so gewöhnliche Nasenton, den die Europäer bei Nennung dortiger Namen bald durch *ng*,

---

*) Ich wähle bei diesen Namen immer diejenige Schreibart, welche der hebr. Aussprache und der gewöhnlichen Punktation entspricht. Luther schreibt nach den Siebzig *Phison*.

bald durch *n*, bald durch *m* ausdrücken. Und wie unaufhörlich *p* und *b* verwechselt werden, dies lehrt die Vergleichung der ersten besten zwei Reisebeschreibungen. *Pegu*, einer der berühmtesten Namen eben jenes Landstrichs, heifst im Lande selbst *Bagu* oder *Bügu*; und die dort am allgemeinsten verehrte Gottheit heifst bei den Peguanern *Bud*, bei ihren Nachbarn und Verwandten, den Siamesen, hingegen *Pud.* (S. Symes Reisen.) Also können wir in Wahrheit sagen, dafs gerade in der Gegend, wohin unsere obige Untersuchung uns mit dem Pischon führt, wir denselben Namen im Ptolemäus finden. Freilich erfodert das Gewicht unserer obigen Auseinandersetzung, dafs der gesuchte Flufs der Hauptstrom der Gegend, also der *Irabatti* sei, und die neuern Bearbeiter der griechischen Erdkunde erkennen in dem *Befynga* den etwas östlicher fliefsenden Pegu-Strom. Aber wer die Unzuverlässigkeit der auf Ptolemäus Maafsangaben gegründeten Bestimmungen nur einigermafsen kennt, und dabei sieht, wie sich unsere neuern Geographen verwundern, „dafs Ptol. einen *Hauptstrom*, wie den Avastrom (Irabatti), nicht kenne"; *) der wird gleich merken, woran wir sind. Die in den neuesten Zeiten geschehene Erkundung jenes Theiles der östlichen Halbinsel, gibt hierin noch mehres Licht. Bis auf Symes am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Gesandtschaftsreise nach Ava, herschte in unserer Erdkunde eine völlige Dunkelheit über jene Länder. In der Danvilleschen Periode der Geographie, zeichnete man mitten durch Ava und Pegu, dicht neben einander, *zwei* aus dem innersten Lande kommende *Hauptströme*, den Avastrom und den Pegustrom; denn unter diesen Namen waren jene Ströme einzig bekant. Da nun Ptolemäus in derselben Gegend nur *Einen Hauptstrom* angibt, und er also nach dieser Voraussetzung auf jeden Fall *einen* übersprungen haben mufste, so war es sehr natürlich, dafs man den einen welchen er nennt, auf denjenigen zog, dem seine Maafsangaben am nächsten kommen. Jetzt ist aber ausgemacht, dafs blofs *Ein* Hauptstrom in jenen Landen

*) Mannert Indien p. 241.

fliefst, der in älteren Beschreibungen bald der Flufs von Ava oder Birman, bald der Flufs von Pegu heifst, da der itzige Pegutlufs ein ganz kleiner Küstenflufs, auch der gleich darauf folgende Setang zwar am Ausflufs sehr beträchtlich ist, aber gar nicht tief genug aus dem Lande kommt, um den Irabatti verdunkeln zu können. Es ist also nun eben so natürlich, den Besyngastrom, der das Land der Besyngiten durchströmt, für den Irabatti zu erklären, der die Reiche Pegu und Ava durchströmt. So ist alles schon abgethan, ohne noch im mindesten Rücksicht auf jene geographischen Verwechslungen von Land- Flufs- Völker- und Stadtnamen zu nehmen, die in allen, besonders ältern, Reise-Nachrichten aus entfernten Ländern so ganz herkömmlich sind. So ist kein Zweifel, dafs in dem Namen *Pischon* oder *Beschung* oder *Besung* der Name *Pegu* oder *Bägu* steckt, den eines der uralten Reiche und Städte jener Gegend führt, und ihn mit dem Flusse, woran es liegt, besonders im Munde der Ausländer gemein hat. Beide Flüsse, der grofse Irabatti und der kleine Pegutlufs, theilen sich gegen ihren Ausflufs in mehre durch die Meeresflut geschwellte und in einander fliefsende Arme, und dicht neben dem östlichsten ergiefst sich ein andrer Strom, der Setang, ins Meer, der oben im Lande gleichfalls mit dem Irabatti in Verbindung steht. Bei dieser Mannigfaltigkeit von Mündungen, sollte der küstenbefahrende Kaufmann (durch welchen allein, und zwar in Indien in den ältesten Zeiten schon, geographische Notizen zu den übrigen Völkern gelangten) so genauen Unterschied gemacht haben? Gewifs nicht. So wie Jahrhunderte lang alle dortigen Ströme den Namen des Landes trugen, durch welches sie flossen, oder der Hauptstadt die daran lag, *) so reichte die Notiz von einem Lande oder Volk mit dem Namen Beschung oder Pischon, Bägu oder Pegu hin, um den grofsen Strom, dessen vielarmigen Ausflufs jedermann kannte, unter eben diesem Namen im Auslande bekant zu machen. Nimt man vollends Rücksicht auf die grofse Leichtigkeit wirklicher Verände-

*) Arrakan-Ava-Pegu-Siamstrom u. s. w.

rungen, bei den ununterbrochnen, blutigen und verheerenden Kriegen, welche die uralten Bewohner jenes Landes, nach ihren eignen Traditionen und Annalen, von alten Zeiten her geführt haben; liest man im Symes, von wie vielen dortigen meist in Ruinen liegenden Städten die Tradition erhalten hat, dafs sie in alten Zeiten grofse Städte und die Sitze damaliger Dynastien gewesen: erwägt man, wie oft in der Geschichte Namen von Ländern und Hauptstädten durch solche politische Revolutionen in ganz andre Regionen verpflanzt worden; wie kann es uns da irren, wenn heut zu Tage Pegu an einem andern Flusse des Landes liegt, und nicht an dem, der nach sonst richtig geführten Schlüssen vor Alters einen ähnlichen Namen führte? Ja, der Name Pischon oder Pegu kann wirklich ursprünglich dem Flusse und zwar dem Irabatti gehört haben, von diesem auf die darin liegende Hauptstadt *) gekommen und von da auf das heutige Pegu und dessen Flufs verpflanzt worden sein. Denn wie sich in Asien seit undenklichen Zeiten her, gewisse Haupt-Namen bis auf den heutigen Tag, durch alle politischen Veränderungen, zum Verwundern erhalten haben, ist zum Theil allgemein bekant; und niemand weifs dies besser, als wer sich, ich will nicht sagen mit dem Ptolemäus, sondern selbst mit der mosaischen Geographie, abgegeben hat. **) Alle angeführte Möglichkeiten sollen übrigens blofs dem Unerfahrneren zu Gemüth führen, von wie geringer Bedeutung irgend eine kleine Abweichung in geographischen Bestimmungen bei einer Behauptung ist, die sonst auf empfehlenden Gründen beruht. Zu meinem Zweck ist es, wie gesagt, völlig genug, dafs meine nicht blofs auf Namensähnlichkeit beruhende Hypothese, auch in diesem Theile durch den Besynga bestätigt wird, der im Ptolemäus als ein

*) Merkwürdig ist, dafs noch itzt eine der oben berührten, in Ruinen liegenden, ehemaligen Haupt- und Residenzstädte des Reichs am Irabatti, den Namen *Pägahm* oder *Pegahm* führt.

**) So heifst, um nur Ein Beispiel anzuführen, der heutige District *Hadramaut* in Arabien, bei den Griechen schon das Land der *Chatramotiten* und bei Moses *Chazar-Maveth*.

Hauptflufs derjenigen Gegend genannt wird, als deren wirklichen Hauptflufs wir itzt den Irabatti kennen, welchen Ptolemäus übergangen haben müfste, wenn er ihn nicht unter dem Besynga verstünde *).

Dem Pischon sind in der alten Urkunde die meisten Bestimmungen beigefügt, und auch diese tragen zu Bestätigung meiner Erklärung bei. „Er durchfliefst, heifst es, das ganze Land Chavila (חוילה)." So scheint es also hiefs damals, wenigstens bei den Ausländern, der ganze vom Irabatti durchströmte westliche Theil der jenseitigen Halbinsel, wo heut zu Tage Pegu, Ava, Arrakan u. s. w. liegen. Ich zweifle nicht, dafs im Namen *Ava* noch die Hauptsilbe jenes alten Namens sich erhalten hat. Das *Ch* in Chavila ist nehmlich blofs der hebr. Gurgelton ח, der so gewöhnlich mit *h* verwechselt und auch gar weggelassen wird; daher die griechischen Bibelübersetzungen blofs *Εὐιλάτ* mit dem *Spir. lenis* (*Euilat* oder *Evilat*, Luther *Hevila*) statt jenes Namens setzen. Wenn aber Symes den Namen Ava auch *Aungwa* und *Aing-wa* schreibt, so will er dadurch blofs eine Nasen-Aussprache der ersten Silbe von Ava oder Aeva ausdrücken. Vergl. oben S. 87. Zwar ist dies eigentlich blofs der Name der Stadt, aber unter diesem kennen die Ausländer schon seit Jahrhunderten auch das Reich und, wie wir oben gesehen, auch den Strom. Die Reiche Pegu und Ava sind, nach in- und

---

*) Die Vergleichung des heutigen Namens *Pegu* mit *Pischon*, *Bägu* mit *Beschung*, *Besynga*, habe ich oben blofs hingeworfen, ohne zu verlangen, dafs sie jemand aufnehme, dem sie nicht einleuchtet. Für die Empfänglichern merke ich nur an, dafs *g* und *fch* oder *f* von jeher ineinander übergegangen sind. Man vergleiche unser *Frosch* mit dem engl. *frog*, *lego* mit *lesen*, *naschen* mit *nagen*, und d. gl. Das *g* ist bekantlich in einer Menge neuerer Sprachen, besonders im Französischen, in den Zischlaut übergegangen. Man darf sich also Pischon nur wie das französische *pigeon* ausgesprochen denken, so ist die Aehnlichkeit mit Pegu gleich einleuchtender. Und soll ich es für einen ausgemachten Schreibfehler ansehn, dafs die Basler nach griechischen Manuscripten verbesserte Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des Ptolemäus, Begynga schreibt? welches auch Mercator in seiner griechischen Ausgabe anführt.

ausländischen Nachrichten, uralt, und haben beständig um die Oberherrschaft gekämpft; und wir können annehmen, dafs zur Zeit unserer Urkunde, die Dynastie welche zu Ava herschte, schon einmal, so wie itzt, die Oberherrschaft über das ganze Land gehabt hat. Im Inlande und bei einigen nächsten Nachbarn bekam das Reich, so wie bei andern Ländern in der Historie geschehen ist, den Namen des jedesmal herschenden Völkerstammes; so sind die neuern Namen jener Länder und Nationen, Mien oder Miamma, Talien, Birman, zu erklären; aber daneben erhält sich sehr gewöhnlich irgend ein alter ehrwürdiger Name, zuweilen blofs auf einer Provinz oder Hauptstadt; und es ist also auch möglich, dafs der Name der uralten Hauptstadt, Ava, wirklich ursprünglich Name des Landes oder Reichs gewesen.

Soweit war ich mit dieser besondern Untersuchung schon gekommen, als ich eine Notiz fand, von welcher ich zwar nicht weifs, ob ich sie mit Zuversicht als eine Bestätigung meiner Hypothese über Chavila-Evila-Ava ansehn soll, die aber doch merkwürdig genug ist, um hier mit angeführt zu werden. Es gibt eine alte, unter den ersten christlichen Kaisern, griechisch geschriebene Beschreibung des Erdbodens, von welcher wir aber nur die lateinische Uebersetzung haben, (denn Gothofredi griechischer Text ist verdächtig). Sie steht unter andern in Hudsons *Geographis min. To. III.* Diese Erdbeschreibung ist ein armseliges Produkt voller Unwissenheit, worin aber Notizen stehn, welche man nicht verwerfen kann, so lange man nicht die Quelle hat, aus welcher sie herkommen mögen. Die Beschreibung fängt an mit den entferntesten östlichen Gegenden, nehmlich mit den *Serern*, und läfst alsdann zwischen diesen und dem eigentlichen Indien sieben Völker, mit lächerlich übertriebenen Notizen von deren Reichthum und Seligkeit, auf einander folgen, deren Namen, so viel ich weifs, sonst ganz unbekant sind, aufser den beiden erstern oder östlichsten nach den Serern: *Braxmani* und *Eviltae* oder *Evilei.* Man halte diese *Brachmani* (denn so soll es wol heifsen) ja für keine unwissende Verwechslung mit der bekanten indischen

Kaste. Auch andre alte Schriftsteller erwähnen eines Volkes dieses Namens, welches in den nordöstlich von Indien sich hinstreckenden Gebirgen wohne. Danville setzt es in die obern Gegenden des Burramputers und nach Tibet. Da ich aber finde *) dafs die itzigen *Birmanen* ursprünglich ein dem König von Pegu unterworfenes Volk gewesen, das erst späterhin die nördlichen Provinzen des Reichs, namentlich Ava, sich unterworfen, und im vorigen Jahrhunderte endlich auch dem südlichen Reiche Pegu ein Ende gemacht hat; so scheint daraus zu erhellen, dafs dieses wegen seines kriegerischen Charakters so berühmte Volk ursprünglich die nördlich über Ava an China grenzenden Gebirgsgegenden bewohnte: und ich zweifle nicht, dafs es in diesen seinen frühern Sitzen den Alten unter dem Namen *Brachmani* bekant war, die denn auch der erwähnte Geograph dicht an die Serer d. h. Chineser grenzen läfst. Wenn er nun wieder dicht auf diese die *Evilcer* oder *Eviltä* folgen läfst, so ist es auffallend, dafs dies vollkommen auf das Reich Ava oder unser Chavila oder Evila pafst. **)

---

*) Symes Th. I, S. 7.

**) Von geringerem Gewicht, aber doch auch bemerkenswerth ist die Notiz, welche Mercator seinem griechischen Ptolemäus bei dem Kapitel von *Indien jenseit des Ganges* beigeschrieben hat, „man halte dieses Land für das *Hevila* der Bibel." Also hatte schon ehedem jemand die Hypothese, die ich hier über Pischon und Chavila aufstelle? Und wer hat sie gemacht? Ich wünschte sehr, darüber Auskunft zu haben. Denn da man über Frath und Chiddekel von jeher einig war, so mufste der, welcher den Pischon in Ava suchte, nothwendig auch den Gichon entweder auf den Indus oder auf den Ganges deuten, und also in der Hauptsache meine ganze Hypothese annehmen. Ich finde blofs, dafs einige unter Hevila *Indien* überhaupt verstanden haben; das sind aber die, welche der bei den Kirchenvätern angenommenen Erklärung des Pischon durch den Ganges folgen, deren System von der eingeschränkten Deutung von Chavila auf das jenseitige Indien sehr verschieden ist. Ist die eben angeführte vielleicht auch schon eine alte, christliche oder jüdische, Erklärung, so ist es möglich, dafs sich die oben angeführten Eviltä oder Evilei aus spätern griechischen Geographen auch nur auf diese Angabe gründen, und also gar keine historische Autorität haben.

Von diesem *Chavila* heifst es ferner in dem biblischen Mythos: „Chavila, woselbst das *Gold* ist; und das Gold dieses Landes ist gut.“ Es ist bekant, dafs die ganze Gegend von Ava bei den Griechen unter dem Namen des *Goldnen Landes* (χρυσῆ χώρα) bekant war, so wie das südlich daran hangende Malakka unter dem Namen der *Goldnen Halbinsel.* Die Nachrichten von dem Goldreichthum dieser Gegenden arteten in abenteuerliche Fabeln aus. *) Ein solches Land mufs es sein, das auf das mosaische Chavila passen soll; nicht blofs ein Land, wo man wol auch etwas Gold findet. — „Dort, fährt die Urkunde fort, ist *Bdolach* und der Stein *Schoham.*“ Unter dem erstern versteht man am gewöhnlichsten das wohlriechende Harz *Bdellium*, und dafür spricht nicht nur die Aehnlichkeit der Namen, besonders da Dioskorides dieses Harz *Βδόλχον*, *Bdolchon* nennt, sondern auch eine andre Stelle im vierten Buch Mosis, wo auch Michaelis das Bdellium anerkennt. Man wendet zwar dagegen ein, dafs dieses Harz gar so kein besonders kostbares Produkt wäre, dafs es vielmehr auch in andern den Hebräern näher liegenden Ländern in Arabien u. s. w. zu finden sei; man schlägt daher andre Erklärungen vor, und Michaelis selbst erklärt sich dafür, dafs es irgend ein Edelstein sei. Aber hiegegen spricht, nach meiner Einsicht, offenbar der Umstand, dafs dem folgenden Produkt Schoham absichtlich die Benennung *Stein*, augenscheinlich zum Unterschied vom vorhergehenden beigefügt ist: und überhaupt sehe ich für mein Theil in den angeführten Einwürfen allenfalls wohl den Stoff zu einem Problem, aber keineswegs eine Ursach, demselben Wort an zwei verschiedenen Stellen des Pentateuchs eine so ganz verschiedene Bedeutung zu geben. Wer kann wissen, ob das Bdellion nicht ehedem kostbarer war; ob es nicht vielleicht aus dem jenseitigen Indien besser gebracht wurde: endlich, ob nicht Bdolach in älterer Zeit ein allgemeiner Name für Harz und Räucherwerk war? — Den *Schoham* hält man für den Onyx. — Genug: Chavila brachte Gold, Edelsteine und Wohlgerüche, und von dem jenseitigen In-

*) S. Plin. 6, 21.

dien ist es von alten Zeiten her bekant, dafs es alles dies in Menge liefert.

Auf den Pischon folgt der Flufs *Gichon*, (גִּיחוֹן, Luther *Gihon*, die Siebzig *Γεών*.) Dafs unter dem Namen Gihon heut zu Tage im Orient der *Oxus* wirklich bekant ist, ist gewifs; allein die grofse Unwahrscheinlichkeit, dafs auch dieser Flufs damit gemeint sei, haben wir schon oben fühlen lassen. Indessen wohl gemerkt, es ist blofs der Name, den die Araber dem Oxus geben, und der nur deswegen itzt im Orient allgemein ist, weil es die arabische Sprache, Litteratur und Religion ist. Dafs dieser Name in jenen ältesten Zeiten einen so nördlichen Flufs schon bezeichnet habe, ist an und für sich nicht wahrscheinlich, und die Erwähnung des Landes *Kusch*, wovon wir gleich reden wollen, zieht uns nach Süden. Meine Vermuthung über diesen Namen ist die, dafs es damit in der orientalischen Geographie dieselbe Bewandnifs hat, wie mit dem Eridanus der Griechen. Dies war der Name eines dunkeln halb fabelhaften Stroms den die Griechen im Westen suchten, und den sie daher, je nachdem sich ihre Erdkunde nach Westen erweiterte, bald diesem bald jenem westlichen Strom gaben, besonders solchen, die wirklich einen ähnlichen Namen führten. Daher heifst so aufser dem Po, der Rhodanus, und zuletzt auch der Rhein, und ursprünglich lag in allen ähnlich klingenden Namen, die von der Wurzel *rinnen* herkommende Benennung eines Stroms überhaupt. Der Name *Gichon* ist ganz ungezwungen abzuleiten von der Wurzel *Guach* (גוח) quellen, rinnen. Daher führt auch ein Flüfschen in Palästina diesen Namen. Aber aufserdem nannte man auch so einen nur dunkel bekanten entfernten Strom. Daher nannten die Araber späterhin so den *Oxus*. Wäre dieser Strom schon früher unter diesem Namen bekant gewesen, so würde man zuverlässig auch früher den mosaischen Gichon dahin gezogen haben. Aber die ältesten Bibelerklärer, denen die Kirchenväter folgen, verstehn darunter den *Nil*. Ich würde also gewifs nichts unnatürliches annehmen, wenn ich mich durch den blofsen Namen und durch den Ruhm des *Ganges* dahin bringen liefse, in den ältesten Zeiten

diesen Flufs im Gichon zu finden. Ja es ist sogar wahrscheinlich, dafs dieser, obgleich nach hebräischer Analogie und Etymologie geformte, Name wirklich ursprünglich mit der Tradition und dem Namen des Ganges (so wie der Eridanus mit dem Rhodanus) zusammen hingen, und dafs nur spätere Unwissenheit die andern Deutungen veranlafste.

Aber es kommt noch ein Haupt-Grund hinzu, dessen Gewicht auch Cellarius fühlte, der den Gichon gleichfalls schon auf den Ganges gedeutet hat *). Diesem Gelehrten fehlte weiter nichts, als die Entschliefsung, mit dem Pischon noch etwas weiter nach Osten zu gehn, und eine vorurtheilsfreie Ansicht des Mythos selbst, so würde meine itzige Untersuchung in der Hauptsache überflüssig sein. Dieser Flufs, heifst es, durchfliefst das ganze Land Kusch (כוש, Luther *Chus*)." Diese Bestimmung ist im Sinne der Alten so entscheidend, dafs Michaelis und Gatterer ihr die gröfste Gewalt anthun müssen, um sich nicht davon fortreifsen zu lassen. Sie dringen sehr darauf, dafs man dies Land, „das man eigentlich *Kosch* oder *Kasch* schreiben müsse," doch ja nicht mit dem allbekanten Volk- und Landnamen Kusch verwechseln solle; da vielmehr dadurch jene nördliche Oxus-Gegend verstanden würde, von deren alten Namen Kasch (den sie nehmlich voraussetzen) noch die Casii, Kaschgar, Kaschmir u. a. zeugten. Von uns kann freilich Michaelis so etwas verlangen; aber wie ums himmelswillen konnte jener alte Schriftsteller von seinen Hebräern verlangen, dafs wenn er כוש schrieb, (welches man freilich auch Kosch lesen kann, wenn man *will*) sie nicht das Land Kusch verstehen sollten, von dessen schwarzen Bewohnern und seinem Reichthum sie von Kindheit an soviel Wunderdinge gehört hatten, sondern ein nördliches Land Kasch, das gewifs kein einziger Leser kannte?

Wir brauchen dies alles nicht, da der Buchstab des Textes ganz für uns ist. *Kusch* ist derjenige Name, welcher dem griechischen Namen *Aethiopien* entspricht. Um diesen meiner Erklärung anzupassen, bedarf es keiner Hy-

*) *Geogr. Ant. II. p.* 650.

Hypothese, sondern blofs der Mahnung an eine Thatsache aus dem Alterthum. Der Begriff Kusch und Aethiopien, führt in den alten Schriftstellern überhaupt keinesweges nothwendig nach Afrika, wohin sich der Name vielmehr nur in ganz späten Zeiten fixirt hat. Eine Menge Stellen der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller *), namentlich Homer und Herodot unterscheiden die *morgenländischen* oder *asiatischen* Aethiopen von den *abendländischen* (daher auch Memnon aus dem fernen Orient nach Troja kommt), und Isidor nennt ausdrücklich *indische* Aethiopen. In den ältesten Zeiten der Griechen nehmlich, wohin Homer gehört, kannte man Indien unter diesem Namen noch gar nicht, sondern (wie von andern Gelehrten in neueren Zeiten zur Genüge gezeigt worden) man verstand hauptsächlich die Inder unter dem Namen der morgenländischen Aethiopen. Natürlich ists denn, dafs, als man späterhin Indien und Inder etwas genauer kennen lernte, man blofs noch einen Theil der Bewohner jenes grofsen Landes, nehmlich die schwarze Rasse, Aethiopen nannte. Aber selbst der getheilte Begriff von östlichen und westlichen Aethiopen gehört nicht in unsern alt-hebräischen Schriftsteller. Die Sache verhält sich vielmehr so: Der Name *Kusch* ist so wie der griechische Volksname *Aethiopen* ursprünglich blofs die gewissermafsen appellative Benennung des *äufsersten Südlandes* überhaupt, der Gegend, die nach dem Begriffe der Alten, dicht an die ganz im Feuer stehende Erdzone grenzt, selbst von der Sonne sehr gebrannt wird, und daher schwarze Einwohner hat **). Jede Nation setzte nun ihre Kuschiten oder Aethiopen nach Süden, und dehnte sie rechts und links so weit

*) Cellarius a. a. O. hat die wichtigsten zusammengestellt.

**) Auch kommt nicht blofs *Aethiops* von einem griechischen Worte her, das *brennen* heifst, sondern auch das hebräische *Kusch* כוש hat seinen Ursprung aufserhalb der gewöhnlichen Radikal-Verwandtschaft (welche die einzige ist, woron der gemeine Orientalist etwas weifs) in der Stammwurzel כוה *kava*, *kau*, *ku*, welches ebenfalls *brennen* heifst, und womit auch noch andre sogenannte Wurzeln (z. B. כור der Schmelzofen oder Schmelztiegel) zusammenhangen.

aus, als die Erde ihr bekant war: also lagen sie für den Bewohner der Eufratgegend blofs an der Südküste Asiens. Von *Afrika* kannten diese ältesten Asiaten wenig mehr, als Aegypten, (das sie daher nebst den Ländern welche hinter demselben liegen mochten, mit zu dem Haupttheil der Erde rechneten, den man späterhin Asia nannte). Die älteste Gegend, die der Westasiat also im heifseren Südlande kannte, war *Indien* und die benachbarten Küsten; dies allein hiefs also in der ältesten Zeit *Kusch*. Dann breitete sich dieser Name immer mehr nach Westen aus, so dafs er Südarabien und zuletzt auch die gegen diesem über liegenden afrikanischen Küsten begriff. Ob dieses letzte, späterhin allein so heifsende Aethiopien, überall schon den Hebräern des alten Testamentes bekant war, weifs ich nicht. Gewifs aber ist, dafs erst die Abendländer, — d. h. im Sinne der Hebräer, die Kleinasiaten, Griechen und übrigen Europäer, bei welchen das Wort *Aethiopes* hauptsächlich den Begriff eines schwarzen *Gesichts* mit sich führt, und welche zuerst das ihnen gegenüber liegende Afrika etwas mehr kannten, und früh erfuhren, dafs tiefer hinein ganz schwarze Menschen wohnten, — dafs erst diese, sage ich, das Wort Aethiopen vorzugsweise für die *afrikanischen* Südländer brauchten. Sie zuerst unterschieden daher auch deutlich östliche und westliche Aethiopen, weil die Erdstriche, aus welchen ihnen Kunde von diesen dem Sonnenbrand ausgesetzten Leuten zugekommen war, nun schon zu sehr von einander entfernt lagen. Weil man nun in der alten Geschicht-Methode durchaus Völker, die man unter Einem Namen kannte, für ursprünglich Ein Volk ansah; so entstand bald die Sage, die östlichen Aethiopen (als die am frühesten bekanten) seien vom Indus nach Afrika übergegangen, welche Notiz uns Isidor aufbewahrt hat.

Es ist also aufser allem Zweifel, dafs Indien (in dem gewöhnlichen und in etwas engerm Verstande, als ich diesen Namen der Kürze wegen zu nehmen pflege, wenn ich die ganze von den vier Flüssen bewässerte Gegend so nenne) dasjenige Land ist, das ursprünglich allein, und lange nachher noch vorzugsweise den Namen *Kusch* führ-

te.*). Da nun der berühmteste von Indiens Flüssen der *Ganges* war, so ist es natürlich, dafs unser alter Geograph schreibt: „der Gichon umfliefst, d. h. durchfliefst das ganze Land Kusch;" denn dafs durch diesen Ausdruck in den ältesten dunkeln geographischen Notizen weiter nichts als der Hauptstrom eines Landes verstanden werde, bedarf keine weitere Erörterung; und diejenigen, welche nun etwa noch einwerfen könnten, dafs an dem Ganges selbst doch keine eigentliche Schwarzen wohnen, diese haben, hoffe ich, mein Buch ohnedas schon längst zugemächt.

Wir kommen nun auf diejenigen zwei Flüsse, an deren Bestimmung man selbst bei den verschiedensten Erklärungen des Ganzen, bis auf neue Zeiten, nie zu zweifeln gedacht hatte. *Frath* und *Dikla* hiefsen, bei den Anwohnern selbst, in den ältesten Zeiten und bis auf den heutigen Tag, die beiden zusammenströmenden grofsen Flüsse Eufrat und Tigris; wer konnte also zweifeln, dafs unter *Frath* und *Chiddekel* dieselben gemeint sein? Obgleich nun dies mit meiner Voraussetzung nicht übereinkommt, da nach derselben der Indus einer der vier Ströme sein mufs, Eufrat und Tigris aber nur als Ein Stromgebiet, im Schat-Ul-Arab, darin vorkommen; so würde dies dennoch dem Hauptzweck meiner Erklärung, bei allen die gewohnt sind, Mythologie mit Geschichte zu vergleichen, nicht im mindesten schaden.

Alle Mythologien enthalten geographische Notizen; aber schwerlich wird man eine Stelle der Art finden, die mehre geographische Namen enthielte, ohne dafs sich offenbare, zum Theil die gröbsten Widersprüche mit der wirklichen Geographie darin fänden. Die Ursach davon liegt darin, dafs wenn man auch annimt, dafs der erste

*) Dafs Jesaias im 18. Kap. unter Kusch kein andres Land verstehe als Indien, mufs jedem klar werden, der die Stelle liest; gleich die wiederholte Erwähnung der *Ströme Kusch*, pafst weder auf Arabien noch auf Aethiopien, wie dies den Hebräern allenfalls bekant sein konnte, sondern blofs auf ein Land mit mehren weltberühmten Strömen, wie Indien. Einige Ausdrücke könnten blofs noch auf Aegypten führen, wenn es nicht im folgenden Kapitel besonders abgehandelt würde.

Erfinder einer Fabel sich an die geographische Wahrheit gehalten, doch die nachfolgenden Erzähler, welche theils durch Fehler des Gedächtnisses, theils aus poetischen Absichten die erste Erzählung häufig veränderten und erweiterten, selten in der Erdbeschreibung bewandert genug waren, um dies ohne Verletzung derselben zu thun. Eben daher kommt es denn auch, dafs nicht leicht eine Fabel der Art bei zwei Schriftstellern zugleich sich findet, ohne dafs Abweichungen in der Angabe solcher Namen zwischen ihnen vorkämen. Die griechische Argonautengeschichte im ganzen und in ihren einzelen Theilen, gibt die Belege zu allem diesem im reichlichsten Maafse her. *) Hätte sich die hebräische Mythologie in so viel Dichtern und Schriftstellern erhalten, wie die griechische, so würden wir zuverlässig die vier Flüsse nicht ohne manche Varianten in ihnen angegeben finden. Itzt ist aber die vor uns liegende mosaische Erzählung die einzige von dieser Tradition; wir können also nicht vergleichen, sondern müssen gleich vor deren Erklärung die höchst wahrscheinliche Erwartung hegen, dafs Abweichungen von der historischen Genauigkeit darin vorkommen werden. Und somit könnte ich meine Untersuchung, für diejenigen, welche nichts als eine Erklärung der vier sogenannten paradiesischen Ströme verlangen, mit folgendem schliefsen:

In der uralten Sage die zum Grunde liegt, waren, wie aus den oben dargelegten Gründen höchst wahrscheinlich wird, ursprünglich jene vier Hauptströme Südasiens genannt. Zur Bezeichnung des letzten derselben, des Schat-Ul-Arab, war von den zwei Flüssen die ihn formiren, ohne Zweifel der *Tigris* oder *Dikla*, als Hauptstrom gebraucht worden; nicht nur weil dieser den Erdstrich, wovon die Rede ist, und innerhalb dessen die Tradition wol auch entstanden ist, zunächst begrenzet, sondern auch weil er, nach Aussage der Erdbeschreiber wirklich weit ansehnlicher ist als der Eufrat. **) Diese Tra-

---

*) Vgl. z. B. Heyne zum Apollodor. 1, 9, 21. 26. *Not. p.* 190. 193. 194. 206. *sq.* 210. *etc.*

**) S. Büsching Erdbeschr. 7. Th. — In Mannerts alter Erd-

dition gelangte von Mund zu Mund, und zugleich von Volk zu Volk, endlich auch mit den Hebräern nach Mesopotamien und Palästina. Dort galt für einen Hauptstrom der Erde auch der andre Zweig des Schat-Ul-Arab, der *Frath* oder *Eufrat*. Kein Wunder, daſs dieser sich in eine Beschreibung, welche den Tigris bereits enthielt, mit eindrängte, und daſs dafür einer der weniger bekanten Ströme (dem jedoch nicht so viel Merkwürdigkeiten in der Tradition allmählich beigefügt worden, wie dem Pischon) aus der Tradition verschwand. So sind also die vier Flüsse in der ursprünglichen Erzählung: Besynga, Ganges, Indus, Tigris; in der mosaischen Darstellung hingegen: Besynga, Ganges, Tigris, Eufrat.

Hiemit wäre, meiner Meinung nach, alles geleistet, was man von dem Deuter einer mythologischen Tradition verlangen kann. Nur als eine Vermuthung, die zu der Hauptsache nichts beitragen, sondern für sich allein stehen oder fallen soll, will ich noch etwas über einige Spuren mehr vortragen, welche mir von der Gestalt dieser Sage in den Worten der mosaischen Erzählung selbst zu liegen scheinen, in deren Beobachtung ich aber schon Gatterer zum Vorgänger habe. Dieser Gelehrte stimmt nehmlich in der Erklärung dieser Hälfte des geographischen Gemäldes, das durch den Eufrat mehr fixirt ist, mit mir der Hauptsache nach überein, und findet zwei der Paradiesströme im Schat-Ul-Arab und Indus, läſst sich dann aber für die zwei andern, durch den Oxus-Gihon, nach Norden reiſsen. Dabei verfährt er nun aber so, daſs er den Frath statt des ganzen Schat-Ul-Arab stehen läſst, und im Namen *Chiddekel* gar nicht den Tigris, sondern gleich den *Indus* erkennt. Und wirklich lassen sich für diese Erklärung zwei bedeutende Spuren anführen.

---

beschreibung (Pers. S. 350 ff.) ist die Verwirrung, welche bei den alten Geographen über den Ausfluſs des Eufrat und des Tigris herscht, am besten vor Augen gelegt. Dort findet man auch, daſs die wirkliche Vereinigung beider Ströme von einigen Eufrat, von andern Tigris genannt ward.

„Dieser Fluſs, heiſst es, flieſst *kidmath Aschur* (קדמת אשור)." Diese Form *kidmah* kommt in der ganzen Bibel nur noch einmal, nehmlich im folgenden 4. Kap. vor, welche Stelle aber zur Vergleichung wenig dienlich ist, da dort das Wort zwei in der bekanten Geographie gar nicht vorkommende Ländernamen verbindet: „Kain wohnte im Lande Nod, *kidmath* Eden." Da das Wort *kidmah* unleugbar zur Familie des Worts *kedem* (der Orient) gehört, so würde jeder, der über beide Stellen noch kein anderweitiges Urtheil gefällt hätte, unfehlbar an beiden übersetzen „gegen Morgen von" —. Da man nun aber im Chiddekel von jeher den Tigris erkannte, Assyrien aber, man nehme es in welchem Verstande man wolle, doch immer zum groſsen Theile auf der Ostseite dieses Flusses lag, so wollte man keinen Widerspruch zulassen, und die Siebzig übersetzen daher an beiden Stellen *κατέναντι vor* oder *gegen über*. Luther hingegen folgt ihnen nur an unserer Stelle, wo Noth war; an der andern aber setzt er: „jenseit Eden gegen Morgen." Ich vermisse nirgend so sehr, daſs ich der orientalischen Sprachen nicht mächtig bin, als hier, um für mich entscheiden zu können, ob *kidmah* in diesem Zusammenhange mit Recht könne *vor* übersetzt werden. Denn die gelehrten Uebersetzer und Sprachforscher sind hier alle nicht frei; alle lassen sich durch unsre Stelle, wo sie die geographische Wahrheit zu kennen glauben, leiten. Ich nehme zwar an, daſs der Begriff *vor* der Stammbegriff der Wurzel, und *kedem* als Weltgegend davon erst abgeleitet ist *). Aber dann müſsten doch wenigstens bei der Bestimmung von geographischen Verhältnissen beide Begriffe zusammen fallen; oder wo sie nicht zusammenträfen, der Ausdruck *kidmah* für einen vielmehr gegen Abend liegenden Gegenstand **) vermieden worden sein. Soll es heiſsen

*) Der Orientalist wendet sich nehmlich im Geiste nach dem Aufgang, und nennt daher diese Weltgegend *vorn*, den Süden *rechts*, und den Norden *links*.

**) Denn so flieſst der Tigris in Rücksicht auf Assyrien, in dem Verstand, wie alle diejenigen, welche hier *vor* übersetzen, das Land nehmen.

„er fliefst *an* Assyrien *entlang vorbei*", so war dies offenbar durch den so geläufigen Ausdruck *al-pené* weit deutlicher gegeben, und die Zweideutigkeit noch oben drein vermieden. Soll aber *vor* hier soviel heifsen, als „man kommt von Palästina u. s. w. aus, wenn man nach Assyrien geht, *erst* an den Tigris" so würde dies dem deutschen *disseit* entsprechen, wofür auch die hebräische Sprache eigene geläufige Ausdrücke hat, deren einer gewifs alsdann hier stehen würde. Endlich glaube ich, dafs die andre angeführte Stelle von den Ländern Eden und Nod doch wol einen Entscheidungsgrund enthalten könnte. Wenn man auch diese beiden Länder, von welchen wir gleich reden werden, für wirkliche Länder hält, so ist doch soviel gewifs dafs der Dichter die geographische Lage hauptsächlich in seiner Fantasie bildet. Dafs das eine gegen Morgen vom andern liege, kann er wissen, er kann sichs auch fingiren. Aber was kann er wissen, was kann er sich denken, wenn er sagt, Nod (das traurige, furchtbare Land) liege *vor* Eden? Etwa auch *disseit*, d. h. näher nach Palästina u. s. w. hin? Gewifs nicht.

Nach allem diesem bin ich überzeugt, dafs *kidmah* an beiden Stellen heifst *gegen Morgen*. Und am Ende liefse sich ja der so sehr schwankende Begriff von Assyrien sehr wohl so nehmen, dafs man dennoch den Tigris hier verstehen könnte. Indessen da zur Zeit der hebräischen Erzählung unseres Mythos doch wol auf jeden Fall die altassyrische Dynastie schon blühte; da es ferner in der alten historischen Sprache, namentlich in den biblischen Büchern, durchaus Gewohnheit ist, unter einem solchen Namen wie Aschur, Assyrien, nicht blofs die besondre Provinz welche so hiefs, sondern den ganzen von der davon benannten Dynastie beherschten Landstrich zu begreifen; da ferner bei aller unserer Unwissenheit über die, besonders östliche, Ausdehnung jener alten Monarchie, doch so viel gewifs ist, dafs alle westlicher wohnenden Nationen, namentlich die Hebräer, den König von Assyrien als den Oberherrn aller bekanteren östlichen Länder ansahen: so kann ich mir unmöglich denken, dafs ein Erzähler jener Zeit, welcher den Frath ohne alle Bestimmung, als jeder-

mann bekant, blofs nennet, den so nahe dabei fliefsenden gewifs nicht minder bekanten Tigris, als einen die assyrische Monarchie gegen Morgen begrenzenden (vielleicht auch weit darüber hinaus fliefsenden) Strom angeben sollte. Nun nehme man aber an, dafs der Erzähler sich unter Aschur, d. h. der assyrischen Herrschaft, ungefähr das dachte, was spätere Schriftsteller unter Medien, Persien; so ist es natürlich, dafs bei seiner Unbekantschaft mit den entfernteren Ländern, er sich im Südosten von Aschur gleich *Indien*, d. h. *Kusch*, denket: und alsdann kann er im Osten von Assyrien auch keinen andern Strom als den *Indus* anerkennen, der im groben Sinne wirklich die Grenze zwischen Indien und den westlichen Landen macht. Kurz, stünde an unserer Stelle so gewifs der Indus, als man von jeher den Tigris da gesehen, so wäre alles so klar und deutlich, dafs niemals auch die mindeste Bedenklichkeit sich erhoben haben würde.

Aber wie, wenn er da stünde? frage ich in Gatterers Namen, dessen Meinung ich nun vortragen will. Gatterer selbst trägt sie, soviel mir bewufst ist, nirgends vor, sondern gibt sie den Kundigen blofs auf eine Art zu erkennen, die in Absicht auf die Unkundigen, eigentlich eine kleine Täuschung ist. Er schreibt nehmlich in seiner synchronistischen Universal-Historie den Namen des dritten Flusses, anstatt Chiddekel (חִדֶּקֶל) gerade zu **Hindekel**, und erklärt ihn für den Indus. Dies Verfahren ist nicht so willkürlich als es scheint. Die hebräische Sprache läfst das *n*, wenn es, ohne Vokal dazwischen, vor andern Konsonanten steht, gern aus, und verdoppelt dafür häufig den folgenden Konsonanten durch einen Punkt (*Dagesch*). Dieses Dagesch findet sich wirklich in unserer punktirten Bibel in dem *d* des vorliegenden Namens, das ich daher doppelt schreibe. Gatterer geht in Gefolg dieser Sprachbemerkung noch einen Schritt weiter, und schreibt ohne weiteres *nd* *). Das *ch* in Chiddekel betreffend, so ist dies

*) So wie ungefehr, wenn man den Namen eines alten Römers blofs aus einem spätern Italienischen Schriftsteller kennete, wo er *Fiacco* hiefse, man ohne weiters *Flaccus* schreiben würde.

nicht unser gewöhnliches *ch*, sondern der den Hebräern so gewöhnliche dicke Gurgelton, der einem starken *h* nahe kommt, und daher auch in andern Sprachen gewöhnlich durch ein *h* ausgedrückt oder gar weggelassen wird, wie wir schon bei Chavila gesehn haben. *Hind* ist aber gewiſs der älteste Name des Stromes Indus, wenigstens bei den Ausländern, welche ja die Einwohner und das Land selbst davon Hindu und Hindostan genannt haben. — Fragte man Gatterer, woher denn aber die Endigung *kel* an den Namen dieses Flusses käme, da in der Benennung desselben zu allen Zeiten und bei allen Nationen nirgend eine Spur davon sei; so durfte er die gewöhnlichen Erklärer nur wieder fragen, woher denn in dem Namen *Chiddekel* die erste Silbe *chid* käme, da der Fluſs, den sie darunter verstünden, doch zu allen Zeiten nie anders als *Dekl*, *Dikl*, *Dikla*, oder auf ähnlich lautende Art geheiſsen.

Bedeutender könnte der Einwurf scheinen, daſs der Name Chiddekel noch einmal in der hebräischen Bibel, nehmlich *Dan.* 10, 4. und zwar offenbar für den Tigris vorkommt, wie der Zusammenhang der Erzählung zeigt, wo von Babel, Susa, dem Flusse Ulai (Euläus bei Susa) die Rede ist. Allein die Autorität eines so sehr späten Buches, wie der Daniel*), kann wenig mehr beweisen, als die Uebersetzung der Siebzig, welche im Moses den Pi-

*) Dieses Buch (das durch die Verwirrung und ungeheuren Abweichungen in den bekantesten Theilen der Geschichte, Durcheinanderwerfung der Könige u. s. w. den Historikern groſse Noth machte, weil man es für ein, seinem Inhalte gleichzeitiges, Geschichtbuch hielt, und Unwissenheit in der Geschichte in einem biblischen Buche nicht annehmen konnte) hat ein Kennzeichen seines späten Verfassers, zu dessen Auffassung es gar keiner Kritik bedarf. Es enthält nehmlich Gesichte und Weissagungen, nicht von der Art wie z. B. die apokalyptischen, die bloſs mystisch gedreht und gedeutet werden können, sondern solche, die ganz leicht zu deuten sind, und bis in die Zeit der getheilten macedonischen Monarchie zutreffen. Die vollkommene Evidenz dieses Beweises für den Satz, daſs das Buch folglich gerade in dieser Epoche geschrieben ist, liegt freilich itzt in jedermanns Fassung; und doch ist es ganz natürlich, daſs er bisher bei den gelehrtesten Orientalisten gar nicht in Anschlag kam.

schon und Gichon unverändert lassen, aber für Chiddekel Tigris setzen. Beides beweist nur, dafs man den Chiddekel der Genesis, in spätern Zeiten freilich, wie der Indus eben so unbekannt geworden war als der Gichon-Ganges, für einerlei mit dem ähnlich klingenden Dekel oder Dikla hielt, und dafs man auch wol, besonders in poetischen und Visions-Büchern, jenen Namen als einen alten heiligen Namen des Dikla oder Tigris brauchte.

Ich habe indessen Gatterers Meinung so ausführlich dargelegt und vertheidigt, nicht sowohl um ihr selbst beizutreten, als vielmehr um auf dieselbigen Gründe eine andre Hypothese zu bauen, die mir wahrscheinlicher vorkommt, und sodann beide der Beurtheilung des Lesers zu übergeben. Ich glaube, die eben angeführten Spuren reichen hin, um in unserer mosaischen Stelle eine Verwirrung zu entdecken, durch deren Dunkel man den Indus sieht. Ich wiederhole hier die Bemerkung, dafs wir blofs Eine Abfassung des alten Mythos vor uns haben, da es natürlich, so wie bei allen Traditionen, mehre Erzählungen gab; erst mündliche, und dann auch, — ehe die itzige, nach unsrer Art zu reden, ausschliefsend kanonisch ward, (was gewöhnlich sehr spät der Fall ist) — mehre schriftliche. Unter diesen können einige wie die unsrige den Flüssen geographische Bestimmungen beigefügt haben; gewifs aber wurden in andern auch blofs alle vier ohne weiters hintereinander genannt. Nun ist *Chidd* oder *Chid*, wie wir gesehen haben, in dieser Mundart die natürlichste Aussprache für Hind (*Indus*), und *Dekel* ist ohne allen Zweifel die älteste Form des Namens Dikla (*Tigris*). Also hiefs es wol in einer solchen Abfassung gleich nach Erwähnung der vier Arme: „Diese sind

Pischon, Gichon, Chid, Dekel."

Es fällt in die Augen, wie leicht die zwei letztern Flüsse wovon der erstere den wenigsten bekant war, in einen einzigen Chiddekel zusammen fliefsen konnten. Und wer nur einigermafsen in alten historischen Monumenten sich kritisch umgesehen hat, der weifs, wie leicht eine solche Verderbung in ein altes Buch, sei es durch den Autor selbst oder seine Abschreiber, Verbesserer u. s. w. kom-

men kann. *Wie* alles zugegangen; ob der Frath, der nun erst recht Platz bekam, früher oder später sich eingeschlichen; wie die geographische Bestimmung, welche eigentlich zum Chid gehörte, nun zu dem zusammengewachsenen Chiddekel kam, alles das kann man sich auf mehr als einerlei Art denken. Ich merke nur noch an: dafs diese Entstehung der itzigen Lese- oder Erzählungsart uralt sein kann; dafs man sehr natürlich den Namen Chiddekel nun für einen alten Namen des Tigris hielt; und dafs die Schwierigkeiten welche es unwahrscheinlich machen, dafs ein Schriftsteller *aus sich selbst* den Tigris durch den Zusatz *kidmath Aschur* hätte bestimmen können, keinesweges bewirken mufsten, dafs die Leviten, welche unsern Text konstituirten, sich an dieser nun *vorgefundenen* Bestimmung stiefsen. *Erklären* liefs sich der Ausdruck bei dem wirklichen Schwanken des Begriffs von Aschur immer, und dies war bei einem alten ehrwürdigen Monument, besonders zu den Zeiten wo man keine Ahnung von Kritik hatte, völlig hinreichend. — Und nun mag der Leser, und besonders der genauere Nachforscher, über diese letztern Hypothesen entscheiden, von deren Werth die Richtigkeit meiner Erklärung des Ganzen im mindesten nicht abhängt. Auf jeden Fall glaube ich sagen zu können, dafs bei weitem die Mehrzahl physischer, historischer, poetischer und etymologischer Gründe für meine Erklärung spricht, und dafs ich zu Empfehlung derselben nun noch das *Natürliche* und *Abgerundete* rechnen kann, welches die Erzählung selbst dadurch erhält. Alle vier Flüsse erscheinen nunmehr in dem Mythos (man nehme über den Chiddekel an, was man wolle) genau in der Ordnung, wie sie auf der Landkarte folgen; und zwar, da die Erzählung unsern ersten Blick auf die Quelle der vier Ströme richtete, auch in der dem Morgenländer doppelt natürlichen Folge, von der Rechten zur Linken, von Osten nach Westen. — Ferner enthält nun die Fabel, wobei, wie schon oben bemerkt, der Erzähler (der spätere wahrscheinlich) offenbar eine kleine geographische Belehrung zur Nebenabsicht hatte, eine Uebersicht, und zwar nach Zulassung meiner letzten Hypothese, eine vollständige Ueber-

sicht ohne Lücken, des ganzen vom Eufrat aus nach Osten hin sich erstreckenden Landstrichs. Vom Eufrat und Tigris bis gegen den Indus erstreckte sich *Aschur*; auf dieses folgt *Kusch*, das der Ganges, und auf dieses *Chavila*, das der Pischon durchströmt. Unter diesen drei bekanteren Namen umfaſste der unterrichtete Hebräer alle kleinere Länder, so wie wir heut zu Tag durch die den beiden erstern ungefehr entsprechenden Namen von Persien und Hindostan. — Nur in einer Erklärung wie die meinige, sieht man ferner so deutlich, wie die von dem spätern Erzähler hinzugefügten Notizen, so kurz sie auch sind, doch umständlicher werden nach Maaſsgabc der Entfernung. Nur vom entferntesten unbekantesten Lande nennt er, nach Art der alten Erzähler, einige kostbare Produkte; die beiden näheren Flüsse bestimmt er bloſs durch das Land; den allernächsten nennt er bloſs.

Daſs übrigens von der jenseitigen Halbinsel Indiens, in jenen ältesten Zeiten der hebräischen Nation, schon eine solche Kundschaft sich findet, die man in weit neueren Zeiten der alten Erdkunde vergeblich sucht, darf nicht befremden. Zwischen den Nationen des südlichen Asiens muſs nothwendig schon in sehr frühen Zeiten kaufmännisches Verkehr gewesen sein, da alle Art von Kultur in Indien und Persien so sehr alt ist. An diese grenzte aber der Anwohner des Eufrats; und je früher die Epoche unserer alten Urkunde angenommen wird, je näher kommt sie auch der Zeit, wo diese Westasiaten selbst erst von dort mögen hergewandert sein. Spuren eines alten südasiatischen Handelsverkehrs enthält schon die Erzählung von Joseph; und eben darauf führt auch die Nennung anderer entfernterer südlicher Regionen, die sich in dem Geschlechtsregister der Nachkommen Noachs als Personen-Namen finden, wie *Ofir* und andre, die theils Gatterer entdeckte, und zu welchen ich bei einer andern Gelegenheit einige fügen kann, deren Anerkennung nicht auf etymologischen Gründen allein beruht.

Wir wollen uns aber nun aus dem Gesichtspunkte des Hebräers, der die älteste Darstellung für seinen Gebrauch eingerichtet und abgeändert hat, wieder in den Standpunkt

des ersten Erfinders dieses Mythos versetzen. Dieser gab seiner Nation in diesen wenigen Worten, nicht die Beschreibung eines entfernten Landstrichs; sondern, wie schon oben gesagt, diese vier Hauptströme zertheilten dem Südasiaten die ganze ihm bekante alte Welt. Von dem was gegen Osten und Westen hinaus noch liegt, wufste er sehr wenig, und vollends jenseit den zum Himmel hinansteigenden Bergen, war, für den gemeinen Mann wenigstens, eine wahre *terra incognita*. Dort war also, wie schon gesagt, der eigentliche Spielraum für die Fantasie seiner Seher, dort ward die historische Erdbeschreibung durch die Allegorie ersetzt, dort war also auch der wollustathmende Sitz der ersten, noch unschuldigen, Menschen.

„Gott pflanzte einen *Garten* in *Eden*" — „Und ein Strom ging aus *von Eden*, zu wässern den *Garten*, und *von da aus* theilte er sich" u. s. w. Diese Worte sollten doch wol für eine jede Logik hinreichen, um dreierlei Raumbestimmung zu bezeichnen: *Eden*, den Garten *darin*, und die übrige Erdgegend *von da aus*. Demungeachtet ist von jeher nichts gewöhnlicher, als dafs man die ganze aufzusuchende, von den vier Flüssen durchströmte, Gegend das Paradies, d. h. den Garten nennet. Selbst Gatterer vermeidet nur den weniger bedeutenden Fehler, den Garten vom Lande Eden nicht zu unterscheiden, nennt aber das ganze Land der vier Ströme immer Eden. Schon die Analogie aller ältern Geographie hätte ihn hievon abhalten sollen. Kein Volk hat in der Kindheit seiner Erdkunde Namen, worunter es viele *grofse* Länder, am wenigsten so dafs der eigne Wohnsitz mit darunter wäre, zusammen begriffe. Solche Namen wie Asia, Europa, oder auch nur wie Indien, Arabien (in dem Sinne wie wir diese Namen nehmen) setzen schon voraus, dafs man einen grofsen Theil der Erde kenne, und also das Bedürfnifs von Abtheilungen und Unterabtheilungen fühle. Nur Monarchien, oder ferne unbekante Landstriche bekommen wohl den Namen einer Hauptprovinz zum Generalnamen (also z. B. Assyrien, Medien — Scythien, Aethiopien u. s. w.); aber dafs ein ausgebreiteter Strich von Asien, binnen welchem die nahen und bekanten Flüsse sowohl, als die fernen un-

bekanten (seien es Oxus und Phasis, oder Ganges und Besynga) fliefsen, irgend einmal unter Einem Namen begriffen worden, ist gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Den wahren Begriff von Eden mufste der Geist des vorliegenden Mythos und die Vergleichung einer andern Stelle an die Hand geben, die mit der unsrigen in Verbindung steht. Als Kain nach Ermordung seines Bruders vom Angesichte des Herrn floh, wanderte er in das Land *Nod*, welches lag „kidmath Eden." Man fasse diese Bestimmung wie man will, (s. S. 102. ff.) so ist klar, dafs in der Idee des Erzählers, *Eden* und *Nod* zwei an einander grenzende Länder sind. Und nun schlage man das hebräische Wörterbuch nach, so findet man, dafs Eden (עדן) *Wollust, Vergnügen*, Nod (נוד) aber das *Umherschweifen*, das *Elend* bedeutet. Offenbar also haben wir hier keine wahre Geographie, sondern blofse Allegorie vor uns, die mit der Allegorie vom Sündenfall in genauer Verbindung steht. Doch beweisen jene hebräischen Namen nicht etwa den hebräischen Ursprung dieser Allegorie, oder auch nur dieses Theils davon. Indem die Mythen von einem Volkstamm zum andern übergehn, werden die allegorischen Namen sehr häufig übersetzt, besonders wenn sie so genau mit dem Sinne des Ganzen zusammenhangen, wie hier. Ohne Zweifel waren übrigens die Länder Eden und Nod, deren erste Erwähnung durch den Gang der mosaischen Erzählung auseinander gerissen ist, auf dem poetisch-geographischen Gemälde des ursprünglichen Mythos gleich anfangs unter Einen Gesichtspunkt gebracht. Und (mit blofser Berührung des zu unserm Zweck nicht gehörigen moralischen Hauptheils) mochte das Ganze im Munde des alten indischen Weisen so gelautet haben:

„Jenseit der hohen Gebirge im Norden liegen zwei Länder neben einander, das *Land der Wonne* im Westen und das *Land des Elends* *) im Osten. Im Lande der

---

*) Dieses im Deutschen doppelsinnige Wort steht hier nicht am unrechten Orte, da mit dem Begriff eines herumschweifenden Lebens, der Begriff der Mühseligkeit, für ein seine ruhigen Sitze liebendes Volk, natürlich verbunden ist, auch das Stammwort, wo-

Wonne wohnten die Ersten Menschen; und zwar, so lange sie noch das Uebel und die Sünde gar nicht kannten, bewohnten sie einen schönen Garten, den Gott für sie dort gepflanzt hatte, und welcher der Mittelpunkt und Inbegriff alles irdischen reinen Vergnügens ist. In eben diesem Lande ist eine Quelle; das Wasser derselben wässert erst jenen Garten und theilt sich dann in vier Hauptarme, und diese sind die vier grofsen Flüsse, welche unsere Länder durchströmen und begrenzen. Als nachher die Ersten Menschen zuerst Gottes Gebot übertraten, verstiefs er sie aus dem schönen Garten, und seitdem bewachen ihn Engel mit feurigen Schwertern. Daher kann kein Mensch mehr in den Garten kommen, und keiner also auch zu der Quelle dieser Flüsse gelangen."

Dieser Unterschied zwischen dem Lande Eden und dem darin liegenden Garten ist für den Sinn des alten Mythos wesentlich. Denn wer ihn aufmerksam liest, sieht offenbar, dafs die Menschen nach dem Sündenfall immer noch in Eden wohnten. Darum heifst es eben ausdrücklich, Kain sei nach seinem Verbrechen, gewandert in das Land Nod „kidmath Eden", heifse dies *gegen Morgen* von Eden (wie ich es nun immer nehme) oder blofs *neben* Eden. Der Zustand der Menschen in den ersten Zeiten nach dem Sündenfall war nehmlich ungefehr, wie ihn die abendländischen Mythen im *Silbernen Alter* beschreiben. Die Menschen waren zwar nicht ganz unschuldig mehr, aber immer noch gut und fromm; die Gottheit ging mit ihnen um; sie mufsten die Erde zwar bauen, aber dann war sie auch fruchtbar. Kurz, sie lebten noch immer im Lande der Wonne. Nachher aber vermehrten sie und zerstreuten sich immer mehr; und freilich mag man auch gedacht haben, dafs die Sündflut die Gestalt dieses Landes, wie aller andern, verkehrt habe. Vielleicht ist also insoweit das Land Eden nicht ganz allegorisch. Wenigstens scheint die Notiz von dem nördlichen von Indien, gerade in der Gegend wo der Indus und der Ganges herkommen,

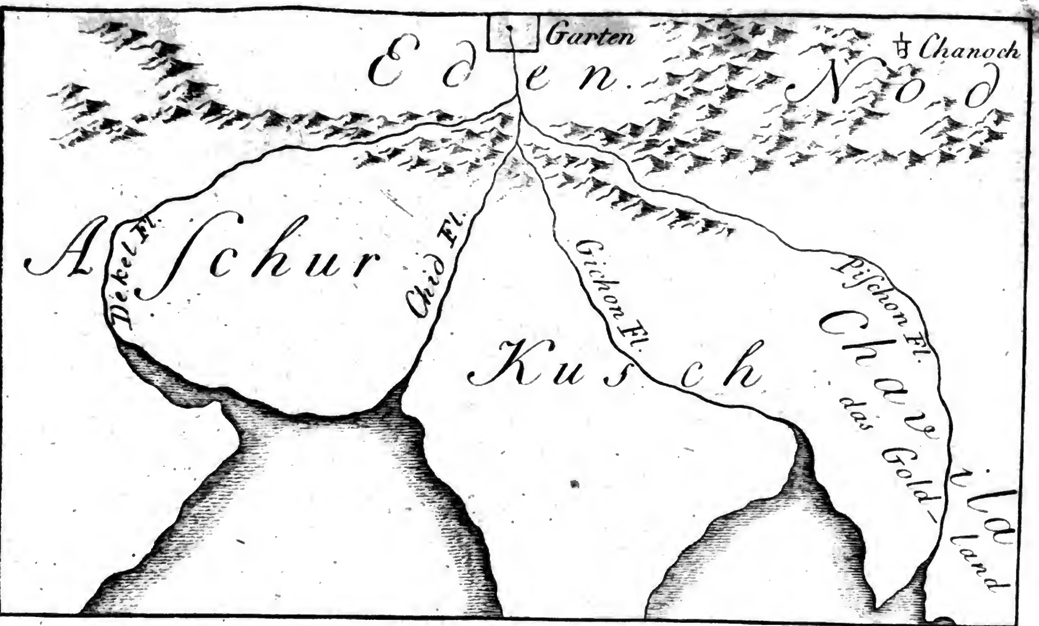
---

von Nod abgeleitet ist, wirklich den Begriff des *Bejammerns* zur Nebenbedeutung hat.

liegenden *Kaschmir*, das in allen Beschreibungen als das entzückendste, in Vorzügen aller Art, alle Gegenden der Erde übertreffende Land geschildert wird, die Idee begünstigt zu haben, das allegorische Land der Wonne in jene Gegend zu versetzen. Auch das Land *Nod* ist nicht ohne allen historischen Grund erdichtet. Der Südasiat hatte Kunde von jenen unzähligen *Nomadischen Völkerschaften*, welche das innere Asien und besonders die *östlichen* Gegenden (kidmath Eden!) durchstreiften; er wufste was von jenen ungeheuren *Steppen*, wovon die südlichsten grade *östlich von Kaschmir* anfingen, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt. Diese Notizen veranlafsten also die Allegorie vom Lande Nod; und das Leben jener Steppenbewohner, das dem ruhigen Bewohner der südlichen Länder so schrecklich vorkommen mufste, stellte er als einen Fluch der Gottheit gegen das erste Beispiel des Menschenmordes vor, personificirte diese Idee im Kain, und liefs von ihm jene Nomaden abstammen. „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden" *).

Ueber die Stadt *Chanoch*, welche Kain erbaut und nach seinem Sohne benannt haben soll, weifs ich keine geographische Aufklärung zu geben. Nach der Analogie andrer mythologischen Traditionen zu schliefsen, mufs man annehmen, dafs im östlichen Asien eine Stadt, oder ein Staat, oder ein Volk (denn so genau mufs man es mit dem Begriff einer Stadt nicht nehmen) einen solchen Namen ge-

*) Um das bisherige unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, füge ich hier ein kleines Kärtchen bei, welches die dem ersten Dichter *bekante* Welt so vorstellt, wie seine Fantasie sie ihm bildete. Damit mufste ich aber die Namen und geographischen Bestimmungen im Sinne des spätern Erzählers verbinden; obgleich es sich von selbst versteht, dafs der südasiatische Erfinder, z. B. die Länder zwischen dem Tigris und dem Ganges nicht unter zwei einzigen Namen begriff. Den Indus und den Tigris habe ich nach meiner besondern Hypothese als Chid und Dekel aufgeführt, um die Symmetrie zwischen den vier Strömen zu beobachten, welche nicht in die Augen fallen konnte, wenn ich den itzigen hebräischen Text befolgt hätte. Die Karte soll durch den Anblick die Ueberzeugung verstärken, dafs der ursprüngliche Mythos diese vier Ströme meinte, habe er sie genannt, wie er wolle.


Garten
Chanoch
Eden
Nod
Aschur
Dikel Fl.
Chid Fl.
Gichon Fl.
Pischon Fl.
Kusch
Chavila
das Gold-land

geführt hat; welches alsdann vielleicht die entfernteste Kunde war, die unser Mythograph im Osten suchte.

Aufser den bisher behandelten, liegt übrigens in der ganzen vorsündflutischen Tradition keine kennbare geographische Notiz weiter. Weil wir indessen im obigen die Scene der Sündflut noch in die indischen Gegenden verlegt haben, so schiene die einzige geographische Notiz, die bei Gelegenheit der Sündflut selbst gegeben ist, auch noch dahin zu gehören. „Der Kasten, heifst es, liefs sich nieder auf das Gebirg Ararat." Gatterer, der seine Urwelt gleichfalls in die Gegenden des Indus verlegt, und so ängstlich auf die historische Genauigkeit dieser alten Monumente hält, erklärt daher geradezu, ohne irgend eine Spur für sich zu haben, als das Bedürfnifs, das er sich selbst macht, historischen und geographischen Zusammenhang in diese Traditionen zu bringen, gegen die Uebereinstimmung aller Stellen und Zeugnisse, den Ararat für den *Paropamisus*. Hier müssen wir erst eine Erinnerung gegen den Irrthum machen, den er mit den meisten übrigen gemein hat, indem er den Namen Ararat für den Namen des Gebirges selbst hält. Ararat steht hier im hebräischen, (um für die Nicht-Orientalisten verständlich zu reden) im Genitiv, und ist auch in Luthers Uebersetzung so zu fassen; da nun zwei andere Stellen des A. T. (2. Kön. 19 zu Ende, und Jes. 37 zu Ende) das *Land Ararat* nennen, so mufs man das hebräische *haré Ararat* auch hier übersetzen „Die Berge des Landes Ararat." Nun ist aber die gewöhnlichste und älteste Meinung, dafs Ararat *Armenien* sei, daher auch schon *Berosus* beim Josephus in Erwähnung derselben Tradition, ausdrücklich Armenien als das Land nennt, wo sich die Arche nieder gelassen. Blofs hiemit stimmen denn auch die beiden erst angezogenen Stellen des A. T. überein, in welchen (und zwar in beiden gleichlautend) erzählet wird, dafs die Söhne Sanheribs, nachdem sie ihren Vater zu *Ninive* ermordet, ins *Land Ararat* geflohen seien. Man mag Ararat für Aria, oder für welches Land, in einiger Nähe vom Paropamisus, man will, halten, so wäre ihre Flucht gerade durch die ganze Länge des von ihrem Vater beherschten assyrischen Reichs gegangen; statt dafs

sie natürlicher Weise die nächste Grenze zu erreichen suchen mufsten, welche keine andre als die ganz nahe bei Ninive hinlaufende armenische sein konnte.

Von dieser Erklärung in unserer Stelle abzuweichen, ist nun auch nicht die mindeste Ursach vorhanden. Allerdings ist hier von einer partialen Ueberschwemmung die Rede, deren Scene höchstwahrscheinlich Südasien ist, und durch welche die Völker wahrscheinlich von dort aus überall hin, so auch nach Westen zerstreut wurden. Wenn wir nun gleich ganz vernunftmäfsig annehmen, dafs die vorsündflutischen Sagen mit aus jenem Urlande gebracht sind oder sein können; so ist es dagegen eben so vernunftmäfsig anzunehmen, dafs *diese Erzählung* von der Flut selbst, welche die Menschen von dort vertrieben, *disseits* entstanden ist. Diese Sage kann also auf der ganzen Strecke zwischen Indien und Palästina entstanden, sie kann überall vergröfsert und ausgeschmückt worden sein. Nun war aber, wie wir schon gesehen haben, die partiale Flut, in der Sage, wie gewöhnlich, eine Sündflut über die ganze Erde. Südasien verliert also der spätere Erzähler allmählich ganz aus dem Gesicht. Dafs er von dort herstammt, weifs er nicht einmal. Wenn er von der *ganzen Erde* spricht, so schwebt ihm blofs die ihm *bekante Erde* vor Augen; und wenn er folglich der hohen Berge erwähnt, die beim Ablaufen der Gewässer zuerst hervorragten, so denkt er unwillkürlich an die gröfsten Gebirge des Landstrichs, den er selbst bewohnt. Diese sind aber für die ganze Gegend Asiens, welche der Eufrat und Tigris durchströmt, die Berge Armeniens, aus welchen diese beiden Flüsse selbst herkommen; auf diese läfst er also den Kasten sich niedersenken, und hiemit stimmt auch die Tradition der übrigen dortigen Völker überein. S. den Josephus a. a. O.

Alle alte Bücher, welche die Alterthümer eines Volkes enthalten, sind eine Verkettung mehrer einzeler Sagen, und selbst älterer Bücher, die von einander gänzlich unabhängig sind, und die der Sammler blofs nach seiner Beurtheilung chronologisch aneinander reihte. Dafs das mit der Genesis eben so sei, ist also schon *a priori* so

gut als gewiſs, und mitunter sagen es die Worte derselben selbst, da eine Sage (K. 5, 1.) mit den Worten: „Dies ist das Buch von u. s. w." anhebt. So kann es also gar nicht mehr befremden, wenn der Anfang der ersten nachsündflutischen Erzählung mit dem Schlusse der vorhergehenden nicht recht zusammenhängt. Diese läſst, wie gesagt, die Familie Noach in oder bei Armenien sich aufhalten, und bald nachher heiſst es: „Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache: da sie nun wanderten vom Morgen her, fanden sie eine Ebene in Schinear." Freilich, wer nach Schinear und Babylon *vom Morgen her* kommt, kommt nicht aus Armenien; aber darum brauchte Luther nicht dem offenbaren Zusammenhang zuwider zu übersetzen „gegen den Morgen" besonders da auch das nicht die wahre Richtung wäre. Die Wahrheit ist diese. Mit den eben angeführten Worten fängt eine ganz neue Tradition ein andres für sich bestehendes Buch, wie man es hieſs, an. Diese Erzählung war ganz unabhängig von der Sündflut und von Noach, und hatte bloſs zum Zweck die *Verschiedenheit der Sprachen* auf Erden auf mythische Art zu erklären, und das *Alterthum Babylons* darzustellen. Dieser Erzähler ging dabei von der aus alten Zeiten ihm zugekommenen Notiz aus, daſs die Bevölkerung jener Gegend (für ihn die ganze Menschheit) aus Osten hergekommen. Weit entfernt darin einen Widerspruch mit dem Vorhergehenden zu finden, ist dieses also vielmehr die einzige Stelle, welche einen Hauptpunkt der im obigen gegebnen Darstellung mit ausdrücklichen Worten bestätigt; nehmlich den, daſs alle ältere Sagen der mosaischen Tradition aus Ländern sich herschreiben, die östlicher liegen als die Gegenden von Babylon, also wenigstens aus den Ländern zwischen dem Tigris und Indus, aus Persien, oder noch weiter zurück, aus Indien.

Noch einige Bemerkungen
über die
Ptolemäische Beschreibung der Gegend von Pegu.

(Zu Seite 88 ff.)

Im Laufe meiner Untersuchungen über die Gegenden am Ausflusse des Irabatti, boten sich mir noch einige Bemerkungen dar, welche ich lieber hier besonders vortragen will, da sie oben den Gang der Darstellung zu sehr unterbrochen haben würden.

Ptolemäus setzt das Land der Besyngiten nebst der Mündung des Besynga und der Stadt gleiches Namens an einen Meerbusen, der in dem griechischen Texte *Σαραβακός, Sarabacus* heifst. Die alte lat. Uebersetzung, welche nach verloren gegangenen Manuscripten gemacht ist, schreibt diesen Namen *Sabaracus*, und füllt noch überdies eine Lücke im Text aus, indem sie auch eine Stadt *Sabara* mit ihrer Länge und Breite anführt. Die neuern Schriftsteller von alter Geographie nahmen, wie billig, diese Notiz auf, zogen aber, etwas zu übereilt, auch die Schreibart der lat. Uebersetzung vor; und so findet man also nun in Handbüchern und Karten die Namen *Sabara* und *Sinus Sabaracus*. Allein die Lücke im gewöhnlichen und griechischen Text berechtigt nicht zu einem gröfsern Mifstrauen auf dessen Korrection, in welchem Stück die gemeinste griechische Handschrift mehr Autorität hat, als eine alte lateinische Uebersetzung; und wer nur wenige Bekantschaft mit dieser Art Kritik hat, wird mir recht geben, wenn ich, gerade weil *Sarabacus* nicht so fliefsend lautet als *Sabaracus*, jene Schreibart für die richtige halte, und also auch die Stadt *Saraba* schreibe. Nunmehr bietet sich aber zuförderst die Aehnlichkeit des Namens *Irabatti* mit *Saraba*, *Sarabacus* dar: denn so gut wie der Indus auch Sindus hiefs, kann der *Irabatti* auch *Sarabatti* geheifsen

haben. Aber noch mehr Aufmerksamkeit scheint mir folgendes zu verdienen. Indem ich auf Symes Karte vergeblich nach einer Seestadt suche, mit welcher ich dieses *Saraba* vergleichen könnte; finde ich tiefer im Lande gerade da, wo das Delta des Irabatti anfängt, einen Ort *Sarawah*, der ehedem weit bedeutender gewesen sein mufs, als er itzt zu sein scheint, da der ganze benachbarte flache Landstrich bis zur Stadt Pegu hin bei den Inländern *Sarawuddi* genannt wird. Nun ist aber ferner kein Zweifel, dafs die andere Stadt, welche Ptolemäus in seiner Küstenbeschreibung des Sarabakus nennt, *Besynga*, ohne Bedenken für das heutige *Bägu* (Pegu), wenn dies nicht gleichfalls zu tief im Lande läge, würde anerkannt worden sein. Denn die besten Geographen erkennen im Lande der Besyngiten das Land Pegu, und im Besyngastrom den Pegufluſs. Die Stadt Besynga im heutigen Pegu (einem Orte der wenigstens so alt ist als die christliche Aera, und vielleicht viele Jahrhunderte älter) zu suchen, daran konnte sie also unstreitig blofs der Umstand hindern, dafs sie eine Seestadt suchten. (Denn welchen Grad der Zuverlässigkeit die Ptolemäischen *Maafse* haben, beweisen die nach deren Anleitung gezeichneten Karten). Also, welcher seltsame Zufall! Die beiden Orte, die sich am natürlichsten mit dem Saraba und dem Besynga des Ptolemäus vergleichen liefsen, die gerade in der Direction auf einander folgen, wie er sie beschreibt, liegen heut zu Tag, *in völlig gleicher Entfernung von der Küste, tiefer im Lande.* Ich begnüge mich, den kundigern diesen Wink zu geben. Es ist auch von andern Orten bekant, dafs sie ehedem an der See gelegen, da sie itzt tiefer im Lande liegen. Degrandpre's oben S. 77 angeführte Beobachtungen bestätigen die langsame Natur-Operation, welche dies bewirkt, insbesondere in jenen Gegenden; und nirgend ist sie denkbarer, als beim Ausflufs eines grofsen Stromes, der Sand und Schlamm in ungeheurer Menge allmählich herausstöfst, und auf diese Art erst Sandbänke, dann Inseln bildet. Das Delta des Irabatti hat, so wie jenes vom Nil, ganz die auswärts gerundete Gestalt einer so gleichsam hervorgestofsenen, nicht aus ehedem festen Lande zerrissenen, Inselgruppe. Die

Untersuchung, welche zu einer solchen Länderschöpfung erfoderlich ist, liegt ganz aufser meiner Sfäre. Aber ich bin auch keinesweges gemeint zu behaupten, dafs die See des Ptolemäus Zeiten das heutige Sarawah und Pegu bespült habe; nicht blofs weil das Werk dieses Geographen eine Kompilation aus zum Theil weit ältern Werken und Nachrichten ist; sondern auch weil es durchaus nicht folgt, dafs die Orte, welche er bei der Küstenbeschreibung nennt, eigentliche Seeplätze seien. Die Städte und Handelsplätze, welche dem küstenbefahrenden Kaufmanne wichtig sind und die er auch besucht, liegen zum Theil tiefer hinein an den Flüssen. Natürlich nannte Ptolemäus solche Plätze mit. Ich wage also nur die Vermuthung, dafs zu der Zeit, woher sich dieser Theil der Ptolemäischen Nachrichten schreibt, ein Theil des Irabatti-Delta noch nicht hervorgetreten war, und die (allenfalls mit Sandbänken statt der heutigen Inseln durchbrochene) See folglich weit *näher* an jenen beiden Orten war. Ich übernehme es keinesweges, die Beurtheilung der Ptolemäischen Beschreibung dieser Küste, nach dieser Hypothese ganz durchzuführen, und über den Lauf und Ausflufs der Flüsse Irabatti, Pegu und Setang, worauf jene Versandungen gewifs mehr oder weniger Einflufs gehabt haben, fernere Hypothesen auf jene erste, an sich unsichere, zu bauen. Ich beschränke mich nur noch auf folgende Bemerkungen. *Erstens:* dafs es bei solchen Versandungen wohl denkbar ist, dafs auch innerhalb der Irabatti sein Bett hie und da geändert habe, dafs er z. B. vielleicht ehedem da flofs, wo itzt der Peguflufs ist, und also auch physische Ursachen zu den Namen-Verwirrungen Gelegenheit gegeben haben können, von welchen wir oben S. 87 ff. gesprochen haben. *Zweitens:* dafs in der Ptolemäischen Beschreibung selbst eine deutliche Spur davon zu liegen scheint, dafs das Irabatti-Delta damals noch nicht so da gewesen, wie es itzt ist. Er spricht nehmlich, wie wir gesehen haben, von einem *Meerbusen* Sarabakus, den er nebst dem daran liegenden Lande der Besyngiten (Reich Pegu) gleich bei dem Kap Negrais anfangen läfst, wie aus der Folge der Namen bei

ihm deutlich erhellt.*) Nun sehe man aber die Karte an und frage sich, ob man bei der heutigen Gestalt der Küste, da das Irabatti-Delta so weit hervorstöfst, überall hier von einem Meerbusen sprechen würde. Nur der Ausflufs des Setang formirt einen kleinen Busen, der aber zu klein und zu weit hinten ist, da der Sarabakus des Ptolemäus westlich vom Besynga seinen Anfang nimt. Denken wir uns aber einen Theil der Inseln im Delta weg, so entsteht ein förmlicher Busen (in welchem jedoch einzele Vorsprünge des itzigen festen Landes, oder vom Delta, als einzele Inseln gelegen haben können), und die Beschreibung des Ptolemäus pafst so gut, als man sie in diesem Theil der Erdkunde erwarten kann; besonders, da man nun auch die oben erwähnten Städte wieder findet: wozu sich vielleicht *Berabae* in dem heutigen *Martaban* als die dritte gesellen läfst, wenn man sich nicht zu genau an die geographischen Maafsangaben hält.

---

*) Diese ist nehmlich folgende von Westen nach Osten:
Das Vorgebirg hinter Temala (worin alle unbefangne Geographen das Kap Negrais erkannt haben.)
Land der Besyngiten am Meerbusen Sarabakus.
Stadt Saraba.
Handelstadt Besynga.
Ausflufs des Besynga-Stroms.
Stadt Berabae.

VI.

Ueber die beiden ersten Mythen der Mosaischen Urgeschichte *).

Es könnte scheinen, dafs in den ersten Kapiteln des Ersten Buchs Mosis, nach beendigter Untersuchung über die darin vorkommenden geographischen Bestimmungen, wenig mehr übrig bliebe, das den Forschungsgeist beschäftigen könnte. Historische Data wird nehmlich heut zu Tage gewifs niemand mehr darin suchen; das Ganze ist blofs philosophisch, und enthält theils die Vorstellungen jener Zeiten von der Natur und der Entstehung aller Dinge, theils eine Dichtung von deutlichem moralischen Zweck, den Sündenfall. Von allem diesem kann zwar die Lesung nicht ohne Genufs sein; aber für den Forscher scheint wenig dabei zu thun, was nicht in das Gebiet der Exegese und Sprachkritik gehörte. Es gibt indefs doch noch zwei besondere Ursachen, die uns hie und da den wahren Sinn dieser ältesten Monumente des menschlichen Nachdenkens verhüllen. Die eine liegt in dem Vorurtheil des gebildetern Menschen gegen die Kenntnisse des Kindesalters. Nicht vertraut mit der mangelhaften Sprache desselben, nimt er jede falsche Vorstellung, die ihm die Worte beim ersten Anblick zu enthalten scheinen, ohne Bedenken für die wirkliche Vorstellung des Verfassers an: während eine genauere Bekantschaft mit den Geisteswerken jener Zeit oft ganz andre Sätze darin finden läfst; auch diese zwar den Einsichten jener Kulturstufe angemessen, doch heilsam

*) Aus der Neuen Berlinischen Monatschrift März 1804.

für die Menschheit die auf dieser Stufe steht, und auf jeden Fall für den Philosophen anziehend, dem es nicht genügt zu wissen, daſs die Menschen zu einer gewissen Zeit irrige Vorstellungeu hatten, sondern der auch wissen, genau wissen will, *wie sie irrten.* Und oft wird er auf diesem Wege finden, daſs wo man bisher eine Meinung zu sehen glaubte, die man dem Kindesalter zu gute hielt, eine ganz andre verborgen lag, die auch in den Systemen unserer Zeit ihre Stelle behauptet. Eine andre Ursach des Miſsverstandes liegt in der Gewohnheit, diese Bücher als göttliche im wörtlichen Sinne anzusehn. Wer diese Idee abgestreift hat, hat darum bei weitem noch nicht die damit verbundene Erklärungsart der einzelen Stellen abgestreift. Entweder er klebt einem irrigen Satze, der aus einer falschen Erklärung dieser Bücher floſs, — wenn er nicht in zu einleuchtendem Widerspruche mit andern Erkenntnissen steht — selbst noch an; oder er hält doch dessen Verbreitung für die pfäffische Absicht der Urheber dieser Schriften, und, als starker Geist, wirft er das Ganze weg.

Wenn diese Bücher auch weiter nichts wären als solche, deren Inhalt, und selbst deren Worte, jedem von uns mehr oder weniger bekant sind, in unsere täglichen Reden übergegangen sind, in allen unsern Büchern vorkommen; so verdient die Wegräumung jener beiden Hindernisse ihrer Erklärung unsere Bemühung, und auch mein gegenwärtiger Versuch vielleicht einige Aufmerksamkeit. Meine Absicht ist jedoch nicht, den Gegenstand in einem vollständigen philosophischen Kommentar zu umfassen. Noch weniger mache ich mich anheischig, lauter neues zu sagen; und wenn ich, den Ueberdruſs der Anführungen zu ersparen, manche treffende Bemerkung denkender Vorgänger stillschweigend in meinen Vortrag verwebe, und weiter darauf fortbaue, so will ich mich durch diese allgemeine Erklärung gegen den Vorwurf der Anmaſsung sicher stellen *).

---

*) Ein Werkchen darf ich jedoch hier nicht mit Stillschweigen übergehen; dies ist die „Aelteste Theodicee" des von mir innigst

Dafs die ersten Kapitel der Genesis nicht blofs, wie andre alte Bücher dieser Art, ein aus ältern Quellen geschöpftes und zu einem neuen Ganzen verarbeitetes Werk sind; sondern dafs sie vielmehr die älteren Urkunden selbst, oder die Fragmente derselben — vermuthlich zwar mit daran vorgenommenen Abänderungeu, Auslassungen, Einschaltungen — blofs neben einander gestellt, enthalten: ist eine Bemerkung die itzt wol ziemlich als ausgemacht angenommen werden kann. Die Aneinanderfügung der einzelen Bruchstücke ist von dem absichtlosen Schriftsteller zu unverwischt gelassen worden; die Sachen, die mehr als einmal erwähnt werden, erscheinen in einer wo nicht widersprechenden (denn was wüfste der biblische Exeget nicht zu vereinigen?) doch so verschiedenen Darstellung wie sie Ein Schriftsteller in Einem Buche nicht gibt. Andere Kennzeichen geben Sprache und Stil *); andre end-

---

verehrten und geliebten Herrn O. K. Raths Teller. Wäre meine gegenwärtige Abhandlung erst nach der Erscheinung dieses Büchleins entstanden, so würde sie unstreitig gleich in der Anlage durch die fortlaufende Beziehung auf die Ansichten dieses würdigen Vorgängers eine andere Gestalt bekommen haben. Allein meine Arbeit war im wesentlichen schon lange fertig, als ich jene Schrift las. Da ich nun in einem Theile der Hauptansicht von Teller abgehe, so hielt ich es für besser, meine Darstellung unverändert dem Publikum und jenem verehrten Manne selbst vorzulegen, der von jeher den Vortheil, der aus der Entwickelung selbst der entgegengesetztesten Meinungen für das Ganze erwächst, so vollständig zu würdigen wufste. Was uns *hier* trennt, ist eine Ansicht, die auf diese Untersuchung zwar von bedeutendem, auf unser übriges Wissen aber nur von geringem Einflusse ist. Teller schritt zu dieser Untersuchung ganz mit dem hellen vorurtheilsfreien Blick den die Welt an ihm kennt, und der, seitdem Männer wie er die Bahn gebrochen, kein Verdienst für andre mehr sein kann. Nur über den *Grad* philosophischer Bildung, den wir bei einem lehrenden Dichter jener entfernten Zeit voraussetzen dürfen, kann man mit ihm verschiedner Meinung sein. Er sucht eine vollständige Moral in diesen ältesten Monumenten, erkennt, in der Vorrede, die Schwierigkeiten dieser Behauptung und die Möglichkeit überwiegender Gründe für das Gegentheil auf die edle Art an, die den vorurtheilsfreien Mann charakterisirt, und macht dann seine Ansicht mit Scharfsinn geltend.

*) Hierunter ist die bekanteste und einleuchtendste die Ver-

lich der Werth der Darstellung selbst. So unterscheidet sich namentlich die Schöpfungsgeschichte von der des Sündenfalles sehr: da letztere gedankenreich, von wahrhaft sinnreicher Erfindung, als echtes Dichterkunstwerk da steht; erstere hingegen einige sinnliche Erkenntnisse und Begriffe, zwar nicht ohne alle, doch mit geringer Erfindung zusammenstellt, und bloſs insofern dichterischen Werth hat, als der naive Mensch und der Morgenländer geborne Dichter sind.

Jedoch ist hier besonders manches erst wegzuräumen, was durch Miſsverstand des alten Vortrags erst hineingelegt ward. Daſs Gott die Welt *aus nichts* geschaffen habe, ein Satz den wir alle aus der Bibel zu haben glauben, steht nicht darin. Warum man es jedoch gewöhnlich darin zu lesen glaubte, dies machten zwei Ursachen. Erstens, weil man in dem Ausdruck: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, das Wort *schaffen* für gleichbedeutend mit dem Ausdruck *aus nichts machen* hielt; welche Idee bei uns Deutschen noch dadurch begünstigt ward, daſs man glaubte *schaffen* heiſse eigentlich *befehlen* *), und sei daher ein sehr nachdruckvolles Wort, wenn von einem Wesen die Rede ist, auf dessen bloſsen Wink und Befehl etwas wird. Allein weder in dem Worte des Grundtextes, *bara*, noch in dem deutschen *schaffen*, liegt dieser Begriff. Das letztere insbesondere betreffend, so macht das verwandte englische Wort *shape*, *Gestalt*, *Bildung*, höchst wahrscheinlich, daſs der Begriff des *Formens*, *Bildens*, der Grundbe-

schiedenheit in der Benennung Gottes. Von den verschiedenen, schon durch sich selbst sich unterscheidenden Erzählungen, nennt nehmlich die eine Gott durchaus *Elohim* (bei Luther: „Gott"), die andere immer *Jehova* (L.: „der Herr"), und die Sündenfallsgeschichte durchaus *Jehova Elohim* (L.: Gott der Herr"). Diese auffallende Erscheinung läſst nur einen kritischen oder einen mystischen Gebrauch zu, wo denn also die Wahl nicht schwer fällt.

*) Diese Bedeutung hat es nehmlich, obgleich mit anderer Konjugation, wirklich, besonders in gewissen Gegenden Deutschlands. Aber daraus folgt nicht einmal, daſs beide Verben wirklich ein und dasselbe Wort sind; noch weniger, daſs diese Bedeutung, wie zwar auch Adelung annimt, die ursprüngliche sei.

griff desselben ist *). Und daſs auch hier in der Schöpfungsgeschichte an nichts anders zu denken ist, dies kann selbst aus der deutschen Uebersetzung klar gemacht werden, da Luther sich gleichförmig bleibt und *bara* auch weiterhin durch *schaffen* übersetzt. So findet man dasselbe Wort nicht bloſs von der ersten angeblichen Hervorrufung des Ganzen aus dem Nichts, sondern auch von der Bildung des Einzelen aus dem vorhandnen Stoff (Vers 21), und am deutlichsteu (Vers 27) von dem aus einem Erdenkloſs geformten Menschen: *Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.*

Doch der wichtigere Grund für die gewöhnliche Vorstellung liegt nicht in den Worten, sondern in der Folge der Erzählung selbst. „Am Anfang schuf Gott Himmel „und Erde. Und die Erde war wüste und leer; es war „finster u. s. w. Und Gott sprach; Es werde Licht — "; und so folgt am zweiten Tage die einzele Bildung des Himmels oder Firmaments, und am dritten die der Erde. Was war natürlicher, als die ersten Verse so zu verstehn: Zu allererst schuf Gott (also aus nichts) die Totalmasse woraus Himmel und Erde bestehn; diese war aber noch unförmlich und dunkel, daher denn Gott in den eigentlich sogenannten Schöpfungstagen Licht und Absonderung der einzelen Theile hineinbrachte. Allein hier war der groſse Irrthum, daſs man unsre logische und folgerechte Darstellungsart schon in der Erzählung eines uralten kunstlosen Schriftstellers voraussetzte, dem sie ganz fremd ist. Der Ausdruck *Himmel und Erde*, der offenbar gleich anfangs schon den Begriff der Absonderung entstehn macht, für die ungeformte Masse, woraus nachher erst Himmel, dann Erde sich absondern, hätte gleich aufmerksam machen sollen. Mit Einem Wort: der Satz: *Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde*, ist die allgemeine, gleichsam als Ueberschrift, oder als Ankündigung dessen was erzählt werden soll, vorausgeschickte Uebersicht des Ganzen. „Diesen Himmel, und diese Erde, wie wir sie itzt sehn, hat am Anfange der Dinge Gott gebildet." Und nun folgt die

*) Adelung selbst erkennt ihn für einen der ältesten.

Erzählung des einzelen; wobei freilich ein heutiger Erzähler durch ein: *Dies geschah auf folgende Art*, oder wenigstens durch ein *nehmlich*, uns in die rechte Ansicht gesetzt haben würde. Aber wer mit der Darstellungsart aller ältesten Schriftsteller vertraut ist, der weiſs daſs sie, ohne solche künstliche Sorgfalt, die Ideen bloſs so hinter einander folgen lassen, wie sie in ihrem Kopfe entstehn; und wer insbesondre die Sprache der vor uns liegenden Schriften nur halb kennt, der weiſs daſs sie alle solche Sätze durch das bloſse einförmige *und* mit einander verbinden *).

---

*) Die vollständigste Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Bemerkung gewährt die Vergleichung ähnlicher Erzählungsart in den ältesten Monumenten anderer Nationen, wozu ich hier eine Stelle in der Iliade, Buch 11 Vers 765 folgg., wähle. Nestor fodert dort den Patroklos auf, sich wieder thätig mit den Achaiern zu verbinden, und erinnert ihn dabei an die Ermahnungen, welche ihm sein Vater Menötios mitgegeben, nach Vossens Uebersetzung in folgenden Worten:

Ach mein Freund, wohl hat dich Menötios also ermahnet,
Jenes Tags, da aus Ftia zu Atreus Sohn er dich sandte.
Denn wir beide darinnen, ich selbst und der edle Odysseus,
Höreten all' im Gemach die Ermahnungen die er dir mitgab.
Siehe wir kamen dahin zu Peleus schönem Palaste,
Völker umher versammlend im fruchtbaren Land Achaja's;
Und wir fanden den Held Menötios dort im Palaste,
Dich und Achilleus zugleich. Der alte Reisige Peleus
Brannte dem Donnerer Zeus die fetten Schenkel des Stieres....
Ihr bereitetet beide das Stierfleisch. Jetzo erschienen
Wir an der Pforte des Hofes; bestürzt erhob sich Achilleus,
Führt' uns herein an der Hand und nöthigte freundlich zum Sitze..
Jetzo begann ich die Red', euch mitzugehen ermahnend;
Ihr auch wolltet es gern, und viel auch geboten die Väter.
Peleus der graue Held ermahnete seinen Achilleus
Immer der Erste zu sein, und vorzustreben vor andern.
Aber dich ermahnte Menötios, Aktors Erzeugter:
Lieber Sohn, u. s. w. —

Wenn Voſs hier setzt: *Siehe wir kamen*, so steht *kamen*, wie der weitere Zusammenhang lehrt, für *waren gekommen*; und das Wort *Siehe*, ein antiker Stellvertreter unsers *Nehmlich*, gehört bloſs dem Deutschen. Im Griechischen steht hier nur das Wörtchen δέ, welches wir durch *aber* übersetzen, und dessen sich bekantlich die

Mit den Worten: *Und die Erde war wüste und leer*, fängt also die eigentliche Erzählung erst von vorn an. Nach unserer Art: *Die Erde war nehmlich vor der Schöpfung eine unförmliche Masse.* Wir sehn also dafs dieser älteste Denker sich, sowie die ältesten Weisen aller andern Nationen, eine uranfängliche Masse dachte, die er, nach dem am meisten in die Sinne fallenden Bestandtheil des Weltalls, *Erde* nennt, und als Chaos beschreibt. Eine Schöpfung aus nichts mag eine so erhabne, sie mag eine so wahre Darstellung sein, als sie wolle; in die Seele unseres Alten kommt sie nicht. Die Begriffe: *machen*, *bilden*, und: *aus etwas*, sind ihm unzertrennlich. Alles was Gott macht, und Gott betrifft, denkt er sich ebenso wie beim Menschen. Den Unterschied sucht er nicht darin, dafs der Gottheit möglich sei was ihm sonst als etwas an sich unmögliches vorkommt, sondern blofs darin, dafs der Gottheit eben dasselbe eben so, nur in einem unendlich höhern Grade und Umfang, möglich sei.

Doch dies Chaos, oder überhaupt die Scene, wie sie war als sich die Gottheit zur Schöpfung anschickte, wird noch näher beschrieben: *Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser.* Ohne mich in das einzele der Exegese einzulassen, drücke ich den Sinn mit andern Worten so aus: *Die Erde war ein unförmlicher, hohler, mit Wasser erfüllter Raum, in dessen Tiefen es überall finster war; nur Gottes Hauch schwebte über dem Gewässer.* Also: ein *Chaos* war, *Wasser* war, und eine *Gottheit* war. Ob von Ewigkeit? diese Idee kann der Mensch nicht fassen; er drückt sich also auch nicht darüber

---

ältesten Griechen ganz so, wie die biblischen Schriftsteller ihres *und*, bedienen. Statt jener Worte lese man also: „Wir aber kamen"; und es entsteht eine völlige Parallele zu meiner Erklärung des mosaischen Textes. Ganz wie dort, enthält hier der Anfang der homerischen Stelle die allgemeine Aeufserung: Dein Vater ermahnte dich und wir beide hörten zu; dann folgt, ohne allen Wink über die Zeitfolge, die genauere Erzählung, *von Anfang an*, und zuletzt erst die ausführliche Wiederholung der schon erwähnten väterlichen Ermahnung.

ber aus. — Den *Wind*, oder die bewegte Luft, dachte er sich nicht als etwas körperliches, sondern, ohne einen deutlichen Begriff dabei zu haben, als einen geistigen Ausflufs von etwas *lebendem*: folglich als den Hauch Gottes; der also gleichfalls, wie die Gottheit selbst, schon immer da gewesen sein mufs.

Also wahrer Stoff war zweierlei vorhanden: Wasser und Erde, d. h. Flüssiges und Festes. Aus Flüssigem und Festem bestehn alle Dinge; so weit waren die Klaprothe jener Zeit in ihren Zerlegungen gekommen. Diese beiden Urstoffe sich wieder auf einen gemeinschaftlichen Begriff, auf eine Einheit zurückzuführen, vermag unser Denker nicht. Diese beiden waren also da; und alles übrige machte nunmehr Gott aus diesen.

Nur das *Licht* läfst er auf den blofsen Befehl Gottes entstehn. Widerspricht dies unsern obigen Behauptungen vom Schaffen aus nichts? Keineswegs. Das Licht welches ihn umgab, wenn er die Sonne selbst nicht sah, konnte er noch weniger als Luft und Wind für etwas körperliches halten. Es war ihm eine blofse *Eigenschaft* der Dinge; und diese, glaubte er, könne der Befehl der Gottheit hervorbringen. Dabei will ich nicht behaupten, dafs er den Begriff einer Eigenschaft, den ich ihm hier aus unserer Sprache leihe, von dem einer Realität eben so scharf unterschieden habe, als wir es thun. Meine Meinung ist nur, dafs er den Begriff des Lichts auf eben die Art fafste, wie die Begriffe der Wärme, der Kälte, des Schmerzes, und andre ähnliche, die er alle auf irgend eine Art auch als Realitäten oder Wesen kann angesehn haben, sie aber doch von den eigentlichen Körpern, welche die übrigen Tage hervorbrachten, unterschied. Alle andre Eigenschaften liefs er natürlicherweise mit den einzelen Körpern, denen sie anhangen, zugleich entstehn; das Licht aber das dem Weltall angehört, mufste, da dies vorher schon, jedoch in Finsternifs, existirte, besonders entstehn.

Aber indem wir aus diesem erhaben-poetischen Zug: *Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht!* den selbst ein alter Griechischer Kritiker als Beispiel zu brauchen nicht verschmäht, die Manier und den Geschmack un-

sers Erzählers erkennen; sehn wir nun desto deutlicher, dafs er die Schöpfung des Ganzen sich nicht eben so gedacht hat. Denn wäre dies der Fall gewesen, so mufste sich ihm diese dichterische Idee weit herrlicher und erhabner gleich zu Anfang darbieten. Er hätte unfehlbar die Gottheit zuerst als allein vorhanden geschildert, und gesagt: Gott sprach: Es werde Himmel und Erde, und es ward Himmel und Erde!

Die ganze itzt folgende Erzählung ist bekantlich eine ziemlich wortreiche Darstellung, wie die Dinge nach und nach geworden seien. Hiebei müssen wir, um Interesse darin zu finden, folgenden Gesichtspunkt fassen. Wie sich der alte Weise denkt dafs die Dinge und Verhältnisse auf der Welt seien, so läfst er, in historischer Darstellung, die Gottheit erst sagen dafs sie *werden* sollen, und dann auch wirklich Hand ans Werk legen. Jenes Menschenalter will nichts beschrieben und demonstrirt haben; wer es belehren will, mufs *erzählen*. Die Geschichte der Entstehung ist also hier blofs *Form*, die nur dichterischen und Erfindungs-Werth haben kann; *Zweck* des Erzählers ist: eine kurze Belehrung über die Natur und Verhältnisse des Weltalls. Blofs dieses philosophische System jener ältesten Zeit kennen zu lernen, ist auch das was den Forscher jeder Zeit anzieht. Wir haben also hauptsächlich nur die Ausdrücke des Befehlen und Machen in die des Sein zu verwandeln, und die Wiederholungen wegzulassen, so erhalten wir das gesuchte Kompendium.

Zu unserm Zwecke hebe ich hier blofs diejenigen Artikel aus, von welchen die Menschen auf den verschiednen Stufen der Kultur auch verschiedne Ansichten haben; und übergehe also namentlich fast alle Gegenstände des dritten, des fünften, und sechsten Tages, den Unterschied zwischen Meer und festem Lande, das Dasein der Pflanzen mit Samen, und der Thiere mit Zeugungskraft. — Zuförderst die Dogmen, welche wir aus den ersten Versen bereits gezogen haben:

Es ist ein *Gott*, der die Dinge so gemacht hat, wie sie itzt sind.

Alle Dinge bestehn aus *Erde* und *Wasser*.

Der *Wind* ist der Hauch Gottes; und das *Licht* ist eine blofse Eigenschaft der Dinge.

Anmerk. Wir haben also hier nur *zwei Elemente.* Von den spätern vier war die *Luft* natürlich blofs als Wind ein Gegenstand der Bemerkung; und das *Feuer* konnte, da man sich Licht und Wärme als blofse Eigenschaften desselben dachte, eben so wenig, als z. B. Rauch, Nebel, Staub, ein eignes Grundwesen konstituiren.

V. 6 — 8. *Erzählung.*

Und Gott sprach: Es werde eine *Veste* zwischen den Wassern; und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste, und scheidete das Wasser *unter* der Veste, von dem Wasser *über* der Veste. Und es geschah also. Und Gott nennete die Veste *Himmel.*

Dogmatischer Inhalt.

Erde und Meer bilden eine grofse Fläche, über welcher in einiger Höhe eine andre Fläche von ganz fester Natur, *der Himmel*, ausgespannt ist. Ueber diesem ist eine eben so unendliche Menge Wasser, wie unten auf Erden; und der Himmel ist blofs da, damit das obere Wasser nicht *auf einmal* herunterfalle, sondern nach und nach, als Regen, herabkomme.

Anmerk. Diesen von Zeit zu Zeit herabzusendenden Regen behielt sich denn, wie sich von selbst versteht, und auch aus andern Stellen erhellt, die Gottheit vor.

V. 14 — 17. *Erzählung.*

Und Gott sprach: Es werden *Lichter* an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, u. s. w. Und Gott machte zwei grofse Lichter: ein gröfseres das den Tag regiere, und ein kleineres das die Nacht regiere; dazu auch Sterne. Und Gott *setzte sie an die Veste des Himmels* dafs sie schienen auf Erden.

Dogmatischer Inhalt.

Sonne, Mond und Sterne, sind an dem ausgespannten

Himmel, folglich *unter* dem oberen Gewässer, angebracht.

V. 26, 27. *Erzählung.*

Und Gott sprach: Lasset uns *Menschen* machen, ein Bild das uns gleich sei; die da herschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, uud über alles Gewürm das auf Erden kreucht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und Fräulein.

Dogmatischer Inhalt.

1. Gott sieht aus wie ein Mensch.
2. Die ganze sogenannte niedere Schöpfung ist des Menschen wegen da. Der Mensch ist *Herr* von allem was auf der Erde und unter dem Himmel ist, aber nicht von dem was an und über dem Himmel ist.

Anmerk. Die Vorstellnng vom Ebenbilde Gottes ist ein merkwürdiges Beispiel, wie der Mensch eine blofs aus sich geschöpfte Idee, als eine ihm von aufsen gewordne historische Notiz betrachten und so weiter darauf bauen kann. Ein vernünftiges handelndes Wesen kann sich der Mensch nicht anders als in menschlicher Gestalt denken. Die Gottheit denkt er sich also nothwendig auch so: nur idealisirt, erhabner, furchtbarer. So schwebt ihm nun ihre Gestalt lebhaft vor; und der Weise, der einen Gegenstand seines Nachdenkens daraus macht, entdeckt gleichsam, und zwar zu seiner grofsen Freude, dafs von allen lebenden Wesen, der Mensch allein *Gott ähnlich* sei. Der mythische Gebrauch den er davon macht, liegt vor unsern Augen; und der moralische bietet sich von selbst dar.

V. 31. *Erzählung.*

Und Gott sah an alles was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.

Dogmatischer Inhalt.

Alles was ist, ist ursprünglich und im ganzen *vollkommen gut.*

Nachdem wir nun mit dem Inhalte dieses Theils der Mosaischen Urgeschichte fertig sind, so verdient, wie bei allen ältesten Monumenten, auch die Behandlung und dichterische Erfindung einige Rücksicht. Ich habe zwar schon gesagt, dafs diese von geringerem Werthe als in den folgenden Mythen ist; ja es ist eigentlich gar nichts da das den Namen der Erfindung verdiente, als die Zeitfolge der einzelen Schöpfungen. Aber nicht sowohl um die Kunst darin darzuthun, mufs ich davon sprechen, als vielmehr um sie von dem entgegengesetzten Vorwurf zu retten. Bekantlich ist nehmlich die ganze Schöpfung unter die sechs Tage so vertheilt: Am ersten, das Licht; am zweiten, das Firmament; am dritten, erstens die Trennung von Meer und Land, zweitens die Schöpfung des Pflanzenreichs; am vierten, die Himmelskörper; am fünften, Fische und Vögel; am sechsten, die Landthiere nebst dem Menschen. Hier fällt es sehr auf, das Fische und Vögel, von dem übrigen Thierreich getrennt, einem besondern Tage zugetheilt werden, während das gesamte Pflanzenreich gleichsam nur beiläufig erschaffen wird; und besonders auch, dafs die Pflanzen so früh, und Sonne, Mond und Sterne erst nach denselben am vierten Tage entstehn, worin sogar etwas widersinniges zu liegen scheint. Wer ehedem solche Zweifel zu beantworten hatte, suchte die physischen Gründe, warum die Dinge so aufeinander folgen mufsten; itzt bedarf es wol kaum einer Erinnerung dafs wir blofs poetische Gründe suchen müssen: denn jedes älteste Buch ist Poesie.

Hier darf ich es nicht verschweigen, dafs das Verdienst den poetischen Zusammenhang der Schöpfungsgeschichte gefunden und entwickelt zu haben, einzig *Herdern* gehört. Die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" ist nicht das beste Werk dieses geistvollen Mannes, der zuweilen, besonders in seinen frühern Schriften eine Richtung nahm, in welcher ihm der ruhige Forscher

nicht folgen konnte. Hiezu kommt freilich, dafs er, als der erste auf diesem Wege, damals noch nicht so unbefangen verfahren konnte, wie wir. Er steht noch vor unserer Urkunde, nicht wie der Freund des Schönen und Wahren vor dem anspruchlosen Kunstwerk eines Sohnes der Natur; sondern verloren und hingerissen wie vor den Pforten der ewigen Weisheit. — Nur bei dem, was er über die vorliegende Aufgabe sagt, erhält man die Befriedigung die man von dem echt-gelehrten Kenner des Geistes orientalischer Poesie erwarten konnte. Und ich glaube mir ein Verdienst um meine Leser zu erwerben, wenn ich seine Gedanken, befreit von manchem was sie dort in ein ungünstiges Licht stellt, und mit einigen Modifikationen des einzelen, vortrage.

Der Geist aller Orientalischen Poesie ist *Symmetrie.* Selbst die richtigere Ansicht der Dinge mufs, sowie bei uns zuweilen dem Wohlklang und Metrum, so dort der Symmetrie der einzelen Theile, eines Gedankens oder einer Darstellung, weichen. Wer erinnert sich nicht poetischer Stellen aus der Bibel, wo ein Satz ängstlich in zwei, oft fast ganz gleich bedeutende Hälften getheilt wird, blofs um diese dem orientalischen Ohre so wohlthätige Symmetrie zu bewirken? Man belächle dieses Streben nicht zu voreilig. Das Wohlgefallen an einem symmetrischen Ganzen liegt in der menschlichen Natur. Wenn der Morgenländer noch mehr Sinn dafür hat; wenn eine Belehrung durch eine diesem Sinne schmeichelnde Form leichter Eingang findet, sich dem Gedächtnifs besser einverleibt: soll der Lehrer seiner Nation, der Dichter, sie nicht nutzen?

Aus diesem Gesichtspunkt sehe man nun die Schöpfungsgeschichte an. Man theile sie in zwei Hälften, so umfafst die erstere die ganze *todte* Schöpfung, und die andre die *lebende.* Die am Boden gefesselte Pflanze konnte nicht zur letztern gerechnet werden; sie gehörte also in die erstere Hälfte. Hingegen die zu wohlthätigen Zwecken in höheren Räumen sich bewegenden, von allen andern Nationen als göttliche Wesen verehrten, *Himmelskörper* behaupten nun mit allem Rechte den ersten Rang in der zweiten Schöpfung, die bestimmt ist die erstere zu be-

leben. Aber auch jede Hälfte in sich selbst bietet ein symmetrisches Ganzes, ein harmonisches Dreieck, dar. Man stelle obenan den *Ersten Tag*, der durch das *Licht* das Ganze aus der Finsternifs hebt; so hat man unter demselben, als Basis des Dreiecks, die beiden grofsen *Absonderungen* des zweiten und dritten Tages: links, die Absonderung des *Himmels* und seiner Gewässer von dem Gewässer der Erde; rechts, die Absonderung des *Landes* vom Meere. Nun sieht man deutlich, dafs die Hervorbringung des Pflanzenreichs ein wesentlicher Theil des dritten Tagewerks ist; nicht das kahle Land, sondern den durch seinen grünen Teppich und durch seine Früchte zum Wohnsitz lebender Geschöpfe bestimmten Boden sollte dieser Tag hervorbringen. Das Dreieck der *zweiten Hälfte* steht in genauer Beziehung mit dem erstern; es deckt jenes. Der *vierte* Tag bezieht sich auf den *ersten*, der *fünfte* auf den *zweiten*, der *sechste* auf den *dritten*. Der Erste schuf das allgemeine aber *todte Licht*, der Vierte die lebendigen *Lichter*; der Zweite schuf die noch todte Scene des *Himmels und der Gewässer*, der Fünfte belebt die Wolken und Fluten durch *Vögel und Fische*; der Dritte schuf das *Land*, der Sechste gibt ihm seine Bewohner *die Landthiere und den Menschen*. Der unbefangne Beurtheiler wird eingestehn müssen, dafs alle diese Verhältnisse und Beziehungen nicht blofs scharfsinnig in die Mosaische Darstellung *gelegt*, sondern scharfsinnig darin *gefunden sind;* dafs sie wirklich darin liegen. Ein Spiel des Zufalls kann so etwas nicht sein; es ist also Plan des Dichters; es ist die Erfindung, die wir suchten.

Der *Ruhetag* folgt auf die sechs Schöpfungstage als der *siebente*, und so erhält das Ganze in den Augen des Orientalers durch diese ihm heilige Zahl den letzten Zug der Vollkommenheit. Ein Dichter der die ästhetischen Bedürfnisse seiner Nation so sehr im Auge behält, ist nun kein planloser Erzähler mehr. Er bedarf es auch nicht, dafs wir mit Herdern noch weiter gehn: unter das Dreieck der drei ersten Tage, das zweite Dreieck setzen, und die Figur ganz unten wieder durch den Ruhetag schlie-

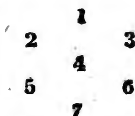
ſsen. So entsteht freilich *) sehr ungezwungen jenes berühmte aus sechs gleichwinkligen Triangeln zusammengesetzte *Sechseck*; aber da aus der Symmetrie des Ganzen, und der Zahl Sieben, von selbst erwächst: so braucht es nicht in der Seele des Dichters gelegen zu haben; und wir, wie gesagt, brauchen es nicht um das Schönheitsgefühl des Dichters zu sichern.

Anziehender ist uns der Schluſs des Schöpfungs-Mythos durch den *Ruhetag*, von der moralischen Seite. Dieser letzte Zug gehört mit der gleichfalls moralischen Mythologie der folgenden Kapitel zu einerlei Gattung. Die Fabel trägt darin nicht, wie in der bloſs physischen Schöpfungsgeschichte, die Sätze so vor, daſs sie bloſs sagte, Gott habe dies und jenes in der Welt so eingerichtet oder befohlen; sondern sie gibt Ursachen an: zwar freilich keine philosophisch-wahre, die aber auf jenes kindliche Alter besser wirken, und deren Erfindung auch uns also ergetzen kann.

Daſs die Feier des *Sabbats* ein höchst ehrwürdiges menschliches Gesetz war, bedarf nicht auseinander gesetzt zu werden; wie edel ist also nicht der Gedanke, sie durch das Beispiel der Gottheit zu heiligen! und wie glücklich die Erfindung, dies mit dem Schöpfungs-Mythos so schön zu verbinden! Freilich enthält der Gedanke, Gott habe geruht, einen eingeschränkten Begriff von der Gottheit. Aber man hüte sich ja, diesen durch exegetische Künste entfernen zu wollen. Was sollen einem kindlichen Volke die Unendlichkeits- und Vollkommenheitsbegriffe, welche nur dienen, die Gottheit seinem Herzen fremder zu machen? Gott ist dem Menschen *ähnlich;* sei er es auch hierin! Der Dichter läſst seine Gottheit der

---

*)



Die sechs Triangel erwachsen aus 1 4 2, 2 4 5, und so in der Reihe herum bis zu 1 4 3: so daſs immer der Punkt 4 eine Spitze jedes dieser Dreiecke ist.

Ruhe bedürfen; aber thut er nicht alles für die Gröfse derselben, wenn er dies Bedürfnifs erst nach Erschaffung einer grofsen und kunstreichen Welt entstehen läfst? So ist die Gottheit dem Menschen überschwenglich ungleich, aber ganz ähnlich; Ursach genug für ein natürliches Volk, seinen Gott demüthig zu bewundern und — kindlich zu lieben!

Ehe ich den Schöpfungsmythos verlasse, mufs ich noch einen Nebenzug desselben berühren, auf welchen schon andre aufmerksam gemacht haben. Dies ist der Umstand, dafs, wenn Gott am sechsten Tage, nach vollendeter Schöpfung, die eben geschaffnen Menschen gleichsam in den Besitz der Erde einführt und ihnen ihre Nahrung anweist, er zu diesem letzten Zweck durchaus blofs das Pflanzenreich nennt, ja sogar auch das gesamte Thierreich auf diese Gattung der Nahrung beschränkt *). Ich glaube es liegt am Tage, dafs wir also hier, Bruchstücke wenigstens, aus den heiligen Mythen eines Volkes und einer Religionssekte haben, die den Genufs der Fleischspeisen verabscheute, und das Verbot derselben durch eine heilige Tradition von der ersten Anordnung des Schöpfers, und von einer goldnen Zeit wo selbst die Thiere einander nicht verfolgten, zu erhärten suchte. Nicht aber bei den Hebräern galt diese Lehre, sondern, und zwar von uralter Zeit her, im südlichern Asien, wo sie noch itzt von einem grofsen Theile der Einwohner beobachtet wird. Von dorther aber kamen (wie ich in meiner Aeltesten Erdkunde zu zeigen mich bemüht habe) die Vorfahren des Hebräischen Volkes; von dort haben sie diese ältesten mythischen Ueberlieferungen mitgebracht; und von dort haben sich auch einzele Züge dieser Schilderung des goldnen Alters in den Mythologieen noch weiter westlich wohnender Nationen erhalten. Dafs der Genufs thieri-

*) „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei *Kraut* das sich besaamet, auf der ganzen Erde, und allerlei *fruchtbare Bäume*, und Bäume die sich besaamen, zu eurer Speise; und allem Thier auf Erden, und allen Vögeln unter dem Himmel, und allem Gewürm das da lebet auf Erden, dafs sie allerlei *grün Kraut* essen."

scher Speisen eine Hauptursache aller der Leidenschaften sei, die den Menschen so vielfach zum Thiere herabwürdigen, scheint mir ein Gedanke, der sich früh einem denkenden Menschen darbieten mufste; aber nirgend konnte freilich diese Lehre leichter praktisch werden, als unter einem Himmelstrich, wo es nur mäfsiger Anstrengung bedarf, um der Erde den nöthigen Unterhalt abzugewinnen. Auf dem Wege der Völkerverbreitung von dort nach unsern Landen, mehrten sich die Schwierigkeiten dies Verbot zu halten; und so erfuhr es schon auf halbem Wege eine grofse Einschränkung. Die Gesetzgeber beschränkten die animalische Nahrung nur auf gewisse Gattungen, und schlossen insbesondre solche Thiere davon aus, in welchen sich die thierische Natur am sichtbarsten und verächtlichsten äufserte.

Im zweiten Kapitel der Genesis, schliefst sich an den Schöpfungsmythos die mythologische Urgeschichte des Menschengeschlechts durch einen Uebergang an, der mehre exegetische Schwierigkeiten hat, welche auf eine befriedigende Art zu lösen ich nicht übernehme. Nur soviel geht aus den im obigen berührten Kennzeichen (S. 124 f.) hervor, dafs mit dem vierten Vers die Erzählung eines andern Verfassers anhebt, der die Urgeschichte des Menschen abermals mit dessen Schöpfung beginnt, und hiebei von dem Erzähler im ersten Kapitel besonders darin abweicht, dafs Gott hier erst Einen Menschen allein erschafft, und, wie der Zusammenhang deutlich zeigt, erst nach geraumer Zwischenzeit, diesem das Weib zugesellt: wie dies alles von Kritikern und Exegeten schon längst bemerkt, und sowohl vernünftig als unvernünftig besprochen worden. Das einzige für meinen gegenwärtigen Zweck bemerkenswerthe ist ein kleiner Zusatz zu dem kurzen Lehrbegriff ältester Zeiten über die Natur der Dinge, den wir oben (S. 130 folgg.) aus der Schöpfungsgeschichte gezogen haben *).

---

*) Ihn dort der Vollständigkeit wegen zu anticipiren, war nicht rathsam; denn da die Verschiedenheit der Verfasser so ziemlich erhellt, so ist es denkbar, dafs wir hier Vorstellungen aus verschiedenen Zeiten vor uns haben.

V. 7. *Erzählung.*

Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenklofs, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase; und also war der Mensch eine lebendige Seele.

Dogmatischer Inhalt.

Des Menschen *Odem* ist seine *Seele*; und diese Seele ist ein Theil oder Ausflufs der göttlichen Seele.

Anmerk. Man mufs nicht denken, dafs jenes Zeitalter bei dieser Identität des Odems und der Seele einen bestimmten Begriff gehabt habe; noch weniger, dafs diese Verwechslung dem vor uns liegenden Alterthum allein eigen sei. Die Alterthümer aller Sprachen zeigen, dafs die Menschen in den ältesten Zeiten durchaus nicht im Stande waren, die Begriffe: *Luft*, *Wind*, *Hauch*, *Odem*, *Geist*, *Seele*, *Leben*, von einander zu trennen. Auch die schöne Idee, welche einen so erhabenen Gebrauch gestattet, dafs die menschliche Seele ein Theil des göttlichen Hauches sei, finden wir in den Dichtungen anderer Nationen bis auf sehr junge Zeiten fortgepflanzt, wie sich jedermann aus dem Horaz erinnern wird, der die Seele *divinae particulam aurae* nennt.

Ich wende mich nun zu der folgenden Dichtung vom Paradiese oder vom Sündenfall, mit Uebergehung oder doch nur kurzer Berührung alles dessen was ich über die Lage und die Verhältnisse des sogenannten Paradieses bereits in meiner Aeltesten Erdkunde vorgetragen habe.

Diese Dichtung ist allerdings weit glücklicher in der Erfindung und weit angenehmer in der Ausführung, als der Schöpfungs-Mythos. Ich rechne sie ohne Bedenken zu den lieblichsten Blumen alter Dichtkunst: und wenn sie in dieser Eigenschaft nicht den gehörigen Grad allgemeiner Bewundrung erlangt, so liegt dies zwar einestheils wol an der allzufrühen Bekantschaft die wir damit zu machen pflegen; gewifs aber auch und vielleicht am meisten an der Einkleidung in Worte, die den übrigen Schön-

heiten so wenig entspricht, und sie durch Weitschweifigkeit und Wiederholungen (von ganz andrer Art als die Homerischen) so oft verdunkelt. Aber eben dieses Abstechen des Vortrags gegen den innern Gehalt der Fabel macht mir meine (am angeführten Orte) vorgetragene Vermuthung noch wahrscheinlicher: nehmlich, daſs diese ganze Dichtung dem Volke in dessen Büchern wir sie finden, nicht angehöre, sondern aus dessen frühern Sitzen, aus dem südlichen Asien, aus jenem *Indien* mitgebracht sei, von dessen so sehr früher ästhetischen Ausbildung wir so viele sprechende Beweise haben.

Um die Schönheit der Dichtung, selbst schon für den ersten Anblick, fühlbarer zu machen, will ich dem was ich darüber zu sagen habe, den ganzen Mythos, etwas zusammengezogen, und alles weder zum Inhalt noch zum dichterischen Vortrag gehörigen Wortreichthums entledigt, vorausschicken *).

„Nachdem Gott den Menschen gemacht hatte, pflanzte er zu dessen Aufenthalt einen Garten in Eden. Diesen wässerte ein Fluſs, der sich dann auſserhalb in die vier groſsen Hauptströme theilte, die durch unsre Lande flieſsen. In dem Garten selbst standen allerlei liebliche und fruchttragende Bäume, und unter diesen auch der *Baum des Lebens* und der *Baum der Erkenntniſs des Guten und Bösen.* Gott führte nun den Menschen in den Garten und befahl ihm denselben zu bauen und zu bewahren. Dabei hieſs er ihn aller Früchte darin genieſsen; nur von dem Baume der Erkenntniſs verbot er ihm zu essen: sonst würde er sterben. Zu seiner Gesellschaft schuf

*) Eine genaue Vergleichung mit dem biblischen Text wird jedem, der aufgelegt ist sie anzustellen, zeigen, daſs ich in der folgenden Darstellung bloſs gesucht habe, das was theils durch Asiatische Ueberfülle, theils durch Einfachheit der alten Sprachen, dem gewöhnlichen Leser den wahren Sinn hie und da verhüllt, unsrer Vorstellungs- und Sprechart näher zu bringen; nicht aber die Erzählung gleich so einzurichten, daſs das was ich nachher zur gnauern Erklärung beibringen werde, desto leichter daraus folge. Ich gebe einen höchst getreuen auf Grammatik und einfache Logik gebauten Auszug.

Gott das *Weib* *); und diese beiden lebten nun in Unschuld: und obgleich sie nackt waren, schämten sie sich nicht.

Es war aber die *Schlange* das klügste und listigste von allen Thieren. Diese sprach einst mit dem Weibe; und als sie hörte von dem Verbote des einen Baumes, sagte sie zum Weibe: Ihr werdet mit nichten sterben von dieser Frucht; sondern im Gegentheil ihr werdet sein wie Gott, und wissen was Gut und Böse ist; und eben, weil Gott dies weiſs, hat er euch diese Frucht verboten. Als dies das Weib hörte, widerstand sie dem Reiz der lieblichen Frucht nicht länger: sie aſs von der Frucht, und beredete auch ihren Mann dazu. Und sobald sie davon gegessen hatten, wurden ihre Augen aufgethan; sie bemerkten ihre Nacktheit, sie schämten sich, und machten sich Schürzen von Feigenblättern. Und am Abend hörten sie Gottes Stimme, der im Garten wandelte; da versteckten sie sich unter die Bäume. Allein auf Gottes rufen erschien der Mann, und sagte, er habe Gottes Stimme gehört, und sich versteckt, weil er nackt sei. Da sprach Gott zu ihm: Wer hat dir gesagt daſs du nackt bist? Gewiſs hast du vom Baume der Erkenntniſs gegessen! Der Mann schob nun die Schuld auf sein Weib, und das Weib auf die Schlange.

Alsobald verfluchte Gott die *Schlange*, und sagte, sie solle von nun an auf dem Bauche kriechen und Erde essen; und es solle Feindschaft sein zwischen der Schlange und dem Weibe, und zwischen ihren beiderseitigen Nachkommen. Die Menschen würden der Schlange auf den Kopf treten, und die Schlange den Menschen in den Fuſs stechen. — Die Strafe des *Weibes* war, daſs sie Schmerzen bei der Geburt haben, und ihr Wille dem Willen des Mannes unterworfen sein solle. — Zur Strafe des *Mannes*, verfluchte Gott das Feld, welches jenen nähren sollte, daſs es Unkraut und Disteln trage, und er nur mit Mühseligkeit und vielem Schweiſse sich davon nähren

*) Warum ich die Erzählung von der Schöpfung des Weibes hier auslasse, wird weiter unten erhellen.

könne, bis er sterbe und wieder zur Erde werde, aus welcher er gemacht worden.

Gott machte hierauf den Menschen Röcke von Fellen; und indem er bedachte, dafs der Mensch nun wirklich darin, dafs er wisse was Gut und Böse ist, Gott gleich geworden sei: so besorgte er nur, dafs er auch noch von dem Baume des Lebens essen und unsterblich werden möge. Er vertrieb ihn daher aus dem Garten Edens, und setzte Cherubim mit flammendem Schwerte davor, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen."

Damit der Sinn dieses Mythos vollkommen gefafst, und so von dem Werthe der Erfindung geurtheilt werden könne, mufs ich einige Gesichtspunkte desselben berühren, die nicht jedermann geläufig sind. Zuförderst liegt in demselben die im ganzen Alten Testament so oft vorkommende *Eifersucht der Gottheit* zum Grunde. Dieser Begriff ist vielleicht dem ganzen Alterthum gemein; aber er hat mehre Beziehungen, und bei den verschiedenen Nationen auch einen verschiedenen Anstrich. In *der* Theologie wozu unser Mythos gehört, lag er ungefehr in folgendem Grundsatz. Gott ist zwar durchaus gütig, und hat den Menschen gemacht damit er glücklich sei; aber er wollte sich keinesweges einen Nebenbuhler seiner Vollkommenheit in demselben erschaffen. In den Mitteln dieses zu verhindern, erscheint freilich hier die Gottheit schwach und klein; allein ein lehrender Dichter hat bei der Wahl seiner Symbole weniger die philosophische Wahrheit als das Fassungsvermögen eines sinnlichen Volkes vor Augen.

Die beiden Haupteigenschaften worein der einfache Mensch die göttliche Vollkommenheit setzt, sind *Weisheit* und *Unsterblichkeit*. Wer diese beiden vereinigte, wäre ein Gott. Ein Wesen hingegen, das zwar weise und klug wäre, aber dem Tode unterworfen; oder unsterblich, aber ohne Klugheit: auf dieses würde Gott ohne Eifersucht blicken, es lieben und beseligen können. Jene beiden Eigenschaften nun sind es welche der Mythos durch das Symbol der *beiden Bäume* andeutet. In der Frucht vom Baume des Lebens liegt ein Begriff wie in der Ambrosia

der Griechen; ihr fortdauernder Genuſs entfernte die Möglichkeit des Todes. In der Erkenntniſs des Guten und Bösen, das heiſst in der Kunst beides sicher zu unterscheiden, liegt das Wesen der Weisheit — oder, was jenen Zeiten ganz gleichbedeutend ist, der Klugheit. Wollte sich Gott keinen Nebenbuhler im Menschen erziehen, so muſste er verhindern daſs dieser nicht durch den Genuſs *beider Bäume* beide göttliche Eigenschaften zusammen bekam. Der Baum des Lebens, wie man deutlich sieht, war anfangs nicht verboten, eben darum stand der Tod auf dem Genusse des Baumes der Weisheit. Diese Drohung ward erfüllt. Denn sobald der Mensch die verbotene Frucht genossen hatte, verwehrte ihm Gott den ferneren Genuſs der Lebensfrucht, und unterwarf ihn dadurch dem Tode. Also konnte der Mensch unsterblich sein, aber ohne Kenntniſs; und umgekehrt: klug, aber sterblich *).

---

*) Um ganz insbesondere zu zeigen, daſs ich meine obige Darstellung des Mythos nicht zu dieser Idee eingerichtet habe, darf ich nur folgende Stelle vom Schlusse derselben wörtlich hersetzen. „Und Gott der Herr sprach: Siehe, Adam ist geworden als unser „einer, und weiſs was gut und böse ist. Nun aber, daſs er nicht „ausstrecke seine Hand, und breche *auch* von dem Baume des Le„bens, und esse, und lebe ewiglich: Da lieſs ihn Gott aus dem „Garten Edens u. s. w." — Man könnte aus diesen Worten schlieſsen, daſs also der Mensch bei der Ausstoſsung noch nicht von der Lebensfrucht gegessen; und nun fragen: wie es denn geworden wäre *wenn* er schon davon gegessen gehabt hätte, und ob nicht alsdann, nach meiner Annahme, der Zweck der Gottheit verfehlt worden, folglich, da man nicht sieht wie sie dies verhindern wollte, der Mythos schlecht erfunden wäre. Dieser Einwurf würde voraussetzen, daſs der einmalige Genuſs der Lebensfrucht gleich unsterblich machte, so wie der von der Weisheitsfrucht auf immer klug. Aber ganz ein anderes ist es in dieser Rücksicht mit dem Leben, und ein anderes mit der Wissenschaft. Wem Einmal die Augen aufgethan sind, der weiſs das was er nun einsieht, auf immer, und baut sogar darauf noch weiter fort; wer aber einmal lebt, lebt darum nicht ewig. Ich habe also im obigen nicht ohne Grund vorausgesetzt, daſs nur der *fortdaurende* Genuſs der Lebensfrucht die Unsterblichkeit gewährte. — Man könnte freilich auch so wieder dies und das noch fragen; aber dann würde man ver-

Ein zweiter Grund worauf diese Fabel ruht, ist der Hafs den alle auf einem niedern Grade der Kultur stehende Menschen gegen das Streben nach gröfserer Kenntnifs haben, welches sie unter dem Begriffe des *Vorwitzes* und der *Ueberklugheit* verdammen. Sie wollen, dafs man mit den Einsichten die dem Menschen bis dahin zu theil geworden, zufrieden sein, und nicht trachten solle mehreres zu erklügeln. Darum wird gedichtet, der Mensch sei am glücklichsten, sei, nach unserer Art zu reden ein Halbgott, sei unsterblich gewesen, als er noch ohne alle Kenntnifs war. Unser Mythos weifs die Moral noch mehr hinein zu verflechten, indem er die Weisheit oder Wissenschaft als ein „Wissen was Gut und Böse ist" charakterisirt, und dann zu verstehen gibt, dafs wer das Böse nicht kenne, auch nichts böses, als solches, thue; folglich kein Unrecht thue, sondern in kindlicher Unbefangenheit sein Leben hinbringe. Freilich verliert so die Unschuld in unsern Augen ihren Werth: aber dies ist kein Begriff für jenes Zeitalter. — Dennoch war der Weise eben dieses Zeitalters kein gemeiner Mensch, der diese Bemerkung machte, und jenen Zustand in den Worten:

„sie waren beide *nackt*, und *schämeten* sich *nicht*,"

so wahr und naiv schilderte.

Fast zu wahr, möchte man sagen, für einen Dichter jener Zeit! Denn freilich, die *Scham*, eine Empfindung, die selbst den Thieren nicht ganz fremd zu sein scheint, so deutlich für eine blofs konventionelle Tugend zu erklären: ist dies nicht eine zu feine Philosophie? Ich habe eigentlich hierauf weiter nichts zu antworten, als dafs der Satz, sei er so fein bemerkt als man wolle, nach meiner unbefangnen Einsicht klar und deutlich da steht. So lange der Mensch ganz unschuldig war, war er nackt ohne sich zu schämen, und ohne dafs auch die Gottheit etwas dagegen gehabt hätte. Die Sache ist also an und für sich nicht böse. Sobald ihm aber durch den Genufs der Weisheits-

---

gessen, dafs man eine Allegorie vor sich hat, und dafs jede Allegorie — ein Gleichnifs ist.

heitsfrucht die Augen aufgethan sind, da bemerkt er seine Nacktheit, d. h. da wird er erst aufmerksam darauf, schämt sich, und wird auch von Gott durch die Zutheilung der Röcke in dieser Empfindung bestärkt. Also ist die Blöfse nun wirklich etwas Unziemliches, wird es aber erst dadurch, dafs der Mensch nun klug ist, d. h. mancherlei ihm vorher fremde Begriffe hat und diese untereinander kombiniren kann. Dies alles, sage ich, liegt deutlich in den Worten selbst, so wenig ihrer sind. Etwas neues hinzuzufügen, und z. B. mit den Rabbinen zu behaupten, dafs nun erst der Begattungstrieb in den Menschen erwacht sei, oder gar an das *omne animal post coitum triste* zu denken, ziemt dem nüchternen Forscher nicht. Wenn so etwas wäre, so würde unser einfacher Dichter es unverhohlen gesagt haben. — Soll ich aber noch etwas hinzusetzen was die Sache wenigstens durch Analogie bestätigt, so erinnere ich an das Alterthum der Indischen Fakire, der den Griechen schon bekanten, also gewifs aus weit höherm Alter sich herschreibenden Gymnosophisten. Bei der öffentlichen und zwar vollständigen Nacktheit dieser als heilig verehrten Männer, die einen Theil ihrer Heiligkeit in diese Nacktheit setzen, kann unmöglich ein anderer Satz zum Grunde liegen, als der unsrige: dafs Blöfse nur durch gewisse vom Menschen erst damit verbundene Begriffe unziemlich werde.

Der Verfolg des Mythos ist in einen eigentlichen Apolog in echt orientalischem Geschmack eingekleidet. Wie konnte der unschuldige und unwissende Mensch auch nur auf den Gedanken kommen, dem Verbot zu widerstreben? Dies würde Verdacht, und also einen Grad von Klugheit voraussetzen. Der Mythograph mufs also für einen bösen Rathgeber sorgen. Er mufs die Bosheit personificiren. Vertraut mit der Vorstellungsart des, in Indien einheimischen, Apologs, der die Thiere redend einführt, wählt er dazu die *Schlange*, die von jeher wegen ihres Schleichens, ihrer Krümmungen, und ihres Giftes, für ein kluges und boshaftes Thier galt; wie dies am deutlichsten und vollständigsten aus dem bekanten biblischen Spruche erhellt: Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die

Tauben. Nichts kann einem Schlangenbisse ähnlicher sein, als der Rath den diese hier ertheilt: er ist hinterlistig angebracht und ist tödtlich. — Nach unsern Begriffen fällt nun zwar wieder alle Schuld vom Menschen ganz weg. Wie kann die Gottheit den Menschen, der noch nicht unterscheiden kann was Gut und Böse ist, dafür bestrafen, daſs er dem Rath der Schlange eben so willig folgte, als vorher dem Befehl der Gottheit? So würden wir freilich fragen; aber so fragt das *gesamte* Alterthum nicht, wenn von Gott und göttlicher Vergeltung die Rede ist. Das Verbrechen ist dem Griechen sowohl, als dem Hebräer und dem Indier, gleichsam ein physisches Ereigniſs, das also auch physische, d. h. unabänderliche, Folgen hat. Ein Grundsatz, den der Moralist zuweilen in Versuchung geräth auch in irdischen Verhältnissen festgesetzt zu wünschen.

Der Ausgang der Fabel endlich ist im Geiste derjenigen Apologe, welche Vorfälle zwischen Thieren und Menschen der ältesten Zeit erdichten, um gewisse bekante Naturerscheinungen, Verhältnisse und Eigenschaften von Thieren u. d. gl., als Folgen derselben darzustellen. So z. B. die alten Fabeln vom Pferde, das im Kampfe mit dem Hirsch den Menschen zum Helfer annimt, und seitdem immer in der Gewalt des Reuters bleibt; von der Schwalbe, welche die übrigen Vögel vor der Gefahr warnt die ihnen von dem gesäeten Lein bevorsteht, und die von ihnen verlacht, sich zu des Menschen Wohnung zurückzieht, wo sie nun allein verschont bleibt, während die andern durch des Vogelstellers Netze Freiheit und Leben verlieren; und andre mehr. Selbst in die griechische Mythologie sind einige solche Dichtungen verwebt, wie die vom geschwätzigen Raben, der dem Apollon die Untreue einer geliebten Nymphe meldet, und, da er bis dahin weiſs war, zum Botenlohn das traurige Gefieder erhält das ihn noch bedeckt. Eine andre will ich umständlicher anführen, da sie wenig bekant ist, ein sichtbares orientalisches Gepräge trägt, und mit der vor uns liegenden in vielen Stücken übereinkömmt; besonders auch darin, daſs beide an die mythologische Urgeschichte des

Menschengeschlechts sich anschliefsen *). Als Prometheus, den Menschen zum besten, das Feuer entwandt hatte, waren diese so undankbar, dafs sie selbst ihn beim Zeus verriethen. Zeus belohnte den Verrath durch eine Arznei gegen die Nachtheile des Alters. Statt dies kostbare Geschenk nicht aus den Händen zu lassen, vertrauten die Menschen es dem Rücken des Esels an, und liefsen diesen ruhig vorwärts traben. Es war Sommerzeit. Ueberwältigt vom Durst, näherte sich der Esel einer Quelle; allein eine Schlange verwehrte ihm den Trunk. Das lechzende Thier bat aufs dringendste. Die kluge Schlange, die den Werth der Bürde des Esels kannte, verlangte diese zum Preis; und erhielt sie. Doch zur Strafe für ihre Hinterlist, fuhr auch des Esels *Durst* in sie. Indefs haben nun bis auf den heutigen Tag die Schlangen den Vortheil, durch Abwerfung ihres Balges sich jährlich zu verjüngen, während die Menschen unter den Lasten des Alters erliegen, und noch aufserdem die boshafte Schlange ihnen, wo sie kann, durch ihren giftigen Bifs ihren *Durst* mittheilt. Die Fabel hat nehmlich besonders eine im Orient häufige Schlangen-Gattung, von den Griechen *Dipsas* genannt, im Sinne, deren Bifs einen unlöschbaren Durst erregt.

Es ist einleuchtend, dafs die Mosaische Fabel vom Sündenfall, besonders der Ausgang derselben, mit den angeführten Apologen ganz in einerlei Gattung gehört. Die Lebensart der Schlangen, das feindliche Verhältnifs zwischen ihnen und dem Saamen oder den Nachkommen des Weibes, d. h., wie es vernünftige Erklärer längst gefafst haben, den Menschen (die das giftige Thier wo sie es erblicken, durch Zerquetschung des Kopfes zu tödten suchen); die Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens, wovon sowohl der Mann als das Weib jedes sein Theil

*) Dafs die Fabel *alt* ist, dafür bürgt der Umstand dafs schon Sophokles in einem verlornen Schauspiel Gebrauch davon machte, woraus sie der Scholiast des Nikander (*ad Ther. v.* 343) anführt; dessen Erzählung ich daher zum Grunde gelegt, und sie aus der angeführten Stelle des Nikander selbst und aus Aelian (*N. A.* 6, 51) ergänzt habe.

zu tragen hat; und endlich das häusliche Verhältnifs zwischen Mann und Weib, — alles wird mythisch begründet: und zwar mit Gewinnung des moralischen Nebenzweckes, dafs alle diese Dinge als unabänderliche Fügungen Gottes geschildert werden, denen man sich also geduldig unterwerfen mufs.

Endlich wird, wie ich gleichfalls in meiner Aeltesten Erdkunde gezeigt habe, dadurch dafs seit dem Sündenfall der Zugang zum Garten versagt ist, auch noch eine poetische Ursache angegeben, warum noch niemand zu den Quellen der grofsen Ströme Südasiens habe gelangen können. Denn über diese waren die ruhigen Bewohner der niedern Flufsgegenden eben so ungewifs, wie die Aegypter über die Quellen des Nils. — Eine Fabel die dergleichen Haupt- und Nebenzwecke so ungezwungen zu verbinden weifs, hat, schon von dieser Seite allein betrachtet, ein vorzügliches poetisches Verdienst.

Es könnte sogar scheinen als ob ich den Mythos in Absicht dieser Mannigfaltigkeit noch geschmälert hätte, indem ich in meiner obigen Erzählung die ihm beim Moses einverleibte Dichtung von der Erschaffung des Weibes und von Benennung der Thiere, ausgelassen habe. Allein ich befolgte hierin einen Grundsatz, welchen ich den Liebhabern dieses Zweiges alter Forschung in dem Aufsatze über die Pandora vorgelegt habe. Dies ist der, dafs wer Mythen mit einiger Zuverlässigkeit erklären will, sie vorher nothwendig isoliren mufs; weil wir keine jener uralten Dichtungen aus dem Munde des ersten Erfinders selbst haben, sondern unsre ältesten Quellen erst solche sind, welche die verschiedenen einzelen Mythen in einem historischen Zusammenhang geben. Dieses trifft aber nicht blofs die Mosaische Erzählung im ganzen; sondern jede einzele Urkunde, welche derselben nach unsrer obigen Bemerkung einverleibt ist, kann schon selbst ein Aggregat von Mythen sein. Jede Dichtung also, und jeder Theil einer uns vorkommenden gröfsern Dichtung, der sich ohne eine wesentliche Lücke zu verursachen und ohne selbst dadurch mangelhaft zu erscheinen, von dem gröfsern Ganzen trennen läfst, mufs besonders betrachtet werden. Und

oft wird man dadurch beide getrennte Theile an Rundung gewinnen, folglich der Idee des ersten Erfinders näher gebracht sehn; oft auch wird so der ursprüngliche Sinn eines Mythos nun erst einleuchtend werden.

In dem vorliegenden Falle wird wol nur der erstere Vortheil gewonnen. Die Dichtung vom Sündenfall wird runder durch Absonderung des Mythos von der Schöpfung des Weibes, der mir überdies, wenn ich mich in so etwas auf mein Gefühl verlassen darf, in einem andern Geiste verfafst, auf einem andern Boden gewachsen zu sein scheint. Hier ist er.

„Gott hatte anfangs den Mann allein geschaffen; aber er fand bald dafs es nicht gut sei, ihn so allein zu lassen, und beschlofs daher ihm eine Gesellschaft zu geben. Und Gott brachte alle Thiere des Feldes und alle Vögel unter dem Himmel vor den Menschen. Und der Mensch gab ihnen allen ihre Namen; aber es fand sich keines darunter das zu seiner Gesellschaft taugte. Da nahm Gott dem Menschen im Schlafe eine seiner Ribben, heilte die Stelle wieder zu, und bildete ein Weib aus der Ribbe. Diese brachte Gott zu dem Menschen, der sie sogleich für sein eigen Fleisch und Bein erkannte. Daher kommt die grofse Anhänglichkeit des Mannes an sein Weib, um die er selbst Vater und Mutter zu verlassen kein Bedenken trägt."

Gewifs keine übel erfundene Antwort auf die Frage, woher doch die Thiere ihre Namen erhalten hätten: der Mensch habe ihnen, als er vor Erschaffung des Weibes sich einen Umgang unter ihnen gesucht, und bei dieser Gelegenheit ihre Eigenschaften erkannt habe, diese Namen gegeben. Denn dafs so der Sinn des Dichters gefafst und in Verbindung gesetzt werden müsse, hat Teller deutlich gezeigt*). Dabei scheint die Idee zum

*) „In der Aeltesten Theodicee." — Eine exegetische Schwierigkeit habe ich, da sie im wesentlichen nichts ändert, oben umgangen. Gleich nach den Worten im Luther: *Ich will ihm eine Gehülfin* (welche weibliche Form übrigens nicht im Hebräischen liegt) *machen, die um ihn sei,* — heifst es nehmlich im Grundtext so: *Und Gott machte aus Erde allerlei Thiere.* Da nun die Schöpfung des Thierreichs oben schon in andern Zusammenhang er-

Grunde zu liegen, dafs alle Thiernamen von ihren Eigenschaften entlehnt seien. Da aber, so wahr auch dieser Satz ist, doch in allen Sprachen nur in den wenigsten Thiernamen ihre Abstammung sichtbar ist; so finde ich hier schon eine Spur von jenem, besonders die Hebräische Nation von jeher charakterisirenden, Hange die Namen zu deuteln, und zugleich von der verschiedenen, spätern Entstehung, oder doch Ausschmückung, dieses kleinern Mythos; da mir in dem gröfsern, dem er itzt einverleibt ist, ein edlerer Geist zu herschen scheint.

An der Idee, die Anhänglichkeit des Mannes an sein Weib dadurch zu erklären, dafs das erste Weib aus einem Gliede des ersten Mannes gemacht worden, sieht man deutlich dafs die ersten Erfinder solcher Dichtungen selbst nicht wörtlich verstanden sein wollten. Denn von welcher, auch nur denkbaren, Wirkung konnte dies für die folgenden Generationen sein? wie konnte der Naturtrieb zwischen Eltern und Kinder überwogen werden, von dem Umstand, dafs das erste Weib aus des ersten Mannes Leib

---

zählt ist, so nimt man hier wo Noth zu sein scheint, die Erklärungsart an, deren ich mich beim Anfang der Schöpfungsgeschichte bedient habe, obgleich sie hier weit gezwungener von statten geht als dort. Man übersetzt nehmlich, statt: *Und Gott machte*, „Denn „als Gott gemacht hatte" — und wirft dadurch das ganze Faktum der Thierbenennung in eine frühere Periode zurück. Sobald man indefs in der Mosaischen Urgeschichte jene nachlässige Aneinanderreihung der verschiedenen Urkunden annimt, fällt die Schwierigkeit weg. Der eine Mythos erzählte die Thierschöpfung im Zusammenhang mit der Schöpfung des Ganzen; ein andrer, von verschiednem Zweck, brachte sie in Zusammenhang mit der Schöpfung des Menschen. Nach diesem wurde zuerst der Mensch gebildet; ihm, dem Herrn der Erde, zum Nutzen schuf dann Gott die Thiere, brachte eins nach dem andern vor ihn, um sie zu benennen, und liefs so das Bedürfnifs der Gesellschaft eines ähnlichen Wesens in ihm entstehn, dem nun durch Bildung des Weibes abgeholfen ward. — Eine andre Auslegung, vermöge welcher man, statt: *Und Gott machte* — übersetzen zu können glaubt: „Und Gott *trieb zusammen* von der Erde alle Thiere und brachte sie" würde zwar sehr bequem sein, und dabei auch den scheinbaren Widerspruch mit Kap. 1. aufheben, läfst aber grammatische Zweifel zu, deren Beurtheilung weder für mich, noch hieher gehört.

geschaffen war? Mochten die ersten Eltern sich ursprünglich fremd gewesen sein oder nicht; durch ihre nachherige Verbindung wurden alle ihre Abkömmlinge, also auch jeder Mann mit jedem Weibe, ohnedies verwandt. Man sieht also deutlich dafs alle solche Mythen ursprünglich nur dichterische Ausführungen eines bildlichen Ausdrucks sind. Dieser bildliche Ausdruck war im vorliegenden Falle dieser: die Frau ist ein Glied des Mannes; wodurch die innige Verbindung beider ausgedrückt, wodurch diese Zuneigung als Naturpflicht geschildert und besonders dem männlichen Geschlecht empfohlen werden sollte. — Aber warum gerade eine Ribbe? — Je älter eine Allegorie ist, desto mehr hüte man sich vor den Erklärern die eine geheimnifsvolle, versteckte, oder zusammengesetzte Idee darin suchen. Je einfacher die Erklärung, desto wahrscheinlicher. Der Dichter dachte sich das Weib *an der Seite* des Mannes; ist sie also ein Theil seines Leibes, so ist sie ein Theil seiner Seite, sie ist eine seiner Ribben.

Ich schliefse hier meine Bemerkungen mit der Erinnerung, dafs ich, auch aufser den Stellen deren Untersuchung zu sehr mit orientalischer Sprachkritik verbunden wäre, noch manches unberührt gelassen habe, was genug Stoff zu anziehenden Erörterungen darböte, die auch schon zum Theil von andern gemacht worden sind. Eine vollständige Bearbeitung dieser Mythen gehörte, wie ich gleich anfangs sagte, nicht in meinen Plan. Meine Hauptabsicht ist erreicht, wenn es mir gelungen ist, einige der vornehmsten Hindernisse, die der richtigen Ansicht des Ganzen im Wege stehn könnten, weggeräumt, und das Interesse dieser Dichtungen, an einzelen Theilen derselben, in ein helleres Licht gesetzt zu haben. Einer meiner lebhaftesten Wünsche ist, dafs einst ein Dichtertalent von diesen und ähnlichen Untersuchungen ausgehn, und den Entschlufs fassen möge, mit möglichster Beibehaltung der alterthümlichen Ideen und Ausdrücke, alle diese alten Monumente für den gewöhnlichen unkundigen, nicht forschenden Leser fafslich, und durch ihre eigenthümliche einfache Schönheit anziehend, darzustellen. Dieser müfste alles weglassen oder ändern, was sie, so

wie sie itzt — vermuthlich selbst schon umgemodelt aus ältern bessern Originalen — dastehn, den reinen Schönheitsinn, weniger ansprechend macht; aber nur da etwas hinzusetzen, wo er erkennete, dafs den alten Dichter selbst die Mangelhaftigkeit seiner Ideenfolge und seiner Sprache an der Vollständigkeit hinderte. Ein so enthaltsames Dichterwerk wäre freilich wohl verdienstlicher als dankbar; und doch gewifs dankbarer, als die meisten Verarbeitungen biblischer Stoffe zu gröfsern Gedichten bisher gewesen sind.

VII.

Ueber die mythische Periode von Kain bis zur Sündflut *).

Erst in unsern Tagen ist die Beschäftigung mit dem mythischen Theile unserer heiligen Schriften eine erfreuliche geworden für den denkenden zugleich und ernsthaft fühlenden Forscher. Abgeschreckt davon ward der Verstand, als er die Dichtungen einer Kinderwelt eben so behandeln sollte wie die Jahrbücher der eigentlichen Geschichte; abgeschreckt das Gefühl, als ein der Zucht zu früh entlaufener Schwarm den Wahn mit dem Heiligen vermengte und beides zugleich zu zerstören strebte. Beiden Uebertreibungen zürnen wir nicht: sie waren der natürliche Gang des menschlichen Geistes; beiderlei Bestrebungen verdankt unsere Einsicht vieles, und wenn auch sonst nichts, doch dieses, dafs desto fester nunmehr gebaut ist der mittlere Pfad, den wir itzt wandeln können. Klar und deutlich nunmehr sehen wir nicht nur, sondern sprechen

*) Vorgelesen in der öffentl. Sitzung der Akademie d. W., am 24. Januar 1811.

es auch aus, dafs alle Geschichte für die Religion nur Symbol sein kann. Heilig bleibt dieses; die irdische Wahrheit darunter mag stehn oder fallen. Heilig bleibt uns die in der Mosaischen Geschichte uns aufbewahrte älteste Vorstellung von einer noch älteren Vorwelt, weil aus ihr als erstem Keim, nicht ohne Gottheit, die Religion sich entfaltete, deren Segen uns zu theil ward. Diese wahrhaft göttliche Offenbarung, die in mancherlei Ueberlieferungen dem Geiste jeder Generation angemessen bis zu uns gelangte, steht nur um so herrlicher vor dem menschlichen Auge, wenn wissenschaftliche Forschung die Stützen wegnimt, worauf sie zu ruhen schien.

In einigen früheren Arbeiten in diesem Sinne, habe ich meinen Beitrag zur kritischen Beleuchtung der Mythen von Schöpfung, Paradies und Sündenfall, geliefert. Gegenwärtiger Aufsatz enthält einige weitere Versuche über den Theil der Mosaischen Erzählung, der unmittelbar an jenen ersten sich anschliefst.

Von meinen dort vorgetragenen Ansichten wiederhole ich zuförderst nur dieses, dafs ich aus vielen Gründen historischer, physikalischer, und poetischer Art, der Meinung derjenigen beipflichte, welche die ersten Blüthen unserer westlichen Kultur im südlichen Asien suchen. Unter diesen Gründen ist besonders einer, dem ich, bei aller Anerkennung der Unsicherheit, welche Untersuchungen dieser Art eigen ist, aufs festeste vertraue; nehmlich der: dafs jene Gestaltung ältester Erdkunde, nach welcher alle Länder nach vier aus Einer poetischen Quelle strömenden Hauptflüssen eingetheilt werden, durchaus nur in der Seele eines Menschen entstehn konnte, der zwischen den parallel-fliefsenden Strömen Südasiens wohnte. Aber ferne sei von mir jede zu weite Ausdehnung und Verfolgung dieser Ansicht, nicht nur in die Räume wo alle historische Spuren aufhören, und wir blofs von unserer Fantasie getragen werden; sondern auch nur in die, wo des geschichtlichen vielleicht genug noch sich darbietet, dessen Auffassung aber einer andern Gelehrsamkeit als der meinigen angehört. Nicht von dem ersten Vaterlande unserer Wissenschaft und unserer Kunst rede ich; nicht

maſse ich mir an, auch nur einen der Zweifel zu zerstreuen, welche auf den Angaben von uralter Astronomie, uralter Baukunst, uralten Gesetzgebungen in Indien ruhen. Poesie, wahre, des schönen Namens vorzüglich würdige Poesie, liebliche Sagen, bildlich vorgetragene erste Kenntnisse, und eine von vielfacher Fantasie genährte Götterlehre, gehen weit voraus vor aller die rohesten Bedürfnisse übersteigenden Kunst, vor aller wissenschaftlichen Bildung. Diese ersten Blumen suche ich, ich finde sie im südlichen Asien; von dort gingen sie über durch mancherlei Gestalten zu Persern und Assyrern, zu Aegyptern und Griechen, und bis zu uns. Wir alle stammen, wenigstens in unserm edleren menschlichen Sein, dorther; und die Sagen eines uralten Zweiges von uns, des *Hebräischen Volkes*, sind darum von dieser Seite von höherem Interesse, weil wir sie unmittelbar aus Monumenten schöpfen, die wir mit Sicherheit zu den ältesten rechnen können, und weil ein inneres Gepräg derjenigen Dichtungen darin, die ein Ganzes bilden, uns lehrt, daſs sie nur wenig von ihrer ersten Gestalt sich entfernt haben.

Ein anderer Grundsatz, an den ich erinnern muſs, ist: daſs jedes Volk in seiner Mythologie, ihm unbewuſst, als ihm angehörige, bei ihm einheimische, Sagen solche aufbewahrt, die es aus dem entferntesten Urlande mitgebracht hat. Die Genesis enthält, ihrer itzigen Form nach, die genealogische Geschichte des Hebräischen Volkes. Der Hebräer suchte die Scenen der ältesten Begebenheiten darin zuverlässig durchaus nur in dem beschränkten Länderkreis, worin sein Volk sich innerhalb des Zeitraums der neuesten deutlicheren Sage aufgehalten hatte. Dies ist das erste Vorurtheil, das der nüchterne Forscher abzulegen hat. Der jüngste Theil der Hebräischen Tradition gehört natürlich dem in Palästina wohnenden Volke eigenthümlich; mit dem ältesten müssen wir so weit zurückgehn als innere Spuren mit Wahrscheinlichkeit führen: das ist, nach den von mir entwickelten Gründen, nach Indien. Alles was in der Mitte steht, besonders so vollständig, wie es, vor der Heiligung der Mosaischen Urkunde, in der Sage mag gewesen sein, schwankt unge-

wiſs zwischen jenen beiden Punkten; jedes Land, jeder verwandte Stamm, jedes Zeitalter mag seinen Theil dazu geliefert haben. Jedem das seinige wieder heraus zu finden, wäre ein wünschenswerthes Resultat dieser Forschungen, dem man wenigstens näher zu kommen streben muſs.

Ein Mittel, ohne welches weder dies, noch irgend eine andre kritische Untersuchung einer Mythologie, gelingen kann, ist die Zerlegung des auf uns gekommenen Systems in die einzelen Mythen und Angaben, die es enthält. Jedes werde für sich als Einheit betrachtet, und dann wieder mit den andern verglichen, womit es in Beziehung gebracht ist.

Wenn ich auf diese Art von den vorsündflutischen Mythen zuerst den von Kain und Abel betrachte, so leuchtet es mir ein, daſs er an den vom Sündenfall, an welchen er unmittelbar angereiht ist, auch wirklich so natürlich sich anschlieſst, daſs er, obgleich in sich ein Ganzes, doch nicht davon getrennt werden darf. Ich gebe ihn hier einfach und nach denselben Grundsätzen ausgezogen, wie ich den Mythos vom Sündenfall einst vortrug.

„Als Adam und Eva aus dem Garten Edens vertrieben waren, zeugten sie Kinder. Ihr erstgeborner Sohn hieſs Kain, der jüngere Abel. Und Kain bestellte das Feld, Abel aber weidete die Schafe. Und es begab sich, daſs beide einst Geschenke brachten dem Jehova; Kain von den Früchten des Feldes, und Abel von dem besten und fettesten seiner Heerde. Und Jehova sah mit Wohlgefallen auf Abel und dessen Gabe, aber nicht auf Kains Gabe. Da ward Kain voll Zorn und senkte sein Antlitz. Jehova aber, da er dies sah, sagte zu ihm: Ists nicht also? Wenn du recht handelst, kannst du dein Antlitz erheben; wenn du aber unrecht handelst, dann liegt das Verbrechen vor deiner Thür, und lauert auf dich; doch du muſst Herr darüber sein *). Aber Kain beredete Abel

*) Nehmlich: das gröſsere Verbrechen, irgend eine eigentliche Missethat, lauert auf den, der einmal auf unrechtem Wege wandelt, wie wir von Kain annehmen müssen, da er Jehova miſsfällig war. Weil er aber sein Antlitz nicht erheben kann, d. h. nicht

dafs er mit ihm ins Feld ging; und als sie dort waren, schlug er ihn todt. Da fragte Jehova: Wo ist dein Bruder Abel? Und Kain antwortete: Ich weifs es nicht; bin ich denn Hüter meines Bruders? Aber Jehova sprach: Was hast du gethan! Deines Bruders Blut schreit von der Erde zu mir. Fluch trifft dich von der Erde; denn sie hat deines Bruders Blut von dir empfangen. Darum wird das Feld dir fürder nicht geben, was es vermag; sondern unstät und flüchtig wirst du sein auf Erden. Da jammerte Kain, und sprach: So wird mich denn tödten ein jeder der mich finden wird. Aber Jehova legte siebenfache Rache auf Kains Ermordung, und versah ihn mit einem Wunderzeichen zur Abschreckung eines jeden. Hierauf ging Kain weg vom Antlitz des Herrn, und wohnte im Lande *Nod* gegen Morgen von Eden."

Dafs dieser Mythos noch, nebst dem vom Paradiese, von der übrigen Mythologie bis zur Sündflut abgesondert werden mufs, d. h. nicht mit den folgenden zugleich in Einem Kopfe entstanden sein kann: scheint mir aus Einer Erwägung mit Gewifsheit hervorzugehn. Wer von dem ersten Sündenfall an eine allegorische Geschichte der menschlichen Verderbnifs bis zum Strafgerichte der Sündflut hin spinnen will, kann dieser wol den Menschen gleich anfangs einen solchen Riesenschritt machen lassen, als zwischen Adams Apfelbifs und Kains Brudermord ist? Was bliebe diesem Dichter noch übrig zwischen Kain und der Flut, in dem langen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden? Fürwahr nicht unweise kann uns in dieser Hinsicht die gänzliche Unterdrückung aller umständlichen Erzählung in der folgenden Periode erscheinen, wie sie in der Mosaischen Abfassung vor uns liegt. Aber im Plane des ersten Erfinders kann dies doch unmöglich gelegen haben. Man rede hier nicht von Kindheit der Dichtkunst. Diese Gesetze gehören nicht der *Kunst*, sie gehören der *Natur* der Dichtung, und sind folglich so alt wie sie. Wer den alten Dichter unverfälscht vor sich

---

unbefangen ist, so fällt er leicht in die Stricke des Verbrechens, wenn er nicht strebt Herr darüber zu werden.

sehen will, der trenne Adam von der Schöpfungsgeschichte, und Kain von seiner Nachwelt: und ein zwiefacher in schönem Ebenmafs stehender Mythos stellt sich ihm dar; Adam und Eva, Kain und Abel; die *Entstehung*, und die *Vollendung* des Uebels auf Erden. Man sehe in den handelnden Personen nicht ängstlich blofs die ersten Bewohner der Erde, um immer noch über den furchtbaren Fortschritt zu staunen. Die Allegorie koncentrirt ganze Geschlechter und Zeiten auf Individuen. Adam und Eva sind die Stellvertreter des Menschengeschlechts im Stande der Unschuld, dem Goldnen Alter der Griechen; Kain und Abel, die Stellvertreter des Menschengeschlechts im Stande der Sünde, der von den Griechen wieder in zwei oder drei abstufende Alter getheilt wird, bis sie in das Eiserne gelangen, wo der Bruder den Bruder tödtet. — Das *genealogische System* in der folgenden Geschichte allein reicht hin, diese von Kains Geschichte zu trennen; denn es ist eine unverkennbare Wahrheit, dafs die Dichter der einzelen Mythen und die Verfertiger der zusammenhangenden Darstellung ältester Geschichte ganz zweierlei Menschen sind; dafs letztere ungleich später kamen, und nur durch Vorfindung so vieler schönen Sagen gereizt wurden sie in ein Ganzes zu verknüpfen. Also nicht an einen dritten Sohn Adams, den Seth, noch an eine namentlich angegebene Nachkommenschaft Kains, dachte der alte Dichter; sondern Kain und Abel reichten hin das Gemälde darzustellen, welches der Zweck seiner Dichtung war.

Aber auch die Nothwendigkeit des Zusammenhanges zwischen jenen beiden Mythen, von Adam und von Kain, will ich nicht soweit behaupten dafs gleich der Erfinder selbst dem erstern auch den andern hinzugefügt haben müsse. Vielmehr scheint einige Verschiedenheit der Einkleidung (dort reine Allegorie und Apolog, hier mehr das Aeufsere von wirklicher Geschichte) die Verschiedenheit der Verfasser zu begünstigen. Aber gewifs ist die Erzählung von Kains Verbrechen als eine Fortsetzung des vorhergehenden Mythos gedacht; und höchst wahrscheinlich gehöret sie mit jenem in Ein Alterthum.

Auch die Namen der beiden Hauptpersonen sind im Hebräischen bedeutend, wie die übrigen. Kain heifst der *Speer*, und Abel (*hhebel* oder *hhábel*) der *Schmerz*; welches mir keine unpassende Namen für die scheinen, welche Symbole sind des unter den Menschen nun herschenden Zustandes von Gewalt und Unterdrückung. Die in Sinn und Form gezwungene Erklärung des Namens Kain, die in der Erzählung selbst gegeben ist, zeigt, wie früh die erste Erfindung anfängt in dem Kopf der Nachfolger andern Zwecken zu weichen. Indefs entging dadurch, vielleicht ohne sich dessen selbst bewüfst zu sein, der Abfasser unsrer Urkunde dem Vorwurf der Inkonsequenz zwischen dem Namen Kain und der so viel später erst folgenden Erfindung der Metall-Arbeit.

Eine ungenaue Uebersetzung steht aber auch noch der richtigen Ansicht unsers Mythos zum Theil im Wege. Gewöhnlich findet man nehmlich was ich eben durch *Geschenk* ausdrückte, ohne Bedenken durch *Opfer* übersetzt. Hiemit verband man also die übrigen gewöhnlichen Begriffe; man liefs das Opfer auf dem Altar verbrennen, und warf nun die Frage auf, woran die Opfernden erkannt hätten, wie ihr Opfer aufgenommen werde; worauf dann die Erklärer mit ihren Vermuthungen antworteten. Immer nehmlich wollte man die abgezogneren Begriffe von der Gottheit und der ihr gebührenden Verehrung schon in diesen ältesten Monumenten suchen. Der Vorurtheilsfreie wird dagegen sehr leicht inne werden, dafs hier von gar keinem eigentlichen Opfer die Rede ist. Das Hebräische Wort das man so übersetzt (*minhha*), kommt in der Bibel, wo der Opfer so unzähligemal erwähnt wird, nie in dieser Bedeutung vor, sondern immer blofs in seiner eigentlichen: *Geschenk*, *Gabe*. Dies, so wie alles andre in diesem Zusammenhange, ist denn auch ganz wörtlich zu verstehn. Aus der Lehre, dafs der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sei, habe ich schon ehedem die andre Lehre gezogen, dafs Gott aussehe wie ein Mensch. Ich habe ferner in der Aeltesten Erdkunde dargethan, dafs die Menschen nach der Vertreibung aus dem Garten immer noch in *Eden*, d. h. dem Lande der Wonne lebten; wobei

ich diesen Zustand mit dem Silbernen Alter der Griechen verglich, wovon namentlich bekant ist, dafs die Götter damals immer noch unter den Menschen sichtbar auf Erden herumwandelten. So also auch hier Jehova; er erschien noch gewöhnlich den Menschen, und sprach mit ihnen; und diese verehrten und liebten ihn als ihren Herrn und Vater. Ganz einfach ist es also, dafs sie ihm auch, (versteht sich unter Begriffen welche die Nachwelt ihnen lieh) Geschenke, als Huldigung oder Tribut darbrachten, welche er denn, ganz wie ein sterblicher Monarch, so wie sie waren, und zwar, wenn der Geber ihm wohlgefällig war, *mit gnädigem Blicke* annahm. — Allerdings war das die Grundidee, aus welcher die Nachwelt auch ihre Opferhandlung sich erklärte. Dem nicht mehr sichtbaren, dem im Himmel wohnenden, Jehova *verbrannte* man nun die Opfer, die in der Gestalt des Rauches nun zum Sitze des Schöpfers emporstiegen.

Einen Nebenzweck dieser Erzählung habe ich schon in meiner Aeltesten Erdkunde entwickelt. Zwei Hauptgattungen menschlicher Lebensart kannte der Dichter: die ruhige, welcher er selbst angehörte, der eine bekante Heimath bewohnte, und die unstäte irrende der Innerasiatischen Steppenbewohner. Diese letztern sind hier dargestellt unter Kain im Lande *Nod* (d. h. Umherschweifung, Elend), und sehr schön schildert der Dichter diese Lebensart als Strafe des ersten Verbrechens. Adams Uebertretung hatte die Nothwendigkeit der Arbeit zur Folge; Kains Verbrechen raubte auch der Arbeit ihren Erfolg. Er war ein Ackerbauer; aber die Erde, die er mit seines Bruders Blut befleckt hatte, versagte ihm ihren Ertrag. Umher mufste er nun schweifen, um, was die Erde von selbst hervorbrachte, für sich und sein Vieh ihr gleichsam abzustehlen.

Mit dem Leben in der Wildnifs verbindet der Bewohner ruhiger Hütten den Begriff der gröfsten Gefahr; aber Kain mufste leben bleiben, und eine grofse Nachkommenschaft haben. Der Dichter läfst also die Gottheit sein Leben durch ein Wunderzeichen, und siebenfachen Fluch gegen den Mörder, sichern. Unter dem Worte *Zeichen* (im

Hebr. dasselbige, womit z. B. auch die Wunder ausgedrückt werden wodurch Gott Farao schreckte) dachte sich der Dichter wol nichts bestimmtes, sondern irgend etwas übernatürliches, dafs auf eine geheimnifsvolle Art jene Wirkung hatte. Vielleicht verband der trägere Südasiat mit jenen wilden Horden, die zuweilen den Schrecken in seine ruhigen Gefilde brachten und nie besiegt worden waren, den Begriff der Unüberwindlichkeit, den er so, gleichsam zur Entschuldigung eigener Schwäche, durch eine uralte Einrichtung Gottes heiligte. — Den Zweifel, dafs ja zu Kains Zeiten noch keine Einwohner auf Erden weiter gewesen wären, vor denen er sich zu fürchten gehabt hätte, können nur die aufwerfen welche hier eine vollständige und konsequente Geschichte des ersten Anfangs des Menschengeschlechts suchen, nicht aber eine Zusammenreihung einzeler mythischer und allegorischer Vorstellungen. Und wenn wir auch alles ganz genau nehmen wollen, so hatte ja Kain von Abels Angehörigen nach orientalischer Sitte Blutrache zu fürchten; denn dafs von Abel keine Nachkommenschaft angeführt wird, darf uns nicht hindern in ihm sowohl als in Kain einen Familienvater zu erkennen.

Die nun folgende Geschichte ist, wie schon gesagt, ein von jenen ersten Mythen ganz unabhängiges System, welches das Menschengeschlecht, oder doch die Herscher in demselben, von einem Kain und einem Seth ableitete; und das der spätere Anordner an die Geschichte von Kain und Abel durch leichten Uebergang anreihte.

Diese nun folgende Periode, von Kain bis Noach, ist merkwürdig durch ihre Thatenlosigkeit. Mit einer chronologischen Genauigkeit, die in der gewöhnlichen Geschichte nur mit einer Menge von Begebenheiten pflegt verbunden zu sein, rechnet uns der alte Chronist einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden her, und was die trockne Liste unterbricht, sind einige halbe Winke und dunkle Reden die den Schleier nur verdichten. Verbunden mit andern Notizen aus der alten Ostwelt, welche neuere Gelehrsamkeit ans Licht zu fördern bemüht ist, kann dieses Geripp und diese Fragmente einst fruchtbar wer-

werden für diesen Zweig der Wissenschaft; mich setzte nur Kombination des bekanteren in Stand einige Gedanken zu fassen, die, wenn sie die Prüfung aushalten, vielleicht dienen können solchen Bemühungen eine bestimmtere Richtung zu geben.

Ich erkenne in diesen Namen, und dem wenigen was ihnen beigefügt ist, Reste eines aus uralten Erzählungen einst gewebten geschichtlichen Zusammenhanges. Das Hebräische Volk stammt aus Gegenden wo eine zahlreiche Mythologie von jeher einheimisch war. Alle diese ältesten Sagen und Dichtungen vielgöttischer Nationen waren einst auch die seinigen; bis endlich in seiner Verpflanzung nach westlichern Gegenden jene eigenthümliche Religion sich bei ihm bildete, welche durch die Mosaische Gesetzgebung befestigt ward.

Die Grundlage dieser Religion war die Anerkennung eines *einzigen Gottes*. In dieser Lehre, so ausgebildet wie sie dort erscheint, erkenne ich eine Frucht jener höheren Bildung, über deren Quelle, ob sie aus ägyptischen Mysterien geflossen, oder ob Zoroastrische Weisheit früher war, ich anderen nicht vorzugreifen wage. Aber wenn ich behaupte, dafs die aus Südasien mitgebrachten, einer vielgöttischen Religion dienenden Mythen, dafs die Vielgötterei selbst, bis auf ganz späte Zeiten vor Moses herschend waren auch bei diesem Volke, wie bei seinen Nachbaren; so glaube ich, diese weder neue noch in der Bibel unbegründete Meinung mit der Zuversicht vortragen zu können, welche die gröfste innere und äufsere Wahrscheinlichkeit dem Forscher verleiht. Solche vorhandne Sagen und Glaubensartikel mufste nun der Gesetzgeber der Hebräer seinem veredelten Systeme anzupassen suchen. Denn Ueberlieferungen welche einem Volke heilig sind ganz wegleugnen, hat noch kein Gesetzgeber gekonnt. Wollte er ihr inneres Wesen vernichten, so konnte er es nur durch Deutung. Dies geschah in der Hebräischen Gesetzgebung auf folgende Art. Erstens diejenigen Gottheiten welche seine Nation als Haupt- und Nationalgottheiten verehrte, und folglich ihren eignen Ursprung von ihnen herleitete, erklärte der Gesetzgeber für *Men-*

schen, unterstützt hierin durch die alten Sagen selbst; denn wo ist die alte Religion, welche nicht die leeren Räume ihrer ältesten Geschichte mit Göttern ausfüllte, die ihre irdischen Könige und Ahnherren waren? Von diesen ältesten Menschen oder Heroen und Patriarchen lehrte Moses, dafs sie sämtlich den, welchen die alte Religion wahrscheinlich als obersten Gott, als König der Götter verehrte, den Jehova, als *einzigen* Gott anerkannt oder geglaubt hätte; und koncentrirte dadurch auch seines Volkes Glauben auf diesen einzigen. Zweitens, die Nebengottheiten, die nicht im Geschlechtregister standen, und deren Existenz, als untergeordneter Wesen, vielleicht Moses Philosophie selbst nicht wegleugnete, waren ihm *Engel*, oder Boten und Diener des einzigen Gottes, und ein Theil derselben *böse Engel* oder Dämonen, wozu er namentlich viele Götzen der heidnischen, ihnen verhafsten, Völker rechnete. Den appellativen Namen Elohim aber, d. i. Götter, den seine Nation immer im Munde führte, den Göttern alles zuschreibend, bei jeder Gelegenheit die Götter anrufend; diesen erklärte er, und zwar, um den Sprachgebrauch zu schonen, in diesem unveränderten Plural, als dem einzigen Gotte gehörig. „Eure Väter, mochte er sagen, hatten Recht, wenn sie alles was ist und geschieht von Elohim ableiteten; aber nur Mifsverstand und Verwirrung der Nachwelt suchte eine Mehrheit von Wesen in dem Namen, womit jene alten Weisen nur die Vielheit der göttlichen Eigenschaften und Aeufserungen des einzigen Jehova bezeichneten." Aber auch so ausgeführt war diese Belehrung noch esoterisch; in den Augen des Volkes hatte die Form der Mehrheit für ein einziges Wesen etwas mystisches und folglich etwas heiliges. Alle seine Götter sah es nun vereinigt in dem einzigen Jehova Elohim, und vergafs sie allmählich; doch blieben deren Namen in seiner genealogischen Mythologie, als Namen von Menschen.

Von dieser durch Moses und die Leviten nun geheiligten Mythologie enthält die vorsündflutische Geschichte den Anfang. Die völlige Thatenlosigkeit läfst vermuthen, dafs aus einer durch spätere Systeme nach und nach ver-

dunkelten und verdrängten ältesten Religion und Mythologie, ähnlich dem Titanengeschlechte der Griechen, diese *Namen* nur sich erhalten hatten. Der allen Völkern gemeine Hang nach einer das äufsere Gepräg der Wahrheit habenden genealogischen und chronologischen Geschichte ihres Stammes brachte die Form eines Stammbaums, nebst den aus superstitiosen Rechnungen erwachsenen bestimmten Jahrzahlen hinein. Und lange vor Moses schon konnte der Erste Mensch Adam an die Spitze dieser genealogisirenden, Götter und Helden umfassenden, Darstellung kommen: da wie schon erwähnt, alle Völker gewohnt waren in vielen ihrer Götter ursprüngliche Erdbewohner zu erkennen; und da Widersprüche aller Art in religiosen Systemen kein Volk der Vorzeit irreten.

Mit diesen allgemeinen Voraussetzungen wenden wir nun unsern bestimmteren Blick auf Kains Nachkommenschaft. Der Stammbaum schliefst sich mit drei Brüdern, Söhnen Lamechs: Jabal, Jubal und Thubalkain; von welchen es heifst: dafs der erste der Vater gewesen sei derer die *in Zelten wohnen und Vieh halten*, der zweite der Vater der *Geiger und Pfeifer*, und der dritte ein Schmid von allerlei *Erz- und Eisenwerk*. Jedermann erkennt in diesen orientalischen Ausdrücken die Urheber und Erfinder von dreierlei Beschäftigungen und Lebensarten. Wer aber die wirklichen Namen wirklicher Erfinder hier sehn sollte, gegen diesen wäre alle Analogie. Freilich eine oberflächliche, aus unserm Kreise nicht heraustretende, Ansicht findet es sehr natürlich, dafs die Namen der ersten Erfinder auf die Nachwelt gekommen und selbst göttlich verehrt worden seien; aber schon eine geringe philosophische Kritik reicht hin diesen Wahn zu zerstreuen. Theils gab es keine solche Erfinder der ersten nothwendigsten und leichtesten Sachen, sondern Künste und Gewerbe entstanden nach und nach vermittelst unmerklicher Anfänge und Fortschritte; theils war das was wirkliche Erfinder erfanden, jedesmal in Erwägung dessen was man schon verstand und hatte, so wenig etwas Grofses, dafs ihre Zeitgenossen sie zwar als anschlägische Köpfe lobten, aber unmöglich zu der hohen Verehrung

derselben gebracht werden konnten, womit man itzt auf ihre Kosten oft so freigebig ist. Alle richtig gefaſste Analogie lehret vielmehr den kalten Forscher, daſs eine späte Nachwelt erst, das groſse Werk der Generationen bewundernd, durch ein inneres Bedürfnis und durch Allegorisirung der erfundenen Künste, solche Erfinder sich schuf, und aus dieser Entfernung ihnen göttliche Eigenschaften lieh. Auch Jabal also und Jubal und Thubalkain waren *Götter* des Stammvolkes der Hebräer, ähnlich dem Pan und dem Apollon und dem Hefästos, welchen die griechische Mythologie dieselben Erfindungen zuschreibt.

Aber wirklich *nur ähnlich*? Kühn spreche ich es aus, was durch eine Menge zusammentretender Momente sich mir unwidersprechlich aufdrängt: es sind dieselben; und selbst jene alten Namen sind nicht verwischt, wie ältere Gelehrte längst bemerkt haben, deren Meinung bessere Aufnahme würde gefunden haben, wenn nicht mangelhafte Ansichten von etymologischer und mythologischer Verwandschaft, und religioses Vorurtheil, ihrem Vortrage sowohl als der Auffassung desselben hinderlich gewesen wären. Der Schmiedegott oder erste Schmid heiſst in unserer Urkunde Thubalkain, bei den Italischen Völkern heiſst er Vulcanus. Und ein Mittelglied tritt noch hinzu. Telchinen hieſsen nach einer alten griechischen Fabel gewisse künstliche Brüder, die im Peloponnes, in Kypros, Kreta und Rhodos sich sollen aufgehalten haben, d. h. deren Fabel unter einem Völkerstamm einheimisch war, der sich über diese Länder ausgebreitet hatte. Von ihnen heiſst es im *Diodor* (5, 55), daſs sie viel Künste erfunden und zuerst Bildseulen gemacht; und *Strabo* (14) sagt ausdrücklich, daſs sie Erz und Eisen zu bearbeiten zuerst erfunden, und dem Saturn seine Sichel geschmiedet hätten. Wer erkennt an diesen Kriterien nicht den Vulkan und Thubalkain? Denn daſs ihrer mehre sind, daſs neben ihnen die Kyklopen, daſs neben ihnen Hefästos oder Vulkan als verschieden existirt, darf in einer Mythologie nicht befremden, die auch einen Silenus und Satyrus und Faunus, bald in der einfachen Zahl bald in groſser Menge aufstellt, und die aus zahllosen Dichtungen der verschie-

densten Stämme und Zeiten erwachsen sind. Die Uebereinstimmung jener drei Namen aber kann nur dem ungeübten entgehn. Der Kenner erblickt nun sogleich in Thubalkain einen nach dem Aramäischen Radikalsystem gezerrten Namen, der ursprünglich *Twalkin* oder *Twalkan* gelautet haben mufs, von welcher Form in *Vulkan* der erste, in *Τελχίν* der zweite Konsonant einer weicheren Aussprache wich *).

So hatte ich mir die alte Namensform nach diesen Anzeigen längst gebildet, als ich auf den merkwürdigen Umstand stiefs, dafs in der Nordischen Sage der erste von den beiden Zwergen oder Dämonen, welche die mächtigsten ihres ganzen Geschlechts, und zugleich die gröfsten Meister sind in der Kunst Schlachtschwerter und allerlei Arten von Waffen zu verfertigen, *Dwalinn* heifst. Diese vierfache Uebereinstimmung: Thubalkain, Dwalinn, Telchin, Vulkan, schliefst den Zufall immer mehr aus. Man sieht deutlich wie sich dieselbe Mythologie zu den für uns verschiedensten Nationen verzweigt hat; wobei es sich von selbst versteht, dafs die Umstände und Persönlichkeiten sich nach dem Genius jedes Volks und seiner Poesie modelten **).

---

*) Von ähnlichen Fällen führe ich aufser *vello τίλλω*, *clivus κλιτύς* (ob. S. 17. Not.) noch an das aus der Zahl *duo*, *δύο*, *zwo*, entstandene Adverb, aus dessen vollständiger Form *duis* (*zwier*) im Griechischen *δίς* ward und im Lat. (*wis*) *bis*. Und was die Zerrung von *Twal* in *Thubal* anlangt so verschmähe man nicht den buchstäblich-gleichen Fall in einem deutschen Namen. Es ist nehmlich bekant dafs die Stadt Tübingen ihren Namen von dem darüber liegenden *Twing* oder Bergschlofs hat, das Hohen-Twing, gewöhnlich Hohen-Tübingen heifst.

**) Man sehe von den beiden Zwergen *Dwalinn* und *Dyrinn* die Herwararsaga, und den Auszug daraus in Bragur I. S. 167. Auch in der alten und neuen Edda liest man den Namen Dwalinn in dem Verzeichnifs der Zwerge. Einen auffallenden Beweis aber, dafs auch jene Nordische Mythologie mit vielen ihrer Namen aus Südasien herstammt, wem nicht schon der Wodan-Budda hinreicht, soll eben dies Geschlecht der Zwerge geben. Bekantlich fügt sich das Wort *Zwerg* in keine vernünftig gefafste Etymologie oder Verwandschaft. Denn das deutsche *zwerch*, quer, ist ein radikal ver-

Der Vater oder Gott der Hirten heifst *Jabal*, und der Gott der Musik *Jubal*. Sie sind Brüder von Einer Mutter. Man vereinige diese Spur mit der fast gänzlichen Einerleiheit ihrer Namen, so wird es höchst wahrscheinlich dafs beide ursprünglich nur Eine Person sind. Auch die Griechen vereinigten ja beide Gottheiten in Eine Person, bald indem sie den Hirtengott Pan die Flöte erfinden lassen, bald indem sie den Gott der Lyra, als Apollon Nomios, auch zum Gotte der Hirten machen. Nicht minder gewöhnlich ist es aber, dafs Götter und andere mythologische Personen nach der Verschiedenheit ihrer Attribute und Mythen in verschiedene Personen sich theilen, und dafs zu solchen Trennungen die durch Dialekte entstehende Verschiedenheit der Namensformen sich füget und selbst Gelegenheit gibt. So ist in der griechischen Mythologie *Iacchos* bald nichts als was dieser Name der Wahrheit nach ist, eine andre Form von *Bacchos*; bald ein in ganz anderm Zusammenhang und mit andern Attributen in den Mysterien auftretender Gott, der Ceres Sohn: und so ist in der Mythologie von Roms Ursprung, aus zwiefacher Form des Nationalnamens, das Brüderpaar *Romulus* und *Remus* mit einer daran sich knüpfenden Fabel entstanden. Schon in der einen jener beiden Formen, *Jubal*, hatten die schon erwähnten älteren Gelehrten nicht Anstand genommen den griechischen Namen *Apollon* zu finden. Freilich war ihre Meinung eine Thorheit den oberflächlichen Hörern; denen ich wenig bessere Genüge leisten

---

schiedener Begriff. Wenden wir uns zur Nordischen Litteratur, so finden wir dort den Namen *Dwerg* in ihrer ältesten Periode, und auch dort steht er in keiner etymologischen Beziehung. Aber wohl gemerkt er bezeichnet dort blofs das Geschlecht der Dämonen oder Untergottheiten, welche in jener Mythologie eine so grofse Rolle spielen. Man sieht also wohl, dafs der itzt gangbare Begriff des Wortes nur ein auf kleine Menschen und von diesen erst auf andere Gegenstände (Bäume u. s. w.) übergetragener ist, der allein blieb, während sich jene Dämonen immer mehr aus unserer Gedankenreihe verloren. Ist es nun nicht eine auffallende Erscheinung, dafs in der Indischen Götterlehre gerade auch die Dämonen oder Halbgötter *Dewergel* oder *Dewerkel* heifsen?

werde, wenn ich, nach meiner Annahme, durch die Form *Jabal* dem griechischen Namen etwas näher komme. Der Gründliche wird wenigstens die Uebereinstimmung der Radikalen nicht verkennen, und folgenden Erwägungen sein Gehör nicht versagen. Die Namen der griechischen Götter, aus uralten Zeiten überliefert, sind gröſstentheils aus der gangbaren griechischen Sprache nicht erklärbar; und die es sind, verdanken dies zum Theil nur dem Hange, solche Namen einer scheinbaren Etymologie näher zu bringen, wie namentlich *Apollon* dem Verbo *ἀπολλύναι*, vernichten *). Die ursprüngliche und nie verwischte Einerleiheit dieses Gottes mit dem Sonnengott wird uns auf andere Spuren führen. Die älteste Form des griechischen Namens der Sonne, woraus die gebräuchliche nur verkürzt ist, war die bei den Kretern und andern Stämmen übriggebliebne *Ἀβέλιος*, zwischen welcher und dem Namen Apollon die von Festus uns erhaltene italische Form des letztern, *Apello*, in der Mitte liegt **). Gewiſs also war der Name Apollon nur umgemodelt aus dem älteren *Abellon* ***), welcher sogleich an mehre Benennungen der

---

*) Wie ohne Bedeutung wenigstens die Form *Ἀπόλλων* sei, zeigen die abweichenden Formen *Ἄπλος*, wie dieser Gott bei den Thessaliern, und *Aplu*, wie er bei den Etruriern hieſs (s. *Plat. Cratyl. p.* 405. *c. Winkelm. Monum. Ined. II. p.* 175. *Dempster. Etrur. tab.* 4), und das gleich zu erwähnende Apello.

**) Auch eine dorische Form *Ἀπέλλων* nach *Herodian* bei *Eust. Il. β*, 99.

***) Verführerisch genug ist nach obiger Zusammenstellung das wirkliche Vorkommen eines Gallischen Gottes *Abellio* auf Inschriften, den daher mehre schon für den Apollo oder Abelius erklärt haben, ohne freilich auch nur das mindeste von den Eigenschaften dieses gallischen Gottes anführen zu können. Ich verweise ihn daher nur auf diese Note, mache aber doch darauf aufmerksam, daſs da die erwähnten Inschriften ihm *ex voto* gesetzt sind, es nicht unwahrscheinlich ist daſs sie dem *Gotte der Arznei*, und folglich demselben gesetzt sind, den *Cäsar* (*B. G*, 6, 17) unter den gallischen Göttern Apollo nennet, ohne etwas anders von ihm anzuführen, als daſs er die Krankheiten vertreibe. — Die erwähnten Inschriften sind drei an der Zahl, zu Comminges ehedem gefunden, und von *Jos. Scaliger in Lectionib. Ausonianis* 1, 9 mitgetheilt,

Sonne und ihres Gottes bei andern Völkern, namentlich an den *Bel* oder *Baal* der Syrischen Nationen, erinnert *).

---

wo sie so lauten: 1) *DEO ABELLIONI MINICIA IVSTA V. S L. M.* (d. i. *votum solvit lubens merito*); 2) *ABELLIONI DEO TAVRINVS BONECONI . SEVSIM*; 3) *ABELLIONI CISONTEM CISSONBONNIS FIL. V. S. L. M.* Man glaube ja nicht, in den barbarischen Wörtern der zweiten Inschrift alte Gallische zu sehen, die uns grofse Aufschlüsse verbergen. Es sind weiter nichts als schlecht kopirte Buchstaben, von welchen es sehr zu verwundern ist, dafs Scaliger sie nicht emendirte, da die beiden andern Inschriften die Verbesserung so leicht darboten. Es mufs heifsen: *ABELLIONI DEO TAVRINVS BONECONIS F (il). V. S. L. M.*

*) Ich mufs hier einem irrigen Urtheil vorbeugen, welches aus mangelhafter Auffassung des grammatischen Vortrags sehr gewöhnlich entsteht. Man wird nehmlich sagen: Ἀβέλιος sei aus ἠέλιος durch Einschaltung des Digamma entstanden, und dies sei ionische Dehnung für ἥλιος. Allein so urtheilt nicht die Sprachphilosophie. Kein Dialekt hat das Vorrecht, die Urformen zu enthalten, woraus die übrigen nur verdorben wären; am wenigsten hat es der gangbare ausgebildete Dialekt. Im vorliegenden Falle ist es sogar analoger, dafs ἀβέλιος die Stammform, oder der Stammform wenigstens näher ist, dafs das *β* in das *w* oder Digamma überging, dafs es ausfiel und endlich die zwei ersten Silben zusammengezogen wurden. Eben so verhält es sich mit dem von demselben Hesychius aufbewahrten Lakonischen βέλα für *Sonne und Sonnenlicht*. Allerdings ist dies nur eine andre Form für das gewöhnliche εἵλη; aber warum sollte es nothwendig die abgeleitete sein? Stellen wir nun noch zusammen, was schon genug von andern zusammengestellt ist (s. *Seld. de Diis Syris* 2, 1), dafs die celtischen Völker in Norikum den Apollon *Belenus* nannten (*Tertull. Apologet.* 23), und die Einwohner von Aquileja *Belis* (*Herodian.* 8, 3); so reicht die Uebereinstimmung dieser Namen und Wörter mit dem syrischen und chaldäischen *Bel* schon hin, hier mehr als zufälliges zu finden. Unter diesem Namen ward seit den ältesten Zeiten *die Sonne* von einer Menge Völker in Asia und Afrika verehrt, und kam selbst unter dem Namen *Βῆλος*, bald als ägyptischer, bald als assyrischer König und Gott, in die Genealogie und Sagen der Griechen. Ob alles von dem appellativen Namen *Baal*, Herr, ausgeht, oder dieser sich nur zufällig damit vermengt hat, bin ich nicht im Stande auszumitteln. Aber auf keinen Fall ist man berechtigt, auf den mittlern Buchstaben in der hebräischen Form des *Baal* Gewicht zu legen, da in den hebräischen Monumenten selbst der assyrische Gott auch ohne denselben geschrieben wird (z. B.

Die Namen *Jabal* und *Jubal* treten nun auf eine einleuchtendere Art in die Verwandschaft; und höchst wahrscheinlich hatte also schon dieselbe mythische Vorstellung, die wir bei den Griechen finden, aus dem Sonnengott eine eigenthümliche Gottheit der Hirten und der Musik gebildet, die zuletzt in besondere mythische Individuen übergingen. Mit Einem Worte: Jabal und Jubal sind der Ἄβέλιος oder Apello oder Apollon der alten Europäer *).

Fügen wir nun hinzu, dafs der in der vorsündflutischen Geschichte so häufig erscheinende Name *Jehova*, den die Mosaische Religion später erst in dem heiligen Sinn aufstellte, worin er seitdem geblieben ist, in der älteren Theologie jener Stämme zuverlässig nur Name des obersten Gottes war; so hat sich uns also aus dieser Mosaischen Urkunde folgendes Bruchstück einer altasiatischen Götterlehre ergeben:

Jehova oberster Gott,
Jabal oder *Jubal* Gott der Musik und der Hirten,
Thubalkain Gott der Schmide;

Jes. 46, 1). Die Namen *Jabal* und *Jubal* treten nun in diese Analogie, durch die Uebereinstimmung der damit verbundenen Attribute mit denen des Apollon. Und vielleicht sind noch die Namen *Elagabalus* und *Gabalus* (s. Selden. *l. c. p.* 148) damit zu vergleichen.

*) Die griechische Mythologie leitet das Attribut eines *Hirtengottes* bei dem Apollon von der Fabel her, dafs er Admets Heerden einst gehütet habe. Wer die Natur aller Mythologie kennt, sieht sogleich ein, dafs die Fabel eben deswegen in die Sage gekommen ist, um ein längst bestehendes Attribut des Gottes mythisch zu begründen. Das Symbol eines Hirten ist uralt für die Sonne, deren Heerde die Gestirne sind. Und auch ohnedies war die Sonne eben so natürlich die besondere Gottheit der Hirten, wie der Mond die der Jäger (s. meine Abh. über die philos. Deutung der griech. Gottheiten oben I.) Die Vorstellung welche einen ganz eigenthümlichen Gott der Hirten in der Person des *Pan* heiligte, ward indefs bei den Griechen die geläufigere. Wobei es dahingestellt bleiben mag, ob die Namen *Päon, Päan* und *Pan* nicht ursprünglich eben so einerlei sind wie Alkmäon und Alkman, Amythaon und Amythan.

und in dem griechisch-italischen System finden wir ihnen so ganz entsprechend folgende drei;

Jovis König der Götter,
Apollon Gott der Musik und der Hirten,
Vulcanus Gott der Schmide.

Gewifs ein sprechender Beweis für die Behauptung, dafs der Europäer seine älteste Theologie, und folglich auch seine älteste Kultur und eigentliche Herkunft, aus eben dem Alterthume herzuleiten habe, in welches die vorsündflutische Tradition des Hebräischen Volkes gehört.

Die übrigen Namen dieser Periode sind jeder allein betrachtet ganz unfruchtbar: aber eine Uebersicht des gesamten Stammbaums veranlafst noch einige Bemerkungen. Bekantlich theilt sich derselbe in zwei Linien, die *Kainische* und die *Sethische*. Der Sohn des Seth heifst *Enosch* oder *Enos*, ein Name der im Hebräischen, eben so gut wie *Adam*, das reine Appellativum *Mensch* ist. Die Analogie der genealogischen Systeme in andern Mythologieen erklärt diese Erscheinung; alle sind Mischungen, welche spätere Mythographen aus älteren einzelen Mythen und Genealogieen gemacht haben. So also auch die Mosaische. Ein Mythos nannte den ersten Menschen *Adam*, ein anderer *Enos*: ein späterer Anordner des Ganzen verschmolz beide, und Enos ward zum Enkel Ádams, durch einen Seth, den der eine Mythos darbot, der andre nicht. Diese Vermuthung wird bestätigt durch eine noch auffallendere Erscheinung. Von *Enos* geht die vorsündflutische Hauptlinie bis auf Noach; neben ihr aber geht von *Adam* aus, durch Kain, eine Nebenlinie bis auf jene drei Erfinder. Man sondere diese, nebst dem Noach, als letzte Glieder beider Linien ab, so bleiben auf beiden Seiten folgende Namen:

1) Adam, Kain, Hanoch, Irad, Mahujael, Methusael, Lamech.

2) Enos, Kainan, Mahalaleel, Jared, Henoch, Methusalach, Lamech.

Nun lasse man nur noch in der zweiten Reihe den Mahalaleel mit dem Henoch die Stellen wechseln, und es

entsteht eine vollkommne Uebereinstimmung zwischen beiden Linien, so dafs jedem Namen entweder vollkommen derselbe oder ein nur durch leichte Abweichungen verschiedner gegenüber steht.

Adam d. i. Mensch.	Enos d. i. Mensch
Kain	Kainan
Hanoch	Henoch
Irad	Jared
Mahujael	Mahalaleel
Methusael	Methusalach
Lamech.	Lamech.

Wären dies Namen hebräischer Männer, so wäre der Unterschied zwischen einigen derselben bedeutender, da er einige Radikalbuchstaben betrifft, die in dieser Sprache nicht gewöhnlich verwechselt werden; aber so waren es unbekante Namen aus uralten Traditionen, deren leichte Dialektverschiedenheit durch Anschmiegung an die hebräische Form sich zum Theil noch fühlbarer trennte. Das Resultat dieser Erscheinung ist klar. Die Bemerkung, die sich uns beim Enos schon aufdrängte, bestätigt sich durch sieben Generationen. Es ist zweimal *dieselbe Stammliste*, nur mit kleinen Abweichungen in der Folge und in den Namensformen, wie sie in allen Traditionen sich finden. Nehmen wir eine Hypothese zu Hülfe, die keinen Anspruch macht, so haben wir hier die Traditionen zweier verwandten Stämme, deren einer den andern hafste. Hiedurch kann es befördert worden sein, dafs jene kleinen Verschiedenheiten dem Stamme Seth hinreichten, um in der Tradition des Stammes Kain andre Ahnherren als die seinigen zu erkennen, die er zu einer Reihe von Gottlosen machte, und gleich den Kain, der doch als mythischer Stellvertreter des ausgearteten Menschengeschlechts nothwendig aller Ahnherr war, unter der einen Namensform blofs zum Vater des andern Stammes zu machen. Noch eine Bemerkung bestätigt diese Muthmafsung. Vier jener Namen waren durch Dialekt in beiden Reihen verschieden genug, um als Namen verschiedener Menschen dem Gedächtnifs sich einzuprägen; aber beide Stämme hatten ei-

nen *Henoch* und einen *Lamech* (denn der Unterschied, Hanoch, Henoch, liegt bekantlich nur in der deutschen Bibel). Und gerade diese beiden sind die einzigen, von welchen noch ein Wort mehr als der bloſse Name angeführt ist. Von dem Sethischen *Henoch* heiſst es nehmlich, er sei wegen seines unsträflichen Wandels der Erde entrückt worden. So unterschied sich also *Henoch der Fromme* von dem gleichnamigen Kainiten. Von *Lamech* aber hat sich in der Kainischen Genealogie das dunkle lyrische Bruchstück eines Mythos erhalten, aus welchem so viel erhellet, daſs er einen Menschen ermordet hatte. In Deutung der dunklen Worte zu seinen Weibern folge ich der Erklärung derjenigen, nach welchen Lamech, trotzend auf die von seinem Sohne Thubalkain erfundenen Waffen, ausruft: Blutrache, an ihm geübt, werde sieben und siebzigmal wieder gerächt werden, während Jehova nur siebenmalige Rache auf Kains Tod gesetzt habe! Dies war also *Lamech der Mörder*; und es ist möglich, daſs solche aus Nationaleifersucht entstandene Beinamen erst Anlaſs gaben zu eignen Mythen, deren Fragmente in unserer Urkunde sich erhalten haben.

Das Gesamtresultat dieser Untersuchung rundet sich ab durch noch einen merkwürdigen Umstand. Der Lamech den wir in der Kainischen Reihe als Vater dreier Erfinder gesehn haben, ist in der Sethischen Reihe auch Vater eines Sohnes, und auch dieser ist ein Erfinder; *Noach* der Erfinder des *Weinbaus*. Einen neuen Beweis erhält durch diese Bemerkung nicht nur die Einerleiheit der beiden Lamech, und der beiderseitigen Linien; sondern auch die Erklärung jener drei ersten Erfinder als Asiatischer Gottheiten, und ihre Wanderung in den Occident. Denn auch im Noach hat man schon längst, durch die innern sprechenden Gründe, den *Dionysos* der Griechen erkannt. Mein Verdienst kann also nur sein, einer historischen Wahrheit welche durch Vorurtheile allerlei Art immer in ein falsches Licht gesetzt ward, durch den Zusammenhang worein sie so ganz von selbst sich schmieget, die gebührende Anerkennung zu verschaffen.

Daſs der Dionysosdienst ein Asiatischer sei, ist auſser

allem Zweifel. Fast buchstäblich sprechen dies aus seine Abstammung vom *Kadmos* und seine Einkehr als neuer Gott in Griechenland von dem siegreichen alle Völker bezwingenden Zuge aus Indien. Denn dafs die wunderbar alles in einander spielende und verwebende Mythologie ihn unter andern auch in Theben geboren werden läfst, zeigt weiter nichts an, als dafs der Asiatische Stamm der diese Gottheit nach Griechenland gebracht hatte, in Theben wohnte, und, dort nun einheimisch, wie gewöhnlich auch die Scene seiner Mythen dort suchte. Eben darum war es dann auch nöthig, den Dionysos, den ein alter Mythos aus dem fernen Indien kommen liefs, erst von Theben aus dorthin zu schicken, und so seine Einkehr in eine triumphirende Wiederkehr zu verwandeln. Den Namen *Dionysos* betreffend, so war *Nysos* oder *Nys* der einfache Name des Gottes; und *Nysa* hiefsen mehre Städte Asiens, wo er theils nach der wandelbaren Sage geboren sein, theils sie auf seinen Zügen gegründet haben sollte. Aber auch die beiden ersten Silben des Namens gelten für griechische Form, seine Gottheit und göttliche Abkunft auszudrücken. Eine Notiz im *Etymologicon Magnum* aber, berechtigt uns auch diesen Theil des Namens schon in Asien zu suchen. Eine ionische Nebenform, heifst es, war *Δεόνυσος* und *Δεύνυσος*, und der Grammatiker lehrt uns dafs einige dies daher leiteten, weil er in Indien geherscht habe, *Δεῦνος* aber auf *Indisch* der *König* heifse. Bekantlich heifst *dewen* auf Indisch Gott, welches Wort mit *Deus*, mit *Ζεύς* und mit *Διός* einerlei ist.

Doch alles dies ist gründlicher und vollständiger von andern ausgeführt worden. Ich spreche nur noch den einzigen hieher gehörigen Satz aus: dafs wenn der Weingott, welchen die griechische Mythologie ausdrücklich aus Indien einkehren läfst, *Nysos* heifst, und in der südasiatischen Tradition, die wir vor uns haben, der Erfinder des Weinbaues in den verschiedenen semitischen Dialekten *Nuh*, *Nuch*, *Nooch* — denn *Noach* ist nur die bekante hebräische Aussprache der Kehltöne *) — kein Zweifel ferner

---

*) Daher bei Josephus *Νῶχος*.

sein kann, besonders nach dem oben dargelegten inneren Zusammenhange des Ganzen, dafs dies ein und derselbe Name derselben Gottheit sei.

Die hebr. Mythologie nennt blofs den Vater des Noach, Lamech, aber nicht seine Mutter; dagegen nennt sie, auffallend genug, bei dem Kainischen Lamech die Namen der zwei Weiber desselben: der *Ada* als Mutter des Jabal und Jubal, der *Zilla* als Mutter des Thubalkain. Die Hand des späteren Anordners, der die beiden Linien vereinigend trennte, ist hier unverkennbar. Lamech war in der alten Sage durch zwei Weiber Vater von vier Erfindern; der Parallelismus, der in den Mythen wie in den Versen der Orientaler herscht, bürgt uns dafür, dafs so wie Ada Mutter war des Jabal und Jubal, so Zilla des Thubalkain und Noach. Und diese Ada und diese Zilla, so wie die Naema Schwester des Thubalkain, deren Name ohne die mindeste Spur einer Beziehung, worin sie stand, genannt wird, waren, wie alle Analogie lehrt, zuverlässig ebenfalls Gottheiten aus jener altasiatischen Theogonie. — Der Dionysos der Griechen hat den Zeus zum Vater: nehmlich unter dieser so gewöhnlichen Form einverleibten sie ihn ihrer Mythologie. Aber seine Mutter *Semele* war dieser fremd, wie er selbst. Alle Frauennamen welche die griechische Mythologie zur genealogischen Verbindung brauchet, haben griechische Form und Bedeutung. Die welche keine Deutung zulassen, stammen entweder aus dem grauen Alterthum, oder aus dem Auslande. *Semele* ist kein griechischer Name, so wenig als *Ino*, der Name ihrer Schwester. Beide stammen aus dem Orient: sie sind Töchter des *Kadmos*. Der Phönicische Stamm brachte die *Ino* als Göttin des Meeres zu den Griechen; auch *Semele* ward von diesen göttlich verehrt: auch sie war zuverlässig eine asiatische Göttin. Nur leider ihr dortiges Attribut kann ich nicht nachweisen; was ich geben kann, ist nichts als todte Buchstaben. Die Verdoppelung eines Konsonanten ist in orientalischen Wörtern sehr gewöhnlich Rest eines vor demselben ausgefallenen andern, meist einer *liquida*. Dies berechtigt uns in der hebräischen Form des Namens *Zilla* die Zusammenziehung einer vol-

leren Form zu suchen. Aus *Zemela* wird im hebräischen Munde sprachmäfsig *Zimla* und *Zilla*: die italischen Religionen machten daraus *Simila* oder *Stimula* *); und die griechischen *Semele*, wie Sidon aus dem phönicischen Zidon, und wie aus der Namensform *Zilla* selbst in der griechischen Bibel *Sella*.

Die Verwandtschaft zweier noch so ähnlichen Namen und Wörter ist nur eine Möglichkeit. Das Zusammentreffen nur mit andern Umständen kann ihr Aufmerksamkeit erwerben. Wenn aber dies Zusammentreffen sich häufet, dann nimt die Wahrscheinlichkeit zu, und bildet endlich einen vollen historischen Beweis, selbst da wo die Uebereinkunft erst aus jenen Uebergängen erhellet, die der Unerfahrene gewöhnlich gänzlich verkennt. Das eben von mir Vorgetragene fügt zu den drei oben schon zusammengestellten Personen aus der altasiatischen, mit der europäischen übereinstimmenden, Götterlehre noch zwei hinzu. Der Zufall, der bei jeder einzelen Erscheinung walten und den Beobachter täuschen kann, verliert sein Recht vor einem so zusammentretenden Ganzen.

Sehr wünschenswerth wäre es nun freilich, durch fernere Vergleichungen dieser Art auch über die übrigen vorsündflutischen Personen noch einigen Aufschlufs zu erhalten. Aber welchen Stoff bietet eine Liste ohne alle Erzählung zur Vergleichung dar, wenn man nicht durch blofse Namenähnlichkeiten in die willkürlichsten Hypothesen sich reifsen lassen will? Wenn aber zu einem solchen Namen nur noch ein Wink kommt, so ist der Weg zu Kombinationen geöffnet, die uns weiter führen können, als wir erwarten durften. Dies hoffe ich zum Schlusse noch an dem bereits erwähnten *Henoch* zu zeigen. Von ihm heifst es in dem hebräischen Monumente nur: er habe in den Wegen Gottes gewandelt und sei deswegen von Gott weggenommen worden. Mag die Theologie, die mit diesen Mythen verbunden war, gewesen sein welche sie wolle, so geht für den, der keine vorgefafste Meinung hat, aus diesen Worten unwidersprechlich hervor, dafs Henoch

---

*) S. *Ovid. Fast.* 6, 503. *Liv.* 39, 12. *Schol. Juv.* 2, 3.

dem irdischen Leben zu höherer Seligkeit entrückt worden. Man sieht, dafs der alte Mythos diesen Frommen in einen scharfen Kontrast mit der sündigen Generation vor der Flut gesetzt hatte. Es war also ein zuverlässiger Blick, der unsern Henoch in einer alten phrygischen Fabel erkannte die einen *Ἀννακὸς* oder *Νάννακος* in ähnlichem Verhältnifs nennet *). Nach *Zenobius* (*Proverb.* 6, 10), der sich auf die phrygischen Geschichten des Hermogenes beruft, war *Nannakos* ein phrygischer König vor Deukalions Zeiten; und da er die bevorstehende Flut voraus wufste, versammelte er die Menschen in den Tempeln und flehte mit vielen Thränen **). *Stephanus von Byzant* (Art. *Ἰκόνιον*) erzählt folgendes. „Es war einer, Namens *Annakos*, der über 300 Jahre lang lebte. Als nun die Einwohner der Gegend das Orakel fragten, wie lange sie leben würden, erhielten sie zur Antwort, dafs sie nach dessen Tode alle umkommen würden. Hierüber erhoben die Phrygier ein grofses Wehklagen. Als nun zu Deukalions Zeiten die Flut eintrat, kamen alle darin um. Zeus aber, nachdem die Erde wieder trocken geworden war, hiefs den Prometheus und die Athena Bilder von Thon machen; worauf er alle Winde zusammenrief, um diese einzuhauchen und zu beleben. Von welchen Bildern (*εἰκόνες*) die phrygische Stadt Ikonium den Namen erhalten hat." Diese beiden in sich selbst ziemlich abgerissenen Notizen ergänzen sich jedoch einigermafsen gegenseitig; und es ist einleuchtend, dafs wir hier ein Bruchstück aus einer Asiatischen Mythologie vor uns haben, welche die Periode vor und mit der Sündflut vollständiger erhalten hatte, und den frommen *Henoch* oder *Annakos* mitten unter seiner sündigen Mitwelt darstellte. Hoffentlich aber wird sich niemand verleiten lassen, weil dies Fragment von Phrygien spricht, nun auch dort das Vaterland der ältesten vormosaischen Mythologie zu suchen. Sagen von al-

*) S. *Will. Baxter* in seinem *Philological letters* in den *Miscellaneous Tracts on Antiquity*, tom. I. *Lond.* 1779, p. 206. — *Rosenmüller Scholia in V. T. ad h. l.*

**) Vgl. *Suid. v. Νάννακος* und *Τὰ ἀπὸ Νανάκου.*

alten Fluten waren überall; an die in jedem Lande einheimische kettete das Volk den alten überlieferten Mythos, der daher bald den Noach, bald den Deukalion; bald Ararat, bald Phrygien, bald Thessalien nennet. Der Verdacht aber dafs die Erzählung von Annakos eine erst spät aus der jüdischen oder christlichen Bibel genommene und weiter ausgesponnene sei, kann nicht aufkommen gegen die alten Zeugnisse im Zenobius *); gegen den Umstand dafs dieser Mythos an den Ursprung der Stadt Ikonium geheftet, folglich aus der uralten Klasse von Fabeln, *κτίσεις* genannt (d. i. Gründungen von Städten, Völkern und Staaten), genommen war; und gegen die Erwägung dafs dieser Annakos oder Nannakos ein altes Sprüchwort war, das nach einigen Nachrichten von uralten Dingen gebraucht ward, nach andern von kläglichem Flehen: vermuthlich wirklich von beidem. Die Vergleichung dieser Phrygischen Sage zeigt nun zugleich, dafs die von den Muselmanen uns erhaltene Arabische, von eben diesem Henoch, den sie *Achnoch* nennet, so verbrämt sie auch mit spätern Zusätzen ist, doch einen Grund von uralter orientalischer, den Mosaischen Auszug ergänzender, Mythologie hat **). Nach ihr hatte ihn Gott an die ausgearteten Kainiten gesandt, sie zu bekehren; sie setzt aber hinzu, dafs er auf deren Widerstand sie bekriegt habe. Die Araber sagen ferner von ihm, dafs er die Gabe der Weissagung gehabt: daher auch die schon im Alterthum bekanten, seinen Namen tragenden Bücher; dafs er der Stifter einer uralten Religion gewesen, und viele Künste erfunden habe; da-

---

*) Des Historikers *Hermogenes* Alter ist zwar unbekant, aber schon Josephus und der vortreffliche Scholiast des Apollonius citiren ihn als Quelle. S. *Voss. de Hist. Gr. lib.* 3. Als Belag aber für den gleich anzuführenden sprüchwörtlichen Gebrauch des Mythos hat Zenobius aus dem einst klassischen Iambographen *Herodes* oder *Herondas* (*s. Ruhnk. Hist. Oratt. Gr. extr.*) folgenden Ausgang eines Skazonten:

— *ἵνα τὰ Ναννάκου κλαύσω.*

**) S. *Herbelot* Art. *Edris.* Denn unter diesem, einen Forscher oder Gelehrten bedeutenden, Namen ist Henoch bei den Muselmanen bekanter.

her auch die gelehrten Morgenländer den *Hermes* in ihm erkennen *); ein Wink der nicht ohne weiters zu verwerfen ist, obgleich ich ihn dahingestellt sein lasse.

Desto wahrscheinlicher glaube ich dieselbe Person auch in der Gestalt eines Heros, wie der hebräische und phrygische, und zunächst aus diesem entstanden, in der griechischen Mythologie nachzuweisen; welches durch die Verwandtschaft der Griechen mit den Phrygiern, worauf die Mythen von Tantalos, Pelops und Niobe deuten, begreiflich wird. Der Name Aeakos verhält sich in seiner griechischen Form, *Αἰακός*, zu *Ἀνναχός* genau wie zu *Παννονία* die den Griechen geläufigere Form *Παιονία*. Die Frömmigkeit und Gerechtigkeit des Aeakos, die ihn zum Freunde des Zeus machte, ist bekant. Als einst Griechenland von den erzürnten Göttern mit einer Hungersnoth heimgesucht ward, sagte das Orakel, sie werde aufhören, wenn Aeakos Gebete deswegen verrichten würde. So *Apollodor* (3, 12, 6), und *Diodor* (4, 61). Nach andern war die Landplage eine *Flut* (s. *Schol. Pind. Nem.* 5, 17). Dieses *Gebet des Aeakos*, worauf die Abwendung des Uebels erfolgte, war ein in der griechischen Sage sehr berühmtes Faktum, und auf der Stelle wo er es verrichtet hatte, stand ein der Sage nach von den Gesamtgriechen erbauter Tempel (*Isocr. in Euagora* 5). Bekant ist, daſs er göttlich verehrt ward, und daſs er als Unsterblicher namentlich wegen seiner Gerechtigkeit einer der Richter der Unterwelt war. Eine bestimmtere Fabel aber läſst ihn in den *Elysischen Gefilden* wohnen, wo bekantlich nach der älteren Vorstellung nicht etwa die bessern Menschen überhaupt, sondern nur wenige von den Göttern vorzüglich geliebte eine höhere Seligkeit genossen. *Hor.* 4. *Od.* 8, 25: *Ereptum Stygiis fluctibus Aeacum Virtus, et favor et lingua potentium Vatum, divitibus consecrat insulis.* Lauter Züge, worin man die in Nebenumständen leicht modificirte und der griechischen Mythologie angepaſste phrygische und hebräische Fabel des Henoch

---

*) S. *Herbelot* Art. *Hermes*.

erkennt. Zu solchen Nebenumständen gehört denn aber, wie heutzutage wol ohne Beweisführung gesagt werden darf, die mythische Chronologie. Wem die Fabel von Achilleus Grofsvater zu jung ist für einen Heros, den die asiatische Mythologie in die Zeiten vor der Flut setzt, der darf nur einige Versuche machen die mythische Genealogie chronologisch zu vergleichen, namentlich die Ascendenz auch anderer trojanischen Helden, wie des Idomeneus, Agapenor, Priamos, die ihn sogleich mit dem zweiten und dritten Gliede in die ältesten Anfänge der Völkersagen versetzen wird. Das historische in dem Stammbaum der Aeakiden könnte allerfrühestens nur mit Achill selbst anfangen; die Mythen des Aeakos und Peleus sind so rein poetisch und allegorisch, dafs sie jedem Alter angehören können, ohne darum die Stifter und Verbinder der Mythologie gehindert zu haben, sie unmittelbar vor den Achill zu setzen.

Wären uns mehre solche Blicke in die Mythologie der westasiatischen Völker, aus den Zeiten der Griechen vergönnt, wie der, welchen jener phrygische Mythos gewährt; so würde die Untersuchung der mosaischen Urkunden freier und mit schnellerem Erfolge angestellt werden können; als wenn wir die mit unzähligen Zusätzen und Verunstaltungen auf uns gekommene Mythologie der weiter rückwärts liegenden Völker zu Hülfe nehmen: wir würden den Zusammenhang der mosaischen Sagen mit den europäischen deutlicher und vollständiger erkennen, und würden namentlich auch manche der übrigen vorsündflutischen Personen mehr als blofs dem Namen nach kennen.

VIII.

Ueber den Mythos der Sündflut *).

Eine der fruchtbarsten Entdeckungen, welche die neuere Kritik in der Bearbeitung der mosaischen Monumente gemacht hat, ist die, welche die Abwechslung der Namen *Jehova* und *Elohim* in der Genesis betrifft **). Die einzelen Theile derselben in welchen dieser oder jener Name Gottes herscht, stellen auch in ihrem Inhalte sich theils als selbständige Erzählungen dar, theils doch als sehr merklich geschiedene Abtheilungen solcher, die oft mitten in der Erzählung eine jener Ueberschriften tragen, wie „dies ist das Buch" — „dies ist das Geschlecht" —, und die sich von den daran stofsenden auch durch Verschiedenheit des Vortrags, und selbst zuweilen durch Abweichungen in gewissen Umständen unterscheiden. Wäre diese Bemerkung in etwas älteren Zeiten gemacht worden, oder hat sie wirklich ein aufmerksamer Bibelleser schon früher gemacht, so konnte sie wol nur irgend eine mystische Deutung begründen: in unsern Tagen, wo jedem Gebrauche der heiligen Bücher sein eigenthümliches Gebiet angewiesen ist, dient sie dem Kritiker, ohne Gefährdung der Religion, zum unleugbaren Beweis, dafs die Genesis das Werk eines Schriftstellers ist, der mehre alte selbst schon ordentlich abgefafste Ueberlieferungen in ein zusammenhangendes Ganzes kunstlos zu vereinigen suchte. Ja

*) Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1812.

**) S. oben S. 124. 125.

schriftlich abgefafst müssen jene uralten Geschichtbücher gewesen sein, da Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks und der Benennung nur entweder durch Metrum, dergleichen hier nicht ist, oder durch Schrift sich erhalten können.

Die lose Verbindung dieser Theile in der Genesis kann uns nicht befremden, weil die schriftstellerische Kunst, die auf solche Gegenstände ihre Sorgfalt erstreckt, in jene Zeiten nicht gehört; und auch jene Abweichungen dürfen uns nicht irren, weil wir dem Abfasser keinen Zweck unterlegen dürfen, wie ihn ein späterer Schriftsteller bei ähnlicher Arbeit etwa gehabt haben würde. Es läfst sich ein Zweck denken, dem die ausdrückliche Beibehaltung der verschiedenen Darstellung aus verschiedenen Sagen völlig entspricht: obgleich folgende Generationen ihn früh verkannten.

Von selbst müssen wir, bei dieser Ansicht von der Entstehung dieses Buches, erwarten, dafs jene einzelen Theile von sehr verschiedenem *poetischen Werthe* seien. Die Lesung bestätigt dies bald. Ohne noch zu ahnen, was hieraus für die weitern Untersuchungen in diesem Felde hervorgehen mag, glaube ich bemerkt zu haben, dafs die Jehova-Urkunden in dieser Hinsicht weit vorangehen denen mit dem Namen Elohim; obgleich auch diesen eine älteste Poesie zum Grunde liegt, welcher nur spätere Behandlung ihren Glanz scheint benommen zu haben. Gleich der Schöpfungs-Mythos gehört zu diesen, deren poetisches Verdienst, wie ich in einer frühern Arbeit zu zeigen mich bemüht habe, erst dem kritischen Blicke sich vollständig entwickelt. Aber gleich auf diesen folgt die schönste Perle in dieser Schnur, der Paradies-Mythos, und gerade dieser ist ausgezeichnet durch eine ihm ausschliefsend angehörige durch und durch herschende Benennung der Gottheit durch die verbundenen Namen *Jehova Elohim* *). Wobei jedoch angemerkt zu werden verdient, dafs diese feierlichere Benennung Gottes nur in dem eignen Vortrag des Erzählers herschet, dahingegen in den eingeführten Reden der Schlange und des Weibes (Kap. 3, 1 — 5.) nur der

*) Bei Luther *Gott der Herr*.

einfache Name Elohim — und zwar viermal hintereinander, also ohne Zufall — erscheint. Der darauf folgende schöne Mythos von Kain und Abel der, wie ich in meiner letzten Vorlesung gezeigt habe, bestimmt zwar an jenen sich anzuschliefsen, aber von einem andern Verfasser zu sein scheint, hat durchweg den Namen Jehova; und auf ihn folgt, mit dem Namen Elohim das dürftige Gerippe der mythischen Periode von Kain bis zur Flut.

Die Erzählung von der *Sündflut* selbst, zu welcher ich nun übergehe, ist mit sichtbaren losen Fugen zusammengesetzt aus einer Reihe von Bruchstücken beiderlei Art. In dreien von diesen (Kap. 6, 1—8. 7, 1—10. und in den letzten Versen des 8. Kap.) herschet der Name *Jehova* *). Man darf nur zu Anfang des zweiten von diesen Fragmenten statt „geh in den Kasten" setzen „baue dir einen Kasten und geh hinein" u. s. w., sodann das dritte (dessen Anfang mit dem Schlufs des vorhergehenden Elohim-Fragments unmerklich verfliefst) mit dem Ausgange Noachs aus dem Kasten beginnen; so fehlt uns nur wenig, um die ganze Geschichte in dem edeln Stile der

*) In dem vorletzten Verse des zweiten dieser Fragmente (Kap. 7, 9.) steht zwar in unserer hebräischen Bibel der Name *Elohim*. Allein obgleich *Vater* sehr richtig bemerkt, dafs solche einzele Erscheinungen, gegen die überwiegenden Uebereinstimmungen im Ganzen, gar nicht zu beachten sind; so ist doch die Variante Jehova nicht zu verschmähen, welche einer der Kennicottschen Codd. und einige der alten Uebersetzungen, namentlich die Vulgata (*dominus*), darbieten. Ich führe dies nur an wegen des nicht uninteressanten Umstandes, dafs auch *Luther* hier sich der Benennung *der Herr* bedient. Er, der keine Ahnung haben konnte von dem kritischen Gebrauche, den diese Namens-Abwechselung gewährt, wie kommt er dazu, gerade hier seine steten Führer, den hebräischen Text und die Siebzig, zu verlassen? — Sollte nicht sein anerkanntes poetisches Gefühl den Mann gelehrt haben, welche Theile eine poetische Einheit in sich haben? und da dem wörtlich genauen Uebersetzer das Vorherschen des einen oder andern Namens in den verschiedenen nicht unbemerkt bleiben konnte, dürfen wir nicht glauben, dafs er selbst den Abklang des Namens Elohim gegen den vorherigen Zusammenhang mit Jehova fühlte, und daher das besser stimmende wählte, welches ihm eine ehrwürdige alte Uebersetzung, die Vulgata, darbot?

Jehova-Urkunde vor uns zu haben. Das erste Elohim-Fragment dazwischen enthält die Anweisung zum Bau der Arche schon ziemlich im Geist der späteren levitischen Kleinlichkeit, mit Angabe der Maaſse und der Einrichtung, welches alles die ältere Sage unstreitig der Einbildungskraft überlieſs. Dann folgt der Befehl zum Hineingehen und zur Aufnahme aller Landthiere, welches beides unmittelbar darauf in der Jehova-Urkunde eben so vollständig noch einmal vorkommt, nur bekantlich mit der merklichen Abweichung, daſs in dieser von den reinen Thieren je sieben Paare, von den andern je ein Paar mitzunehmen geboten wird, da in der Elohim-Urkunde von allen Thieren ohne Unterschied nur von je einem Paare die Rede ist. Das zweite Elohim-Fragment schildert das Kommen und die Dauer der Flut in lauter Wiederholungen, und dabei mit genauen chronologischen Angaben, die das sichere Gepräg späterer Ausführung alter poetischer Sagen sind: dann eben so die Abnahme, nebst der Erzählung von den *Vögeln*, die Noach zur Erkundung ausgeschickt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daſs dieser naivschöne Umstand zu dem ursprünglichen Mythos mit gehörte; aber in dieser Urkunde hat er eine Erweiterung erhalten, die ihn verdunkelt. Den *Raben*, der zuerst ausfliegt, und der, obgleich die Erde noch einige Wochen ganz bedeckt bleibt, nicht wiederkehret, sondern stets hin und her fliegt, kann ich mir poetisch noch weniger begründen als physisch. Das frisch abgebrochene *) *Oelblatt*, das die zweite Taube bringt, stimmt, auch für einen naiven Dichter, zu wenig mit den Zeitbestimmungen derselben Urkunde, nach welcher die Erde in den niedern Gegenden damals schon drei Vierteljahre lang mit Wasser bedeckt war. In den verwandten Sagen anderer Nationen, die ich nachher berühren werde, dauert die Flut nur wenige Wochen. Der ursprüngliche Mythos braucht gar keine Zeit bestimmt zu haben: wir brauchen ihm also das Oelblatt, worin Fantasie ist und Zweck, nicht abzuspre-

*) Die Sprachforscher sind bloſs darüber streitig, ob das Beiwort im Grundtext *abgebrochen* oder *frisch* heiſse.

chen. Dann folgt der Ausgang aus dem Kasten, an welchen sich, im dritten Jehova-Fragment, das Dankopfer anschliefst. Zuletzt folgt im dritten Elohim-Fragment, abermals mit vielen Wiederholungen, der Bund Gottes und der Regenbogen, welchen letzten Umstand wir dem ursprünglichen Mythos wohl auch zueignen dürfen.

Demzufolge trage ich nun aus den Jehova-Fragmenten, mit schicklichen Einschaltungen aus den andern, den Mythos also vor:

Da die Menschen sehr zunahmen auf Erden, da begannen die Söhne Gottes nach ihren Lüsten zu freien und nahmen zu Weibern die Töchter der Menschen. Da sprach Jehova: Mein Geist wird nicht walten unter den Menschen auf immer bei ihren Vergehungen; denn sie sind Fleisch. Doch will ich ihnen noch Frist geben hundert und zwanzig Jahr. Aber aus der Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden Räuber und Gewaltthätige; und die Bosheit der Menschen nahm zu auf Erden. Da reuete es Jehova, dafs er die Menschen gemacht hatte; und er beschlofs, zu vertilgen alles auf Erden, sowohl Menschen als Thiere bis auf das Gewürm. Aber Noach allein fand Gnade vor Jehova. Da sprach Jehova zu Noach: Baue dir einen grofsen Kasten und gehe in denselben, du und dein Haus, und nim mit dir von allen reinen Thieren je sieben Paare, von den unreinen aber je ein Paar; auf dafs Same lebendig bleibe auf Erden. Denn ich will regnen lassen und vertilgen von dem Erdboden alles was Leben hat. Und Noach that wie ihm Jehova geboten hatte. Und als die Zeit heran kam, thaten sich auf alle Brunnen der Tiefe und alle Fenster des Himmels. Und das Gewässer verbreitete sich und bedeckte die ganze Erde bis funfzehn Ellen über die höchsten Berge. Aber der Kasten fuhr auf dem Wasser. Da ging alles Fleisch unter auf Erden, was einen lebendigen Odem hatte auf dem Trocknen, und nur Noach blieb über und was mit ihm im Kasten war. Da gedachte Jehova an Noach; und er wehrte dem Regen, und das Gewässer fing an sich zu verlaufen. Da liefs der Kasten sich nieder auf dem Gebirge des Landes Ararat. Und

nach einiger Zeit liefs Noach eine Taube ausfliegen, damit er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden. Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fufs ruhen konnte, kehrte sie wieder in den Kasten. Und nach sieben Tagen liefs Noach abermal eine Taube fliegen, die kam zurück gegen Abend, und siehe ein abgebrochenes Oelblatt war in ihrem Munde. Und wieder nach sieben Tagen liefs er eine Taube fliegen, die kehrte nicht zurück. Da erkannte Noach, dafs die Erde trocken war. Und er ging heraus mit seinem Hause und allen Thieren. Da bauete Noach dem Jehova einen Altar, und brachte ihm Opfer von allerlei reinen Thieren: und Jehova roch den lieblichen Geruch und ward versöhnet. Da gab Jehova ein Gebot, dafs wer Menschenblut fürder vergösse auf Erden, defs Blut solle wieder durch Menschen vergossen werden. Und Jehova schlofs einen Bund mit den Menschen und allen auf Erden lebenden Thieren, und sprach: Es soll hinfort keine Flut mehr kommen, die die Erde verderbe. Und zum Zeichen meines Bundes habe ich meinen Bogen in die Wolken gesetzt; damit, wenn es kommt, dafs ich Wolken führe über die Erde, ich ansehe meinen Bogen, und gedenke meines Bundes, und lasse keine Sündflut kommen, die alles Fleisch auf Erden verderbe.

Der Eingang zu dieser Erzählung hat Dunkelheiten, die von den Abkürzungen der älteren Sage herrühren, dergleichen sichtbar die ganze Periode von Kain bis zur Flut erfahren hat. Wer in jenen Zeiten einen kurzen Auszug der alten Sagen verfafste, hatte die Gesetze eines solchen nicht vor Augen. Er setzte eine Menge Begriffe und Notizen als bekant voraus, ohne zu ahnen, dafs eine Zeit kommen würde, wo man nichts mehr davon wissen würde. Nur durch Vergleichung der Analogie aller ältesten Sagen ist es uns möglich, einige Zwischenbegriffe zu ergänzen.

Die Ungleichheit der Stände ist so alt als alle unsere historische Kenntnifs, die Sagen mit eingeschlossen. Bei allen Völkern ist wenigstens ein königlicher oder Heldenstamm, der alsdann den Priesterstand gewöhnlich mit in sich begreift, im Gegensatz des gemeinen Volkes. Was

jener ältesten Zeit edel und trefflich, was ihr Tugend ist, ist wirklich diesem Heldenstamm fast ausschliefslich eigen: der grofse Haufen ist nicht blofs niedrig, sondern schlecht: oder vielmehr schlecht und niedrig ist einerlei. Mit jenen verbindet sich bald der Begriff einer ausgezeichneten göttlichen Abstammung. In der vielgöttischen Sage, die der mosaischen Religion vorausging, war ein solcher Heroenstamm von Abkömmlingen der Götter wie in der griechischen Sage und allen übrigen. Sie hiefsen *die Söhne der Elohim* oder der Götter, im Gegensatz der Söhne der Menschen oder des Volkes. Sehr begreiflich, dafs ein uralter Gebrauch bei den Völkern die Gemeinschaft der *Ehen* zwischen beiden Ständen verwehrte; sehr begreiflich, dafs man sich die Verderbtheit der Vorwelt und die allmähliche Entartung des Menschengeschlechts aus solcher Vermischung erklärte. Dies war der Sinn der vormosaischen Sage, die mit der mosaischen Religion nicht in allen Begriffen harmonirte. Der Gesetzgeber behielt sie jedoch bei; aber mit dem seiner Lehre eigenthümlichen Begriffe der Einheit im Namen Elohim. Es sind also nun nicht mehr die Söhne der Götter, sondern die *Söhne Gottes*. Hiemit verband sich nun noch der Begriff des *göttlichen Hauches*, der einst den Menschen beseelt hatte. In dem Stamme der Edeln glaubte man habe sich der Hauch oder der *Geist Gottes* am unverfälschtesten erhalten. Wer wollte über den materialistischen Begriff sich wundern, dafs bei allgemeiner Vermischung des grofsen Menschengeschlechts auf Erden dieser Götterhauch sich immer mehr und mehr verschwächet, und zuletzt fast ganz verloren habe? So lange ein ansehnliches Geschlecht jener Edeln unvermischt auf Erden wohnte, so lange konnte der Geist Gottes in ihnen, und sie selbst durch ihre Herschaft unter den übrigen Menschen, Recht und Ordnung erhalten. Aber nun nach jener Vermischung sah Gott voraus, dafs sein Geist aufhören werde, wirksam zu sein unter den Menschen. Dies ist der wahre Sinn der Worte Kap. 6, 3., den die natürlichste Bedeutung der hebräischen Ausdrücke und unbefangene Beachtung des Zusammenhanges darbieten, und welchem Luther am nächsten ge-

kommen ist, während die gelehrtesten Ausleger hier unnöthige Zwangsmittel angewandt haben *).

Ganz in dem Sinne jener Zeit, wo Gott noch Reue über seine Handlungen empfindet, ist denn auch die *Frist*, welche er, einem gerechten irdischen Herscher gleich, den Menschen noch gibt, so sicher er auch vorhersieht, daſs die Wirkung seines Geistes unter ihnen bald aufhören wird. Aber daſs diese Frist nur in Gottes Gedanken erwähnt, und daſs ihre Verlaufung nachher stillschweigend vorausgesetzt wird, dies ist offenbar nur noch Rest einer ursprünglichen vollständigern Erzählung. Zuverlässig lieſs diese Gottes Miſsfallen, sein bevorstehendes Gericht, und diese Frist den Menschen ankündigen. Und hiemit stimmen vortrefflich überein die in meiner letzten Vorlesung angeführten mosaischen Sagen von *Henoch*. Der phrygische Annakos, nachdem den Menschen vorhergesagt worden, daſs sie nach dessen Tod umkommen würden, versammelt sie zu flehentlichem Gebet. Die Araber lassen ausdrücklich den Henoch von Gott an die Kainiten gesandt werden, um sie zu bekehren. Wer sieht also nicht, daſs in der mosaischen Erzählung die in dem vorhergehenden trocknen Geschlechtsregister erwähnte Frömmigkeit des Henoch und seine Entrückung, und die hier gegebene Frist, Bruchstücke eines eben solchen Zusammenhanges sind? Henoch war es, der den Menschen diese Frist verkündete, und vergeblich bemühte sich eben derselbe, sie

---

*) Luthers Uebersetzung ist: „die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch." Er durfte nur noch wörtlicher übersetzen: „die Menschen werden sich meinen Geist nicht immer strafen lassen." — Uebrigens ist *Vaters* Urtheil, daſs diese ganze Stelle (Kap. 6, 1 — 4.) „ohne irgend einen ersichtlichen Zusammenhang" mit der Erzählung von der Sündflut stehe, gewiſs eine zu starke Behauptung. Vielmehr würde die *groſse Bosheit* der Menschen V. 5. ohne eine solche begründende Einleitung schwerlich erwähnt worden sein. Daſs die *Nefilim* und die Erobrer nachtheilig erwähnt werden, ist klar durch diesen Zusammenhang, und stimmt recht gut mit der mosaischen Religion, welche durchaus nur die Eroberungen, die von dem Gesamtvolke Israel geschahen, heiligte.

zur Erkenntnifs und Bufse zu bringen. Er wird von Gott zu höherer Seligkeit von der sündigen Erde weggenommen, und nach Verlauf der Frist ergeht das Gericht über alle Menschen, mit einziger Ausnahme von Henochs gottesfürchtigem Nachkommen Noach. Freilich die mosaische Chronologie stimmt mit dieser Annahme nicht; denn, rechnen wir nach dieser, so fällt Henochs Entrückung sogar mehre hundert Jahre vor Anfang der Frist. Allein dies wäre nur dann ein Widerspruch, wenn der mosaische Mythos Henochs Vermittelung wirklich erwähnte. Dafs die vorsündflutischen Alters-Angaben durchaus unmythisch sind, das heifst, dafs sie durch weit spätere prosaische Behandlung erst hineingekommen sind, versteht sich von selbst. Die Angabe der hundert und zwanzigjährigen Frist hingegen lautet mythisch genug. Es ist die Dauer eines alten orientalischen Säkulum *). Wer nun diese, wie man mufs, ganz unabhängig von jener chronologischen Liste betrachtet, der wird es gewifs nicht unpassend finden, wenn hundert und zwanzig Jahre vor der Flut Noachs Urgrofsvater sie verkündet und die Menschen zur Bufse ermahnet.

In der phrygischen Sage vom Annakos wird ausdrücklich und zwar offenbar als Auszeichnung angeführt, dafs er *über dreihundert Jahre* gelebt habe. Merkwürdig ist, dafs grade diese Zahl mit der mosaischen Sage übereinkommt, in welcher Henochs Erdenwandel dreihundert und fünfundsechszig Jahre dauert, während die übrigen aus derselben Linie bis zu ihrem natürlichen Tod ein weit höheres Alter erreichen. Mit dem Bewufstsein freilich, dafs Uebereinstimmung in Zahlen etwas sehr unzuverlässiges ist, möchte ich mich von dieser hier verführen lassen, sie als einen Wink anzunehmen, dafs dieses Alter Henochs wirklich so bestimmt in der alten Sage gewesen sei. Durch diese Voraussetzung rundet sich nehmlich der alte Mythos aufs vortrefflichste. Es ist begreiflich, dafs in demselben

---

*) S. *Scaliger de Em. Temp. lib.* 4. *p.* 293 — 98. *Censorin. de Die nat, c.* 17. und die dort von Lindenbrog angeführten Stellen anderer Schriftsteller.

den Menschen der ältesten Sage ein hohes Alter zugeschrieben ward: aber jeder alte Mythos bleibt einfach und natürlich, auch wo er Verwunderung erregen will. Irre ich, so irre ich nicht ohne Wahrscheinlichkeit, wenn ich annehme, dafs als gewöhnliches Alter der Menschen jener Zeit das Säkulum von hundert und zwanzig Jahren angenommen und von Henoch gesagt war, ihm habe die Gottheit seines frommen Wandels wegen, und damit er seiner Mitwelt lange zum Vorbild diene, drei jener Menschenalter leben lassen. Von diesen war die von ihm feierlich endlich auf göttlichen Befehl verkündete Frist das letzte. Die Zeit des Gerichts war nun da. Henoch, der Sohn und Enkel überlebt hatte, ward hinweggenommen, sein Urenkel aber zu Erneuerung des Menschengeschlechts in der allgemeinen Flut durch göttliche Vorsehung erhalten. Die hebräische Tradition, welche, wie wir sehen, von jener ältesten Periode nur die Stammtafel erhalten hatte, verlor diese Motivirung von Henochs hohem Alter aus den Augen, und gefiel sich nun in der wunderbaren Ausdehnung desselben in beinah dreifachem Maafse auf die ganze Generation, indem sie sich begnügte, den frommen Henoch durch seine Verseligung auszuzeichnen.

Die ganze übrige Erzählung von der Flut selbst ist einfach und durch sich selbst klar. Der *Bund*, den Gott mit den Menschen schliefset, hat den ethischen Zweck, auch in dem Herzen des sündigen Menschen das Zutrauen zu Gott, das durch die Kunde von diesem Strafgericht vernichtet werden konnte, zu erhalten. Die schöne Dichtung von dem *Regenbogen*, als Zeichen dieses Bundes, hat ihren Grund in dem Anblick, den diese Erscheinung gewährt. Fest aufstehend auf der Erde wölbt er sich hinauf in den Himmel, und scheint so ein Band zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen. Eine Idee, die wenig verschieden, aber herzlicher ist, als die griechische, nach welcher der Regenbogen der Weg ist, auf welchem die Verkündungen und Befehle des Zeus auf die Erde gelangen, oder personificirt, die Botin selbst des Zeus.

Die physische und historische Begründung des Sünd-

flut-Mythos bedarf keiner weitern Untersuchung. Die Gestalt aller Küsten sind das dauernde Dokument alter Wasserverwüstungen. Jedes noch so hohe Alter, das man Gründe haben kann diesen Ereignissen zu setzen, kann nicht zu alt sein, um eine solche Sage begründet zu haben. Die Kunde solcher Zerstörung, die in jedem Lande, das sie traf, als eine Weltzerstörung den Gemüthern sich einprägte, kann nie untergehen. Ueberall mufste die Sage davon sich bilden, unabhängig von der jedes andern Landes. Aber die so, wie wir sie hier vor uns haben, gestaltete Sage geht von Einer Gegend aus. Das anziehende in ihrer Erfindung konnte sie von Volk auf Volk, von Zeit auf Zeit verpflanzen; aber überall ward sie nothwendig die Sage von derjenigen Flut, welche die dasige Gegend betroffen hatte. Aus Gründen, die ich früher entwickelt habe, suche ich die Bildung dieser Sage, wie der übrigen ältesten in der Genesis in den südlichen Gegenden Asiens. Verpflanzt an den Eufrat, läfst sie den Kasten auf den Gebirgen *Ararats*, worin ich mit den Erklärern aller Zeiten *Armenien* erkenne, sich niederlassen *). Von den Ueberlieferungen anderer Völker jener Gegend haben Josephus **), Eusebius ***), Cyrillus ****) und Syncellus †) uns einige Bruchstücke aus den Werken griechisch schreibender Historiker vor unserer Zeitrechnung erhalten, worin ich, wie Eusebius, von der mosaichen Erzählung unabhängige Uebereinstimmungen mit derselben erkenne. Am merkwürdigsten ist die *assyrische* Tradition, aus den historischen Werken des *Abydenus* und *Alexander Polyhistor* geschöpft; in welcher, statt des mosaischen Noach, ein *Sisuthros* oder *Xisuthros* ††) eingeführt wird,

---

*) S. ob. *Aelteste Erdkunde des Morg.* S. 115 folg.

**) *c. Apion.* 1, 19.

***) *Praep. Euang.* 9, 11. 12.

****) *Contra Julian.* 1.

†) *Ed. Paris. p.* 30 *et* 38.

††) Alexander scheint *Xisuthros* geschrieben zu haben, aber Abydenus *Sisuthros*.

welchem ein Gott, den der Grieche Kronos nennt, grofse Regengüsse auf den funfzehnten des Monats Däsios ankündigt. Auf seinen Befehl vergrub Sisuthros schriftliche Nachrichten von der Vorwelt in der Sonnenstadt Sippara, baute dann ein grofses Schiff, in welches er mit seiner Familie und Freunden und mit allen Arten vierfüfsigen, fliegenden und kriechenden Thieren ging, und nach *Armenien* hinaufschiffte. Drei Tage nachdem der Regen aufgehört fing er an, durch ausgeschickte Vögel die Erde zu erkunden. Zweimal kamen sie zurückgeflogen; aber das zweitemal hatten sie Schlamm an ihren Füfsen. Zum drittenmale blieben sie aus. Hierauf verliefs zuerst Sisuthros blofs mit seinem Weibe, seiner Tochter und dem Steuermanne das Schiff. Sie beteten die Erde an, errichteten einen Altar und opferten den Göttern. Aber plötzlich verschwanden sie. Die im Schiffe zurückgebliebenen gingen nun ebenfalls heraus, suchten und riefen vergebens, bis Sisuthros Stimme aus dem Aether, nachdem er sie zu einem frommen Leben ermahnt, ihnen gesagt, sie seien ihrer Gottesfurcht wegen zu den Göttern genommen, um bei diesen zu wohnen. Auf seine fernere Anweisung kehrten jene nun zurück, gruben die geretteten Bücher aus und wohnten wieder in Babylon. Das Fahrzeug aber blieb bis in späte Zeiten auf Armeniens Gebirgen liegen.

In dieser Sage ist eine Vermengung mit der Sage von *Henoch* unverkennbar; denn nach andern blieb Sisuthros auch nach der Flut noch auf Erden. In dem *Lucianischen* Buche *de Dea Syria* (Kap. 12. 13.) wird dieses assyrischen Noachs auch erwähnt. Von dem heiligen Tempel zu *Hierapolis* in Syrien heifst es dort, die Menge sage, *Deukalion der Skythe* habe ihn errichtet, derselbe, zu dessen Zeit die grofse Flut eingefallen sei. In ihrem Lande nehmlich habe damals die Erde sich aufgethan und habe das gesamte Gewässer aufgenommen. Deukalion aber habe Altäre und über dem Erdspalt einen Tempel der syrischen Göttin errichtet, auch ein Gesetz gegeben, dafs dieser Tempel ein Denkmal der Heimsuchung und der Wohlthat sein solle. In dieser Erzählung befremdet die Erklärer mit Recht der Beiname des *Skythen*, den

Deukalion führt: nicht dafs Abweichungen dieser Art überhaupt befremden könnten, sondern weil diese von allen andern so sehr abgehende Angabe so beiläufig als etwas bekantes angeführt wird. Und wie kommt es, dafs grade dieser südliche Deukalion ein Skythe sein soll, da nichts natürlicher ist, als dafs jedes Volk den in der Sündflut geretteten als einen seines Stammes angibt? wie denn auch wirklich die assyrischen uralten Chronologien den Sisuthros als den zehnten König von Chaldäa aufführen. Unstreitig hatte der griechische Schriftsteller hier dem Namen aus der griechischen Mythologie, Deukalion, dessen er sich, der griechischen Sitte gemäfs, wie der Namen Hera, Dionysos u. a. bedient, den einheimischen beigefügt, und ein kleiner Schreibfehler hat ihn uns wieder verhüllt. Man darf in jenem Beinamen in griechischer Schrift nur das *K* in seine zwei Grundzüge, die dem *I* und *C* gleich sind, zertheilen, so haben wir den *Deukalion Sisythes* oder *Sisuthes* *); eine einfachere griechische Formation desselben Namens, den jene Schriftsteller Sisuthros oder Xisuthros schreiben.

Die Kenntnifs einer durch ihre Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung höchst merkwürdigen Sage eines vom Eufrat entferntern Landes, der *phrygischen*, verdanken wir der Wissenschaft, die uns so vieles, das sonst mit der Spur verloren wäre, erhalten hat, der Münzenkunde. Und ich verdanke wieder die Zuverlässigkeit, mit welcher ich davon sprechen kann, oder vielmehr alles, was ich davon anzuführen habe, jenem gründlichen Gelehrten, jenem ruhigen und sichern Forscher, dessen Meisterwerk diese Wissenschaft auf einen Fufs gesetzt hat, dessen sich wenig andre zu erfreuen haben, *Eckhel* in Wien **). Von der an den Flüssen *Mäandros* und *Mar-*

---

*) *Δευκαλίωνα τὸν* CKΥΘΕΑ l. CICΥΘΕΑ. Genau denselben Fehler findet man bei Athenäus *XI. p.* 500. *b.*, wo wir lesen, Dercyllidas habe den Beinamen gehabt *σκύφος*, während aus Xenophon und aus der Sache selbst gewifs ist, dafs er *CICΥΦΟΣ* genannt ward. S. auch *Hesych. Schow v.* *Ἵππειος*.

**) *Doctrina Num. Vet. to.* 3. *p.* 132 *sqq.*

Marsyas belegenen berühmten Stadt *Apamea* in Phrygien, gibt es eine Anzahl Münzen aus den Zeiten des *Septimius Severus* und folgender Kaiser — sieben bis acht Exemplare, durch die sichersten Münzkenner für echt erklärt, sind bekant — welche einen auf den Fluten schwimmenden Kasten darstellen, worin ein Mann und eine Frau zu sehen. Auf dem Kasten sitzt ein Vogel, und ein anderer fliegt heran, einen Zweig mit den Füſsen haltend. Dicht dabei steht dasselbe Menschenpaar, mit aufgehobener Rechte, auf festem Lande. Was aber das allermerkwürdigste ist, auf dem Kasten sind auf drei Exemplaren deutlich zu lesen die Buchstaben *ΝΩ*, wovon auf andern bloſs noch das *N* zu erkennen ist. Aeltere Gelehrte, namentlich *Octavius Falconerius*, von welchem wir eine Abhandlung über diese Münzen haben, versicherten, deutlich *ΝΩΕ* zu lesen, welches noch auffallender, aber auch eben dadurch verdächtig wäre, da dies genau die Schreibart ist, mit welcher die griechische Bibel die hebräische Namensform ausdrückt. Allein durch Eckhels sichere Kritik ist es nun wol ausgemacht, daſs nirgend mehr als jene zwei Buchstaben erscheinen *). Mit Recht wird mit dieser Münze die Aussage eines sonst sehr bedenklichen Zeugen, der sogenannten *sibyllinischen Bücher* verbunden, welche nach Erwähnung der Sündflut in schlechten Versen folgendes erzählen **):

In Phrygien — — — — — — liegει
Steil, fern sichtbar ein Berg, mit Namen Ararat heiſst er.
— — — — — — —
Aus ihm quellen hervor des Stromes Marsyas Adern:
Aber auf seinem Gipfel sich senkend ruhte der Kasten (κιβωτός),
Als sich der Regen gelegt.

---

*) Die Angabe anderer, daſs *ΝΕΩ* d. i. *νεωκόρων* darauf gelesen werde, ist, wie aus eben dieses Gelehrten Untersuchung hervorgeht, durchaus irrig und unstatthaft.

**) *Ed. Gallaei p.* 152 — 160.

So plump auch hier der christliche Verfasser den biblischen Namen Ararat nach Phrygien trägt, so sieht doch jedermann, daſs er grade auf diesen Gedanken nie gekommen wäre, wenn er nicht eine mit der biblischen Geschichte übereinstimmende phrygische Sage vorgefunden hätte. Endlich tritt hinzu der wichtige Umstand, daſs eben dies Apamea, wie wir aus Plinius, Strabo und andern Quellen wissen, von andern gleichnamigen Städten sich unterschied durch den nirgend erklärten Beinamen *Κιβωτός*, *der Kasten*, welcher auch auf einer Münze dieser Stadt, von *Hadrian*, zu lesen ist *). Mir ist kein Zweifel, daſs dieser Beiname seinen einzigen Grund hatte in jener alten Sage, daſs der Kasten des aus der groſsen Flut geretteten Stammvaters hinter dieser Stadt sich niedergelassen habe. Denn an einen jüdisch-christlichen Ursprung der so gestalteten Sage, welche auf die Münzen dieser Stadt hätten Einfluſs haben können, ist unter jenen Kaisern nicht zu denken. Die Sylbe *ΝΩ* in *ΝΩΕ* zu ergänzen veranlaſst uns nichts. Warum sollte nicht dieser Name, den die Araber *Nuh* aussprechen, in Kleinasien *No* gelautet haben? doch kann es etwas gräcisirt gesprochen worden sein *ΝΩΣ*. Die gesamte Uebereinstimmung aber des Mythos und des Namens mit der mosaischen Sage, kann uns nicht mehr befremden, nachdem wir den *Henoch*, oder nach der arabischen Aussprache *Achnoch*, so deutlich erkannt haben, in dem ebenfalls phrygischen *Annakos*. Daſs übrigens auf jenen Münzen, sowohl in als auſser dem Kasten, nur Noach und seine Frau gesehen werden, darin erkenne ich den Uebergang zu dem griechischen Mythos von *Deukalion* und *Pyrrha*, die ganz allein auf der Erde bleiben.

Denn die mythische Einerleiheit des griechischen *Deukalion* mit Noach und Sisuthros, das heiſst, daſs der griechische Mythos mit jenen orientalischen Sagen aus gemeinsamer Quelle ausgeht, dies, sage ich, ist so gewiſs als wenig Dinge dieser Art sein können. Hier ist nicht von der historischen oder chronologischen Einerleiheit der

*) Eckhel a. a. O. S. 140.

Ueberschwemmungen in Indien, in Westasien, in Thessalien die Rede. Ueber diese bleibt dem Geologen, so wie dem Historiker, wenn er es in sein Feld glaubt ziehen zu können, freie Untersuchung. Auch die strenge Einerleiheit der mythischen Personen, womit die verschiedenen Sagen belebt sind, kann nicht gemeint werden. Denn diese, so wie andere Nebenumstände, wandeln sich bei jeder Nation aufs mannigfaltigste; und Lokalsagen, wie wir ein Beispiel in der Tradition von Hierapolis gesehen haben, verschmelzen sich überall in die empfangenen Ueberlieferungen. Die Erfindung und die Hauptgestalt des Mythos ist es, welche allen diesen Nationen gemein ist. Schade nur, daſs wir den griechischen Mythos von Deukalion nirgend in einiger Vollständigkeit finden. Im *Apollodor* finden wir ihn in folgendem Auszug:

„Als Zeus beschlossen hatte, das eherne Geschlecht zu vertilgen, verfertigte Deukalion auf Prometheus Angabe einen Kasten, versah ihn mit Lebensmitteln, und ging mit Pyrrha, seinem Weibe, hinein. Zeus aber schickte vielen Regen vom Himmel, welcher den gröſsten Theil von Hellas überschwemmte, so daſs alle Menschen umkamen bis auf wenige, die sich auf die höchsten Gebirge flüchteten. Deukalion fuhr in dem Kasten neun Tage und neun Nächte umher, und landete endlich auf dem Parnaſs, wo er, nachdem der Regen aufgehört hatte, aus dem Kasten ging und Zeus dem Erretter opferte." — Hierauf folgt die eigenthümliche Sage von der Erneuerung des Menschengeschlechts aus Steinen.

Man vergesse nicht, daſs wir hier keinen eigentlichen Mythographen, sondern nur einen Mythologen vor uns haben, das heiſst, einen, der als Gelehrter die Mythen sammelt, und zwar zu einer Zeit, als die Historiker schon längst in die Erzählungen aus der mythischen Zeit mancherlei hatten einflieſsen lassen, was diese Nachrichten historischer gestalten sollte. Dahin gehört die Einschränkung der Flut auf Hellas, womit man vergleiche *Aristoteles Meteorol.* 1, 14., wo die überschwemmte Gegend noch genauer bestimmt wird. Dem Geiste des alten Mythos, der dieses Ereigniſs mit der Folge der metallenen Men-

schengeschlechte in Verbindung setzte, und den Deukalion zu aller Menschen Urheber machte, wie jedermann aus den unzähligen Stellen weiſs, die den Deukalion mythisch erwähnen, war diese Beschränkung, so wie die Rettung auch noch anderer Menschen, fremd. — Eine andere Abfassung des griechischen Mythos finden wir in der bereits angeführten Stelle des *Lucian*, wo er der Erzählung der Syrier eine andere ausdrücklich als die griechische entgegenstellt, deren Uebereinstimmung in Nebenumständen mit der mosaischen ich mich jedoch nicht bedienen will, weil sie in dem Munde des syrisch-griechischen Schriftstellers verdächtig ist; wie denn wirklich der Umstand Bedenken erregt, daſs er, abweichend von der gewöhnlichen Vorstellung, und ziemlich asiatisch, den Deukalion mit seinen Kindern nicht nur, sondern auch mit seinen *Weibern* in den Kasten gehen läſst. — Zuverlässiger ist uns der echte Grieche *Plutarch*, der *) als Beweis der genaueren Kenntniſs, welche Thiere von Naturerscheinungen haben, dieses anführt: „Die Mythologen erzählen, daſs dem Deukalion eine *Taube*, die er aus dem Kasten gelassen, zur Kundschaft gedient habe, des Sturmes, wenn sie wieder zurückkam, des heitern Wetters, wenn sie wegflog." Offenbar abermals eine Deutung der einfachen mythischen Erfindung, die also der griechischen Sage mit der asiatischen gemein war, und die Einerleiheit beider bestätigt.

Es fragt sich nun, ob die Person des Noach oder Sisuthros bloſs diesem Mythos ihr Dasein zu verdanken hat, oder ob, wie sehr gewöhnlich ist, ein schon vorhandenes mythisches Wesen in diese Dichtung hineingezogen worden. Was insbesondre den *Sisuthros* betrifft, so gestehe ich, daſs dieser Name es war, der, verbunden mit dem Umstande, daſs er in der alten Sage in der Reihe der chaldäischen Könige aufgeführt ist, die Ahnung in mir entstehen lieſs, ob vielleicht von ihm her einiger Aufschluſs uns werden könnte über die so sehr räthselhafte historische Person des ägyptischen *Sesostris*. Schon die Fas-

*) *De Sollert. Animal.* p. 968 f.

sung dieses Gedankens mufs zwar vielen eitel erscheinen: aber man vergönne, ehe ein solches Urtheil gefällt wird, eine nähere Erklärung. Sesostris Geschichte, sein Eroberungszug aus Aegypten durch Asien bis an die Donau und nach Thracien, ist durchaus fabelhafter Natur, und alle Versuche, diesen Eroberer einigermafsen chronologisch zu machen, sind bei den mancherlei Widersprüchen, die sich entgegenstellen, bisher vergeblich gewesen, wie der Anblick der verschiedenen chronologischen Systeme zeigt *). Freilich bei der seltsamen Art, Geschichte hervorzubringen, deren sich viele bedienen, indem sie aus fabelhaften Erzählungen nur die unglaublichen und übernatürlichen Umstände, und von den widersprechenden Thatsachen die, welche am entbehrlichsten scheinen, streichen oder umformen; bei dieser Methode, sage ich, kommt freilich die Fabel zu kurz, während die Geschichte sich der seligsten Räume und einer wahrhaften Unschuld erfreut. Aber wo ist der Roman, der nicht, wenn er aus seinem litterarischen Zusammenhang gerissen, einst auf die Nachwelt kommen sollte, auf diesem Wege die ernsthafteste Geschichte würde? Vor der wahrhaften historischen Kritik gehört jeder Theil der alten Ueberlieferung, der durch die Natur seines Vortrags, durch die Gestaltung seiner Thaten, durch die Zeit und Umgebung, worin er erscheint, fabelhaft ist, ganz in die Mythologie, mit der Gefahr selbst, einzeles historische, was die Dichtung benutzt haben könnte, das aber mit Sicherheit nicht mehr ausgesondert werden kann, zu entbehren. Allein schon in den Zeiten der Entstehung der Wissenschaft — im Grunde auch damals begreiflicher als jetzt — galt jene Methode; und indem durch sie uralte Dichtungen prosaisch gemodelt stillschweigend in die Geschichte traten, die Urkunden aber verloren gingen, entstanden jene räthselhaften Theile der Geschichte, die den Kritiker verwirren. Hier ist für diesen kein anderer Rath, als solche Erzählungen auf der unentschiedenen Grenze zu lassen, bis entweder

*) S. *Beck* Welt- und Völkergeschichte S. 165. *Simson. Chron. ad* a. m. 2522.

positive Spuren eine historische Grundlage herausfördern helfen, oder Kombinationen anderer Art eine poetische. So ist es mit *Sesostris*. Wahrhaft historische Spuren haben sich noch nicht gezeigt. Denn hoffentlich wird man jene seltsamen Monumente, die das Alterthum von ihm in Palästina und bei den Skythen sah, und deren Existenz ein Augenzeuge wie Herodot *) allerdings vollkommen sichert, nicht eher dafür erklären, bis auch vor unsere Augen einige davon gebracht werden, damit auch unsere Kritik zu entscheiden versuche, ob sie wirklich beweisende Denkmäler sind, oder ob die unbefangenen Betrachter jener Zeit, Deutungen, welche eine alte Sage gewissen Hieroglyphen gab, oder auch Inschriften, welche die Nachwelt erst einem mythischen Faktum setzte, so nahmen wie sie sie empfingen. Finden sich etwa nicht auch Nachrichten im Alterthum von Denkmälern der Züge eines *Herakles* und *Dionysos?*

Die Analogie dieser beiden Eroberer mag uns einen Wink gewähren auch über Sesostris. Mythische Personen rein poetischen Ursprungs leben in allen Ländern, worin verwandte Völkerstämme wohnen. Ueberall bezeugen Denkmäler und Sagen ihre ehemalige Anwesenheit. Erst glaubt ihn jedes Land sein eigen, seinen ehemaligen Herscher. Aber sobald die Erd- und Völkerkunde sich erweitert, dann kann eine solche Allgegenwart nicht anders erklärt werden, als durch einen erobernden Zug über alle diese Länder. An der Richtigkeit dieser Erklärung für die Züge des Dionysos und Herakles wird niemand zweifeln. Wer den Sesostris für zu historisch halten wollte, um ihn eben so zu behandeln, der denke doch an *Memnon*, dessen Landsmann, und der, wenn man mit ernsthafter Miene seinen Zug nach Troja erzählen, und den Danaos für Sesostris Bruder erklären kann, weit jünger ist als dieser **). Verweigere sich wer kann der Evi-

*) 2, 102.

**) Der alexandrinische Schriftsteller *Manetho* erzählt in einem Fragment, das uns Josephus (*c. Apionem* 1, 15.) erhalten hat, die Geschichte des Sesostris (den er *Sethosis*, Diodor *Sesoosis* nennet)

denz der Zusammenstellungen, wodurch *Jacobs* *) gezeigt hat, daſs der berühmte Zug dieses Helden nur der Mehrzahl der Memnonien oder angeblichen Begräbnisse desselben, die man in Aegypten und Persien, in Kleinasien und Cyprus und an andern Orten fand, seine Entstehung verdankt, und er selbst ein uraltes allegorisches Wesen, eine Gottheit war, dem jene Denkmäler überall ursprünglich in ganz anderem Sinne gesetzt waren. Wer es also verträgt, den Memnon so zu betrachten, der berechtigt uns zu einem Versuche wenigstens eines gleichen Verfahrens mit Sesostris. Wer aber historische Thaten in den Zügen des Dionysos und Herakles und Memnon findet, nur der darf unsre Ansicht des Sesostris ohne weiteres verwerfen.

Als inkonsequent wenigstens und thöricht kann es nach diesen Vorausschickungen nicht erscheinen, wenn ich eine Ahnung faſste in den Königen zweier ganz verschiedenen Länder, und wovon der eine durch die ägyptische Sage schon in Zeiten einer bedeutenden Kultur, der andre durch die chaldäische in die Zeiten der Sündflut gelegt wird, Eine Person zu entdecken. Was mir gelang ist indessen nur ein Wink, dessen Werth von künftigen Versuchen ihn zu verfolgen abhangen mag. Von dem Standpunkt einer Ueberschwemmung die Augen auf die ägyptischen Sagen gerichtet, bot sich mir sogleich der *Sothis* oder die Gottheit des Hundsternes dar. Es sei mir

---

und seines Bruders *(Armais)* ganz übereinstimmend mit Herodot und Diodor, und erkläret dabei beide Brüder für den *Aegyptos* und *Danaos* der griechischen Mythologie. Ueberhaupt sind die Alten einstimmig über das hohe Alter des Sesostris, welches nach Herodot und Diodor über das hinausgeht, was man als trojanisches Zeitalter annimt, und wovon *Aristoteles* (*Polit.* 7, 10.) sagt, es stehe weit über dem des *Minos*. Kann die Geschichte eines Königs deutlicher für mythisch erklärt werden? [Die Ergebnisse der neuesten aegyptischen Alterthümer wird man erst dann würdigen konnen, wenn andere Kritiker, als die jetzigen, sich damit beschäftigen.]

*) „Ueber die Gräber des *Memnon* und die Inschriften an der Bildsäule desselben," in den „Denkschriften der kön. Akad. der Wissenschaften zu München für 1809 und 1810."

vergönnt, meiner Hypothese den Ausdruck der Bestimmtheit blofs zu gunsten des Vortrags zu leihen. Die Namen *Sisuthros* und *Sesostris* sind nichts als reduplikative Formen des Namens Sothis. Dies Gestirn war für Aegypten der Vorbote seiner Ueberschwemmungen. Kein Wunder, wenn das Symbol dieses Gestirns, personificirt, und wie gewöhnlich als mythischer König des Landes auftretend, einer der mächtigsten und herrlichsten der ganzen Reihe ward. Und war er einmal ein solcher König, so ging natürlich der physische Zusammenhang des Gestirns und der Ueberschwemmung in die Gestalt menschlicher Einrichtungen über. Sesostris war es, dem die spätere Priestergeschichte die Anlegung aller der Kanäle durch das ganze Land zuschrieb, wodurch diese Ueberschwemmungen erst ein so geregeltes und segenvolles Ereignifs wurden. Dem See *Möris* und dem Flutensender *Sothis* verdankte Aegypten seine Existenz; die Symbole beider stellte daher die Geschichte, als zwei nach Herodot unmittelbar auf einander folgende Könige, welche den See und die Ueberschwemmung durch ihre Anstalten so eingerichtet hätten, vor die Augen einer dankenden Nachwelt *).

Aber nicht blofs in Aegypten, sondern auch in den benachbarten Ländern Asiens ward der Hundstern göttlich verehrt; und wer uns den Namen Sothis durch Hülfe des Koptischen zu einem altägyptischen Appellativum und folglich zu einem von dort allein ausgehenden Namen dieses Sternes macht, den wollen wir dann anhören, wenn

---

*) Dafs der Name *Sothis* bei den griechischen Schriftstellern femininisch erscheint, ist nur eine griechische Formation. In dem noch ungedruckten griechischen astrologischen Werke des *Vettius Valens*, welches Auszüge aus dem uralten ägyptischen Astrologen *Petosiris* enthält, heifst der Stern maskulinisch ὁ Σήϑ, *Seth*. S. *Scalig. Canon. Isagog. p.* 275 und *Salmas. de Ann. Climact. p.* 113. Und wenn die spätere ägyptische Deuterei den Stern Sothis für die Isis erklärt haben soll (nach *Damascius ap. Photium p.* 554. *Hoeschel.*), so ist dies genauer nach *Plutarch* (*de Is. et Osir. p.* 365 *extr.* und 376 *extr.*) so zu fassen, dafs er der Isis Stern gewesen. Ueberhaupt können diese Träume der späteren ägyptischen Unwissenheit keinen Einflufs haben auf unsere Untersuchungen eines Alterthums, das sie um Jahrtausende übersteigt.

uns die Namen Herakles und Deukalion aus der Sprache der Mainoten werden deutlich geworden sein. In Asien war dieser Stern ebenfalls ein Vorbote der grofsen Regenzeit, die mit Ueberschwemmungen häufig begleitet alljährlich mit Ausgang des Sommers eintritt. Weiter bedarf es nichts, um es wahrscheinlich genug zu finden, dafs das Symbol dieses Sterns zugleich Symbol aller Regenfluten und Ueberschwemmungen, und namentlich also auch jener gröfsesten ward, von welcher die uralte Sage erzählte, und dafs es endlich in der alle alte Symbole zu Menschen machenden Mythologie jene bestimte Rolle übernahm. Wer es nun nicht gern sieht, dafs einer schönen und erhabnen Dichtung der Werth der Erfindung geschmälert werde, kann ohne weiteres einen der Weisen jener Zeit hinzutreten lassen, der die alte Sage in die vor uns liegende Form einkleidete. In mir aber hat vergleichende Beobachtung aller alten Mythen und Lehren die Ueberzeugung hervorgebracht, dafs auch in diesem Felde alles allmählich aus kleinen Anfängen und zufälligen Verbindungen entstanden ist, in welche aber allerdings dort und da ein vorzüglicher Genius eingriff und seine Spuren hinterliefs. Das Grofse der Erfindung, das wir auf diese Art den Individuen rauben, wird so zum Eigenthum eines Geschlechtes, eines Volkes, und um so herrlicher und lieblicher erscheint es mir. Diese Ansicht wird es entschuldigen, wenn ich der Entstehung unsers Mythos durch folgende Darstellung näher zu kommen suche.

Zu den Zeiten, wo das Volk seinen Kalender durchaus nur in den Gestirnen hatte, da war der Sirius ein wohlthätiger Genius, der den Landmann ermahnte, sich selbst, sein Vieh und seine ganze Habe gegen die verderbliche Nässe und gegen mögliche Ueberschwemmungen zu schützen. Diese Ermahnung kleidete sich ein in ein naives Symbol, oder, wenn eine in jenen Zeiten besser als wir Bescheid wissende Kunstgeschichte es uns verstattet, die rohen in Holz schnitzenden Anfänge der Kunst dort hinauf zu versetzen, in ein Kalenderbild, worauf ein Mann in einem auf den Fluten schwimmenden Kasten sich und die Seinen und sein durch die Fenster schauen-

des Vieh geborgen hatte. Diesem Symbol, das den Namen *Sisuthes* trug, ging es wie den tausend andern: eine Nachwelt, die der Ermahnung nicht mehr bedurfte, verlor den Sinn aus den Augen und faſste es historisch. Sobald es dies war, schloſs es sich natürlich an die überall vorhandenen Sagen einer alten allgemeinen Ueberschwemmung; und Sisuthes oder Sisuthros ward der allein durch Hülfe der Gottheit von den Fluten verschonte Stammvater des neuen Menschengeschlechts.

Höchst wahrscheinlich war nehmlich *Seth* oder *Soth* der ursprüngliche Name des Hundsternes bei dem ganzen Völkerstamm, wozu die Aegypter und die westasiatischen Nationen gehören. Seine Personifikationen Sesothis oder Sesostris, Sisuthes oder Sisuthros, kleideten sich natürlich am Nil und am Eufrat in ziemlich verschiedne Mythen ein, da die Gewässer, die er sandte, dort und da so verschieden in ihren Folgen waren. In der *hebräischen* Sage erscheint zwar, wie wir gleich sehen werden, nicht er an dieser Stelle, wie in der assyrischen: aber bei der vollkommenen Nothwendigkeit, die Adamiten vor der Flut für allegorische Wesen zu nehmen, wer hindert uns, den *Seth* an der Spitze derselben für das zu nehmen, was sein Name anderwärts ist? Das hohe Alter des mit dem heliakischen Aufgang des Sirius beginnenden Sonnenjahres ist bekant. Seth oder Sothis war die Anfangs-Epoche aller Perioden; das Symbol alles Anfangs. So beginnt er also in diesem mythologischen System die Geschlechtsfolge nach Adam, der natürlich ganz für sich steht.

Aber wenn Sisuthros der Hundstern ist, so folgt daraus keinesweges dasselbe für Deukalion und Noach. Nichts gewöhnlicher in der Mythologie, als daſs ein Mythos zwar übergeht von einem Stamme und einem Lande auf das andre, dabei aber durch Modifikation der Personen und Umstände sich anschlieſst an einen andern Mythenkreis. Die gänzliche Verschiedenheit der Namen Sisuthros, Noach und Deukalion läſst schon erwarten, daſs wir hier auch verschiedene mythologische Personen vor uns haben. Den Deukalion, der uns in einen ganz andern Zusammenhang ziehen würde, müssen wir jetzt ent-

fernen; nur über *Noach*, von dessen Mythos wir ausgingen, mufs ich noch beibringen, worauf meine Untersuchungen mich geführt haben. Aber wer wird mir glauben? Noach, den ich als den Nysos oder Dionysos schon dargestellt habe, Noach, der den Wein erfand, er ist das Symbol des *Wassers*. Aus dem Begriffe des Wassers erklären sich mir am natürlichsten alle Geschäfte und Attribute des Noach; und zunächst an das Wasser erinnert auch sein Name. *Na* oder *Nach* ist in der ganzen anerkannten Sprachverwandtschaft von Indien bis zu uns einer der Grundlaute, womit das Wasser und eine Menge davon ausgehender Begriffe bezeichnet werden. Ich erinnere nur an die griechischen Wörter *νάειν*, *νᾶμα* fliefsen, Wasser, *νήχειν* schwimmen, *νίπτειν* waschen, *νοτία* Feuchtigkeit, verbunden mit dem deutschen *nafs*; an das deutsche *Nachen* und das lateinische *navis;* und um es ganz deutlich zu haben an die Sylben *Na*, *Nau*, *Nach*, die noch in so vielen geographischen Namen als alte Benennungen von Flufs und Quelle sich erhalten haben; und nicht blofs bei uns, sondern auch dort, wo wir den Noach finden: denn *nahar* heifst in allen semitischen Sprachen *der Flufs*. Und so herscht denn auch diese Silbe in den bekantesten Namen, welche die Gottheit des Wassers bezeichnen, wie *Nereus* und *Neptunus*, wie *Nympha* und die aus der altdeutschen Mythologie stammenden Namen *Nixe* und *Nicker*, bei den Nordländern *Nök* *), zu welchen wir nun das Symbol der Sündflut, *Noach*, fügen **).

Noach als Mensch erfindet den *Wein*. Ich habe in meiner letzten Vorlesung dargethan, dafs dies Faktum aus einer Mythologie entsprungen ist, wo Noach eine Gott-

---

*) S. *Rühs* Edda S. 25.

**) Ich kann unmöglich verschweigen, woran mich *Lichtenstein* mahnt, dafs nehmlich in der Sprache der kultivirteren südafrikanischen Völker, bei welchen überhaupt vieles vorkommt, was ihm auf asiatischen Ursprung zu deuten scheinet, ebenfalls Wörter vorkommen, die sich an die oben angeführten anschliefsen. *Noa* heifst bei den *Bentjuanen* trinken, und *Noka* Quelle. S. den zweiten Band von Lichtensteins Reisebeschreibung.

heit, *Geber des Weines*, ist. Wenn ich ihm jetzt zum Gotte des Wassers erkläre, so ist dies nichts weniger als widersinnig. Gottheiten für bestimmte Zwecke erfindet keine alte Theologie. Sie sieht und erkennet Götter, sie macht sie nicht. Grofse Naturkräfte und Erscheinungen personificiren sich ihr; und was jeder am verwandtesten ist oder scheint, sind deren Gaben. Die Gottheit der Erde ist Geberin der Speise, die des Wassers Geberin des Getränks, also auch des Weins, der nur eine Gestaltung des labenden Wassers zu höherem Genusse ist. Aber bald fangen diese Urbegriffe an sich zu verdunkeln. Jede dieser ersten Gottheiten spaltet sich unvermerkt in viele einzele, die ursprünglich nur Attribute der ersten waren. In der *Demeter* der Griechen, deren Name noch die *Mutter Erde* ausspricht, erkannte diese nur der Mystiker noch und der Gelehrte; dem Volke war sie das Getreide. So also auch Dionysos der Wein. Seine Attribute als Gottheit des Wassers gelangten in den Occident nicht *).

Im *Noach* ist neben dem Wein-Erfinder das alte Symbol noch deutlich zu erkennen. Als Gottheit des Wassers hatte er in der ältesten Sage die grofse Flut gesendet, und an seine Person, als Mensch, knüpfte dieser Stamm den ihm überlieferten schönen Mythos. In Verbindung mit der vorsündflutischen Genealogie ist er, nach meiner Darstellung, Sohn desselben Lamech, der die übrigen Erfinder erzeugt hatte, und von derselben Mutter Bruder des *Thubalkain* oder des Schmiedegottes. Auch dieses bestimmte Attribut mufs von einem gröfsern Natur-Gegenstand ausgehen. Der Vulkan der Westländer bietet es uns dar. Thubalkain ist das Feuer. Also *Wasser* und *Feuer* stammen in echt-mythischer Symmetrie aus Einer Ehe. — In Verbindung mit der Genealogie nach der *Flut* ist Noach an der Spitze eines neuen Systems, dessen oberste Verzweigungen nicht minder mythisch sind, als das

---

*) Nicht zu übersehen ist, dafs der Wein, eben als Flüssigkeit und Getränk, überall einen Namen hat, der dem des Wassers nahe ist: *Jain*, *Jam*; *Wein*, Dän. *Vand* (Wasser). Nehmlich der volle Begriff war *Trauben-Wasser*.

vorige. Ein mythologisches System, ausgehend von einem uralten physischen Lehrsatz, dafs das *Wasser* der Ursprung aller Dinge sei, machte den Noach, so wie ein griechisches System den *Okeanos*, zum allgemeinen Vater. Wie die Griechen die verschiedenen und widersprechenden Systeme ihrer Mythologie, den wahren Sinn eines jeden aus den Augen verlierend, und alte Namen verdunkelter Gottheiten und allegorischer Wesen als Helden und Menschen aufführend, an einander zu reihen wufsten; so verfuhren auch die Vorfahren des israelitischen Volkes mit den ihrigen. Zwei mythische Genealogien, in deren einer Noach Sohn und Nachkomme anderer war, und im andern Vater aller, reiheten sich glücklich an einander durch die Noachische Flut, welche ein früheres Geschlecht austilgte.

Auch zu dieser Ansicht des Noach gibt mir das mythenreiche Hellas die Parallele: oder vielmehr, das Symbol der Flut ist auch in dieser Gestalt dorthin gelangt. Einige griechische Stämme hatten eine eigenthümliche Sage von einer alten Ueberschwemmung, deren Helden sie *Ogyges* oder *Ogygos* nannten. Umständliches hat sich für uns nicht aus dieser Sage erhalten. Doch scheint nach ihr Ogyges ebenfalls auf der allgemeinen Flut geschifft zu haben *). Zugleich hatte sich mit ihm der Begriff des

*) Die zwei einzigen Stellen, welche ein Wort hievon sagen, sind ein Bruchstück aus dem Chronologen *Julius Afrikanus* bei Eusebius (*Praep. Eu.* 10, 10.), und bei Syncellus (*p.* 63), wo er sagt: „Ogygos, von welchem die erste Flut den Namen habe, aus welcher er, während eine Menge umkamen, gerettet worden, habe zur Zeit von Moses Ausgang gelebt"; und folgende Verse des *Nonnus* (*Dionysiac.* 3. *p.* 96).

Ὤγυγος ἠλιβάτοιο δι' ὕδατος αἰθέρα τέμνων,
Χθὼν ὅτε κεύθετο πᾶσα καταῤῥυτος. —

Das Wort *τέμνων* ist eine so natürliche Besserung von Cunäus, statt *πέμπων*, das gar keinen Sinn gibt, dafs man wohl darauf bauen kann. Aber eben derselbe verkennt diesen Dichter offenbar, wenn er auch das Beiwort *ἠλίβατος*, dafs wohl auf Berge, aber nicht auf Fluten passe, antastet und statt *αἰθέρα* lesen will *ἠέρα*. Das Wasser war so hoch, dafs der darauf schiffende Ogyges den Aether, nicht die untere Luft durchschnitt.

höchsten Alterthums verbunden, und was man mit der stärksten Hyperbel alt nennen wollte, hiefs Ogygisch. Als diese Sage noch, so wie ursprünglich alle, einzel und lose bei einzelen Stämmen lebte, war sie natürlich nichts weiter als eine andre Gestaltung desselben Mythos, mit dem wir uns bisher beschäftigt haben. Aber die Mythologen konnten sie in ihren Systemen nicht anders einverleiben, als indem sie diese Flut und den Ogyges von Deukalion und der seinigen trennten, und in ein weit höheres Alter setztem; wobei es denn auch die Historiker ehrlich gelassen haben, obgleich die ungeheuren Widersprüche zwischen den mythischen Sagen und der Historie dadurch keineswegen beseitigt waren. Wir lassen die Mythologie wieder in ihre Rechte treten. Die Analogie zeigt uns nun sogleich mit Gewifsheit, dafs Ogyges aus einem Symbol entstanden ist, welches irgend ein mythischer Zusammenhang als ältestes Wesen darstellte, und das in einer natürlichen Verbindung mit der Flut stand. Hier kommt uns der *Okeanos* nicht nur mit der Sache, sondern auch mit dem Namen entgegen. *Ogen* oder *Ogenos* war für den Namen *Okeanos* eine ältere Form, die nur bei einigen altem oder gelehrten Schriftstellern gefunden ward: und grade mit dieser Namensform hatte sich der Begriff des hohem Alterthums verbunden. *Ogenisch* hiefs etwas uraltes, eben so gut wie *ogygisch* *). Nach griechischer Sprach-Analogie ist *Ogyges* eine Reduplikation desselben Wortstammes **). Kurz Ogyges war bei einem der älteren Stämme eben das, was bei andern Ogen und Okeanos: der Name und, personificirt, das Symbol des allgemeinen Gewässers.

Hiemit stimmt sehr gut eine andere mythologische Notiz, die wir, bei dem völligen Untergang der Mythen

---

*) *Hesych.* *Ὠγήν, ὠκεανός. Ὠγένιον, παλαιόν.* *Suid.* *Ὤγενος, ἀρχαῖος θεός. Ὠγενίδαι, ἀρχαῖοι.* *Lykophron* (231) braucht den Namen *Ὤγενος* für den Okeanos. Anderes s. bei Schneider von *Ὠγήν.*

**) Vergl. *ἔτυμος, ἐτήτυμος. ὄνημι, ὀνίνημι. ὄπτω, ὀπιπτεύω. ἀταλός, ἀτιτάλλω.*

vom Ogyges, nicht deswegen verwerfen dürfen, weil wir sie bei einem spätern Grammatiker finden, und weil sie so allein dazustehen scheint. Der Scholiast zu Hesiods Theogonie sagt beim 806. Verse: „Ogygisch heiſse was alt ist, von Ogyges, dem ehemaligen *Könige der Götter*." Man hat diese Notiz durch eine leicht scheinende Aenderung beseitigen, und einen König von Theben daraus machen wollen *); weil wirklich die Sage ihn unter andern auch als ältesten thebanischen König erwähnt **). Aber daſs der Scholiast nicht so geschrieben, beweist sein weiterer Zusatz: „daher könne man Ogygisch auch für *das groſse* brauchen." Ueberhaupt, wenn man erwägt, in welcher Ausdehnung die Benennung Ogygisch bei den ältesten Dichtern gebraucht wird; wie denn eben Hesiod an der Stelle, wozu jenes Scholion gehört, das Wasser der *Styx*, als furchtbaren Eidschwur der Götter, so nennet ***); und die nach dem *Ocean* hin liegende Insel, worauf *Kalypso* wohnt, *Ogygia* heiſst; so sieht man wohl, daſs dies nicht von der beschränkten Sage eines Königs von Attika oder von Böotien ausgeht. Soviel auch disparate und widersprechende Völkersagen die ältesten Epiker in das gangbare Mythensystem zu verflechten wuſsten; so blieben deren doch eine noch weit gröſsere Menge zurück und verloren sich einzel. Dies beweist die groſse Menge solcher, die wir noch in den Monumenten der Alten fragmentarisch und isolirt finden. Nach einer solchen Sage also war auch Ogyges — als Urwesen, als Okeanos — der älteste Herscher der Götter und des Weltalls; aber diese Sage verdunkelte sich, und Ogyges ward ein irdischer Herscher, nach einigen von Attika, nach andern von Böotien oder Theben; grade wie der König der Götter, *Saturnus*, dessen Herrschaft und goldne Zeit nach dem Ur-

---

*) Die griechischen Worte sind *ἀπὸ Ὠγύγου τοῦ βασιλεύσαντός ποτε τῶν Θεῶν*, wofür denn Meursius (in *Regn. Att.* 1, 2.) vorschlägt *τῶν Θηβῶν*.

**) *Paus.* 9, 5, 1. *Eustath.*

***) *Τοῖον ἄρ' ὅρκον ἔθηκαντο θεοὶ Στυγὸς ἄφθιτον ὕδωρ Ὠγύγιον.*

Mythos eigentlich die Menschheit überhaupt und das ganze Universum betraf, in einem beschränkteren Mythos König von Latium war, und dort ein goldnes Zeitalter schuf.

Als Symbol also des Gewässers überhaupt hatte Ogyges auch die Flut gesandt. Als aber der Name Okeanos im physischen und mythischen Sinne der allein gangbare ward, blieb Ogyges nur noch das Symbol der großsen Flut selbst, und folglich in der historischen Mythologie der Held derselben, wie Deukalion, Sisuthros und Noach.

Ich schlieſse mit dem Wunsche, daſs doch niemand sein möge, der da glaube, daſs wir die Würde der biblischen Denkmäler schmälern, wenn wir ihren einfachen, oft sogar auf einen Irrthum, einen historischen nehmlich, gegründeten Ursprung zu entdecken streben. Nicht der historische Inhalt war es, der diese Erzählungen heiligen sollte, sondern der religiose und sittliche Sinn, den sie umkleiden. Die Form zu ihnen nahmen die gottbegeisterten Menschen jener Zeiten aus dem, was das Alterthum der Nation darbot. Mythisch ist und muſs sein jeder erste Unterricht. Es ist ein Misbrauch falsch aufgeklärter Zeiten, wenn sie mit dem Begriff eines Mythos etwas herabwürdigendes verbinden. Heilig waren von jeher allen Völkern die Mythen ihrer Religion, selbst wenn sie ihren poetischen Ursprung erkannten: heilig bleiben uns auch die unsern.

Es sei mir vergönnt, hier noch vorzutragen, was ich, da es erst später entstanden, in meine Abhandlung nicht verweben konnte. Es betrifft die Beziehung, worin diese mit *De Wettens* Untersuchungen steht, eines Mannes, den ich, wegen seiner schminklosen sinnigen Geradheit, wie wenige liebe.

Unsere beiderseitigen litterarischen Beschäftigungen, die, verwandt zwar, sich in verschiednen Räumen bewegen, treffen in Einem Gegenstand zusammen, der uns beiden am Herzen liegt. Aber, was bei der Gestalt und dem Umfange unserer Litteratur etwas sehr natürliches ist, De Wette lernte meine vereinzelten früheren Abhandlungen

gen erst hier in Berlin kennen, und ich las seine *Kritik der Mosaischen Geschichte* *) erst heute, da ich dieses schreibe.

Bei dieser vollkommenen Unabhängigkeit ist, nicht nur erfreulich für mich, sondern ich denke ja auch nicht unbedeutend für die Sache, die eben so vollkommene Uebereinstimmung in den Hauptansichten, während wir doch beide weder die ausgefahrenen Gleise verfolgen, noch mitlaufen, wohin eben eine laute Menge lockt.

Die Verschiedenheit bei dieser Einheit liegt eben so natürlich da. Gründlich gelehrt in den Alterthümern des Stammes, in dessen heiligen Schriften diese Denkmäler sich uns erhalten haben, erkennet und verfolgt De Wette den Nationalgeist desselben bis in diese ältesten Urkunden hinauf. Auf diesem Wege entdeckte sich ihm, mitten unter diesen Trümmern, die Spur eines alten Zusammenhanges, einer Art Epos, dessen schon in der Urgeschichte des Menschengeschlechts vorspielender Zweck die Verherrlichung des Volkes Israel ist. Vor dieser Ansicht, welche für seinen Hauptzweck, die wahre Kritik dieser Bücher, so wichtig ist, müssen nothwendig andere Beziehungen für den Augenblick in den Hintergrund treten.

Mein Zweck ist durchaus nur, in den Sagen der verschiedenen Nationen das allgemeine, und ganz besonders in den Mythen einzeler Zweige der grofsen Völkerverwandtschaft, wozu die Hebräer gehören und die Griechen und wir, das *gemeinsame* aufzufinden. Mich kann also das Nationale, für meine Forschung, nur durch den Gegensatz interessiren; und das spärliche Maafs orientalischer Gelehrsamkeit, das nur vor gröberen Verstöfsen schützt, bietet mir auch ein mehres nicht dar. So entdeckt sich *mir* also jeder Mythos nur als ein für sich bestehender, in sich begründeter und vollendeter, den ich als einen solchen bewähre, wenn ich ihn auch bei andern Nationen nachweise.

Hieraus entsteht zwischen De Wette und mir eine

*) Zweiter Band seiner „Beiträge zur Einleitung in das alte Testament." Halle 1807. 8.

Abweichung in der Betrachtung einzeler Mythen. Ihm erscheinen diese gewöhnlich als *willkürliche Erdichtungen* einzeler Menschen zu ihrem Zwecke; zwar nicht in dem unedeln Sinne, welchen eine gemeine Ansicht in die religiosen Dichtungen der Völker bringt; sondern als willkürliche aber doch völlig truglose Erdichtungen, wie er dies (S. 404. 405.) befriedigend entwickelt, und wie er deren zuverlässig in den späteren Theilen dieser Geschichte zahlreich und deutlich nachweisen kann. Ich hingegen gebe in diesen ältesten Theilen durchaus keine Erdichtung zu. Ein echter Mythos, im edelsten Sinne, wie ich das Wort am liebsten nehme, ist nie erdichtet, sondern überliefert. Er ist nicht wahr, aber wahrhaftig. Aus kleinen Elementen, die die Fantasie als wahr darbot, entstanden und erwuchsen jene Mythen, ohne dafs irgend einer, der dazu beitrug, seiner Willkür sich bewufst gewesen wäre. Nur auf die, welche die ältesten reinen Mythen durch Hinzufügung einzeler Züge in den grofsen Zusammenhang brachten mit ihrer Nationalgeschichte, nur auf diese fällt Absichtlichkeit; obgleich immer noch jene ganz schuldlose, die De Wette schildert.

Die Hauptspuren jener Einheit oder jenes alten National-Epos, das sich durch die mosaische Geschichte windet, entdeckt De Wette in der *Elohim-Urkunde*. Seinem kritischen Zwecke ist also diese nothwendig die wichtigste, und ihr hauptsächlich geht er nach. Ich, dem es nur auf die innere Vollendung des einzelen ankommen darf, die mich in den *Jehova-Fragmenten* am deutlichsten anspricht, mufste also auch diesen in meiner obigen Behandlung den Vorzug geben. Gelingen uns beiden unsere Zwecke, so treffen sie aufs beste zusammen. Die Abfasser der mosaischen Geschichte, so dürfen wir alsdann behaupten, hatten die alten Ueberlieferungen in zweierlei Gestalt vor sich liegen: theils in einem fortlaufenden Gedicht, worin die älteren Dichtungen von einem Späteren überarbeitet, und dadurch an poetischem Werthe zwar matter geworden waren, dagegen aber eine durchgehende national-religiose Tendenz gewonnen hatten; theils in einzelen Mythen, oder doch kleineren Mythen-Systemen,

welche die Erfindung und den poetischen Werth der alten Sagen lauterer bewahrt hatten. Doch wolle ja niemand ahnen, in diesen letztern Fragmenten noch etwas aus den vorisraelitischen Zeiten zu besitzen, woraus die ältesten Mythen selbst herstammen. Beiderlei Urkunden waren, wie wir oben gesehen haben, geschrieben, und also, in solcher Vergleichung, sehr neu: und namentlich die Jehova-Fragmente tragen das Gepräg strenger israelitischer Orthodoxie, besonders in der sorgfältigen Unterscheidung der reinen und unreinen Thiere bei dem Einwandern in den Kasten und bei dem Dankopfer nach der Flut; während grade die absichtlicher nationale Elohim-Urkunde, die sich mir durch ihre weitere Entfernung von der echt epischen Einfachheit, als die spätere darthut, in diesem Punkte ganz harmlos der alten Sage, welche alle Thiere bei der Rettung gleich behandelte, folgt, und in der Schöpfungsgeschichte sogar noch das südasiatische Gesetz erhalten hat, welches die menschliche Nahrung auf das Pflanzenreich beschränkt *).

Eben dadurch ferner, dafs De Wette seinen Blick auf das vor ihm liegende Alterthum befestigen mufs, während meine Forschung stets das verschiedenste vor Augen hat, werden auch kleine Abweichungen in der Ansicht alter *Namen* bewirkt, während wir vollkommen übereinstimmen in der Behandlung etymologischer Mythen überhaupt. Mir ist die hebräische Etymologie des Namens *Noach*, obgleich der Mythos selbst sie ausspricht, gar nicht vorhanden, und sorglos trage ich ihn in die grofse Sprachverwandschaft, während De Wette (S. 72.) grade aus der hebräischen Bedeutsamkeit der Namen *Noach*, *Sem*, *Cham*, *Jafet*, die Folge zieht, dafs sie nicht historisch sind. Ich

*) S. m. Abhandl. über die beiden ersten Mythen S. 137. Die Erklärung, dafs nach des Dichters Meinung jenes älteste Gesetz nur den Menschen vor der Flut gegolten habe, möchte ich gern annehmen. Nur dünkt mich, eine Dichtung dieser Art würde diesen Gegensatz der verschiednen Gesetzgebungen vor und nach der Flut deutlicher aussprechen, als bei der Erlaubnifs der Fleischspeisen Kap. 9, 3. geschieht. Indessen wer weifs, was der Abfasser der Genesis auch aus der Elohim-Urkunde wieder ausgelassen hat.

merke an, dafs eine Bedeutsamkeit, welche Beweiskraft haben soll für das Poetische eines Mythos, sich theils ganz deutlich aussprechen mufs, theils eine einleuchtende Beziehung darbieten zwischen den Namen und dem Mythos, und zwischen den mehren Personen unter einander. Von dieser Art ist die Bedeutsamkeit der Namen Adam und Eva (Mensch, Leben), Eden und Nod (Wonne, Elend). Aber schon die Namen *Kain* und *Abel*, wie ich sie für den Mythos nach ihrer anerkannten Bedeutung annahm (Spies, Schmerz), gewähren kein so einleuchtend poetisches Ebenmaafs, dafs ich nicht bereit wäre, sie jeder mit einiger Wahrscheinlichkeit versehenen Deutung, die sie zu unhebräischen aber hebräisch gedrehten Namen machte, aufzuopfern. Man mufs bedenken, dafs es fast unmöglich ist, zwei oder drei orientalische Buchstaben, die sich fliefsend verbinden, zusammen zu setzen, ohne dafs sie nach dem dortigen Radikal-System mehre Bedeutungen zuliefsen, wovon doch wol eine in die Dichtung passen wird. Die Bedeutungen Noach *Ruhe*, und Sem *Ruhm*, liegen zwar deutlich da im Hebräischen: aber sie sind viel zu allgemein, um sich sogleich als poetische Erfindung darzuthun. Nehmen wir Sem für *Hochland*, Cham für *Süden*, Jafet für *Verbreitung*, so haben zwar diese geographischen Beziehungen viel einladendes: aber wir müssen dem Nichtkenner der Sprachen vielmehr dies sagen, dafs *Jafet* unter mehren Deutungen diese zulasse, auf welche auch der Erzähler wörtlich anspielt; dafs Cham nicht gewöhnlich *Süden*, sondern Hitze, Sonnenhitze heifst, und folglich gut auf den Süden gedeutet werden kann; und endlich, dafs die Wurzel des Namens Sem zwar nicht im gewöhnlichen Hebräischen, aber in den verwandten Sprachen, *hoch* heifse. Er wird alsdann diese Deutungen, wenn wir sie gut begründen und sonst nichts entgegen tritt, als wahrscheinlich gern zulassen: aber als eine so sprechende Bedeutsamkeit, welche den Verdacht willkürlicher Erdichtung mit sich bringe, wird er sie nicht anerkennen. Endlich müssen wir nicht vergessen, dafs überlieferte alte und fremde Namen in dem Munde jedes Volkes sich nach dessen Organen und selbst nicht selten,

wo es sich leicht darbietet, nach dem Sinne der National-sage erst formen. In allen solchen Fällen hat also der hebräische Alterthumsforscher vollkommen recht, wenn er die mythischen Namen mit der hebräischen und den ihr zunächst verwandten Sprachen vergleicht: aber auch der allgemeinere Forscher hat recht, wenn er die Namen eines Mythos, in welchem er einen alten allgemein verbreiteten zu erkennen glaubt, von der hebräischen Etymologie losreifst und mit denjenigen Wort- und Namenfamilien vergleicht, die durch mehre Sprachen hindurch gehen.

Dies sind die wenigen Abweichungspunkte zwischen De Wette und mir, über welche ich mich veranlafst sah, ein Wort zu reden. Wie vollkommen wir aber, sobald jener verschiedene Standpunkt uns nicht nothwendig trennt, auch im einzelen in unserer Ansicht übereinstimmen, dies zeigt die Erklärung der Dichtung vom *Regenbogen*, in welcher ich, mir unbewufst, bis auf die Worte mit ihm übereinstimmte *).

Doch De Wette berührt alle diese Mythen, die mich in ihren kleinsten Theilen beschäftigen, nur kurz, weil sein Zweck ihn weiter führt, wohin ich wieder ihm nicht folgen darf. Aber auf unsern beiderseitigen Wegen begleiten uns durchaus dieselben Ansichten von Mythologie und Geschichte, und dieselben Grundsätze der Kritik; und überall haben wir dieselben Gegner.

Unsere Vorfahren, auch die, welche an Geist und Gelehrsamkeit uns weit überstralen, glaubten alle jene Erzählungen nicht blofs als Symbole, sondern als Geschichte. So mufsten sie, aus dem Standpunkte ihrer Zeit; den auch die vorzüglichsten Köpfe entweder gar nicht, oder um weniges zu verändern vermögen. Das Fortschreiten in den Wissenschaften, das nicht durch den Willen und das Vermögen des Einzelen geschieht, sondern ein Werk ist der Zeit und ganzer Generationen, hat uns auf einen andern Standpunkt geführt. Glauben in jenem Sinne können wir nicht mehr, ohne der Wissenschaft zu entsagen; oder viel-

*) De Wette S. 46. Note: „Der Regenbogen bindet Himmel und Erde; auf ihm steigen die Götterboten zur Erde herab."

mehr, wir können es nicht, auch wenn wir das wollten. Ob dies besser für uns ist, liegt uns nicht ob zu fragen; denn es *ist* so: und dafs es so ist, dies ist, wie alles ganze und grofse, Gottes Werk. Aber wer wollte denen zürnen, die, mehr oder weniger aus den Ansichten jener Zeit in ihrer Ueberzeugung tragend, mit Scheu auf manche Folgerung blicken, die uns die Wissenschaft gebeut? — Zweien nur zürne ich, so oft ich sie nicht verachte. Dem Zeloten zürne ich, der, nicht etwa durch die Segnungen erwärmt, die den Glauben jener alten Gottesgelehrten begleiteten, nicht aus regem Wahrheitsgefühl, sondern weil er durch solche Forschungen herausgerissen sich fühlt aus seiner Gewohnheit, aus seinem bequemeren Sein, aus dem Kreise, worin er das Ansehen eines Gelehrten hat, gern abschrecken möchte, wo nicht uns von unserm Forschen, doch andre von der Aufmerksamkeit darauf. Dem Sophisten zürne ich, und fast ihm noch mehr, der, indem er der Wahrheit nicht zu widerstehen vermag, doch nicht edel genug ist, sich ihr ganz zu ergeben; der, indem er der Gewohnheit, die Geschichte hier finden will, zu genügen sucht, beides, Religion und Wissenschaft, soviel an ihm liegt, vernichtet, die einfache Dichtung zerreifst, die zu den Herzen aller Generationen spricht, und, deutend ohne Kritik, ein kaltes Machwerk in die Geschichte unseres Glaubens bringt.

IX.

Ueber den Mythos von Noachs Söhnen *).

Das Ideal von wissenschaftlicher Behandlung der Mythen, das ich mir gemacht habe und um welches herum also auch meine Verirrungen schweben, ist, die alten Sagen den Verfassern zu entreifsen bei welchen wir sie finden, und zu trachten aus innern Spuren sie wieder soviel möglich in die Gestalt zu bringen, worin diese Verfasser, und vielleicht schon andre vor ihnen sie, als echte Sage, gefunden haben. Denn nur diese echte Sage hat hohes Interesse, weil sie, den eigentlichen Apolog etwa ausgenommen, nicht Erfindung eines einzelen Dichters ist, sondern das allmählich enstehende, von Mund zu Mund sich fortbildende, Erzeugnifs der Weiseren im Volke von den ältesten Zeiten und den frühesten Wohnsitzen her. An diese völlig anspruchlosen Weisen schliefst sich aber bald eine zweite Gattung an, die sich ihres Berufs die Weisen im Volke zu sein mehr bewufst sind, und von welchen, als Meistern, jedermann Lehre verlangt. Diese zweite Reihe von Weisen belebt die Zeiten, wo schon Verfassungen und Künste und unter diesen vor allen die Dichtkunst sich hervorgebildet haben, und als Geschenke der Götter, als Gemeingüter eines ganzen Volkes dastehn. Von nun an ergreift jeder solche Meister, der Meister des Gesangs der sich berufen fühlt, die Menge im Lande umher durch Ströme der Erzählung und der Lehre zu erquicken und

*) Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften den 27. Februar 1817.

zu nähren, und der Gesetzgeber, der sich berufen fühlt das durch Meinungen und Bräuche nur lose gebundene Volk, durch Religion, Recht und Sitte als eine feste Gemeinheit darzustellen; jeder, sage ich, ergreift die Sage zu seinen Zwecken, und schliefst sie diesen an, nicht als absichtlicher Erfinder und Erdichter; sondern, wahrhaftig auch er, und durchdrungen von dem was Sinn für Wahrheit und Schönheit ihm eingeben, bildet er die Sage fort, oder bildet sie um, überzeugt dafs was ihm als wahr und schön erscheint nicht seine Erfindung sei, sondern eine Eingebung göttlicher Wesen. Da nun die Sage und Lehre jener ersten Periode in ihrer ersten Gestalt und Einfachheit nicht auf uns kommen konnte; so ist es ein würdiger Gegenstand der Wissenschaft, durch die kunst- und zweckreichen Erzeugnisse der zweiten Periode jene erstere zu erahnen. Denn auch jene älteren Sagen sind, sobald es uns gelingt sie in ihrem Gesichtspunkt zu fassen, voll einfacher und sittlicher Wahrheit, und aufserdem noch reich an Aufschlüssen und Winken über die Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts und über den Zusammenhang der Völker. Was von hebräischer und von griechischer Mythologie in den Werken der Meister auf uns gekommen ist, trägt mehr oder weniger den Stempel der Nationalität und hat nationale Zwecke; was wir durch sie von älterem erspähen, ist, je älter es ist, das Gemeingut je mehrer Stämme und der Menschheit überhaupt.

Wer indessen, auch von diesen Grundsätzen ausgehend, das Alterthum Einer Nation allein durchforscht, läuft Gefahr einseitig im Sinne dieser Nation zu werden. Einiger Fleifs den Denkmälern auch einer andern gewidmet kann ihn der gewünschten Vielseitigkeit näher bringen, und jenem allgemeinern wissenschaftlichen Zwecke nicht anders als förderlich sein. Diese Erwägung ist es die mich, dessen eigentliches Studium das griechische Alterthum ist, beharren macht in den Untersuchungen über die mosaischen Urkunden. Was mir durch vergleichende Blicke wahres zu finden gelingen wird, wird bleiben; was ich durch Unkunde im fremderen Felde irren werde, wird verhallen.

Von selbst löst sich in der mosaischen Geschichte der ganze Theil von der Schöpfung bis zur Sündflut als ein solches Gemeingut, dergleichen wir suchen, von der folgenden Erzählung ab. Es spricht sich selbst aus als Urgeschichte des ganzen Menschengeschlechts; und des nationalen mischt sich nur hie und da im Vortrag und in Nebenbestimmungen etwas ein. Die geographische Bestimmung des Paradies-Mythos gibt den weitestgehenden Vermuthungen Raum, und Völker-Mythen sind nicht möglich in der Geschichte eines Geschlechts die mit dessen gänzlicher Vertilgung endet. Aber gleich disseit der Sündflut beginnen beiderlei Bestimmungen: ein bekantes Land wird genannt worauf die Arche sich niederliefs; die Namen von Völkerstiftern häufen sich gedrängt; und schnell ist die ganze Scene in die Gegend verengt, aus deren Nähe sie nun nicht mehr weggeht: wir sehn Babylon sich erheben: wir befinden uns am Eufrat und in Mesopotamien, von wo nur noch ein Schritt ist nach Syrien und Palästina, dem Ziel und Gegenstand der ganzen mosaischen Geschichte.

Wir wollen zuförderst einen Blick auf die *Genealogie* werfen welche bald auf die Sündflutgeschichte folgt. Als eine ethno-geographische Urkunde ist diese von jeher betrachtet worden, so verschiedenartig man sie auch behandelte. Und man darf nur die Namen der Söhne jedes der drei Stammväter, der von *Sem:* Elam, Assur, Arphachsad, Lud, Aram; der von *Jafet:* Gomer, Magog, Madai, Javan, Thubal, Mesech, Thiras, und der von *Cham:* Kusch, Mizraim, Put, Kanaan, hören, um von der Richtigkeit dieser Ansicht sogleich überzeugt zu sein. Diese mythische Genealogie ist so ganz ausgesprochen geographisch, dafs aufser dem einfachen Faden von Vater auf Sohn der in dem Stamm der Semiten zu Abrahams Geschlecht hinabführt, und aufser der Erwähnung des Nimrod im Stamm der Chamiten, der noch dazu ganz aufser dem Zusammenhang der übrigen Söhne des Kusch genannt wird, kein Name erscheint der auch nur Anspruch auf Personalität machte. Ja selbst das so leichte Mittel den Völkernamen durch Aussprechung des blofsen Wort-

stamms die Form von Personennamen zu geben, wie Eber, Moab, für Ibri, Moabi, ist so wenig gesucht, dafs man auch theils die unveränderte Gentilform Jebusi, Amori u. s. w. theils sogar die Pluralform Ludim, Anamim, Kittim, Dodanim u. s. w. eben so gut auf das Wort *er zeugete* folgen sieht; zum deutlichen Beweis, dafs die Urheber dieser Genealogie gar nicht anders verstanden sein wollten, als von einer in Form und Ausdrücken eines Personen-Geschlechtsregisters abgefafsten Darstellung der Völkerverwandtschaft. Eine gründliche, durch keine Systemsucht irre geführte Untersuchung dieser Namen, wäre nun endlich, um den Ekel, welchen der vielfältige Mifsbrauch dieser Notizen in die vormaligen Geschichtbücher gebracht hat, wieder auszutilgen, wohl zu wünschen. Und als Grundlage dazu scheint mir das aufzustellen zu sein, dafs diese Genealogie eigentlich historische Autorität nur für Völkerstämme habe, welche den aramäischen Völkern verwandt und benachbart sind, und auch für diese nur soweit, dafs für die hier als eines von dem andern abstammend dargestellten Völker, die Verwandschaft unter einander mit Recht angenommen werden könnte. Was aber die Namen aus den von dort entfernteren Erdtheilen betrifft; so versteht es sich, dafs der Verfasser dieses Stammbaums nur die bekantesten Namen, nach der Idee wie sie ihm ihrer Lage nach zusammen zu gehören schienen, verbunden hat, und also diese Liste, sofern sie gedeutet werden kann, nur dienen darf einigermafsen zu lehren, welche geographische Notizen *damals* (wobei es freilich auch noch auf die richtige Bestimmuug dieses *damals* ankommt) nach Syrien und Phönicien von der übrigen Erde gekommen waren.

Alles dies eignet sich wie man sieht zu einer ganz abgesonderten geographisch-historischen Untersuchung, welche mit der über diese ganze Mythologie nicht in dem mindesten Zusammenhang weiter steht, und die wir daher beseitigen; so jedoch dafs wir die drei Stammväter, als wirklich mythische Personen davon trennen, und für diesmal einer besondern Betrachtung unterwerfen.

Was von der altherkömmlichen Ansicht, dafs nehmlich

von *Sem, Cham* und *Jafet* die drei Haupttheile der alten Welt bevölkert worden, das wesentliche ist, nehmlich dafs sie die Personificirung oder die Symbole der drei Erdtheile sind, ist auch offenbar das richtige. Nur versteht sich, dafs die Begrenzung dieser drei Theile von dem Wohnorte der Urheber dieser Vorstellung, und von der Vorstellung die sie sich von der bewohnten Erde machten ausgehn mufs. Es versteht sich ferner dafs ihr eigner Erdtheil, also Sem, allein etwas positives ist; Cham und Jafet aber nur zweierlei Negativen davon. Sem ist die Völkerreihe, und der davon bewohnte Erdstrich, worin sie ihre nächsten Verwandten und nach der alten Sage ihren Ursprung suchen. Es ist also, wie auch die Namen der semitischen Stämme zeigen, in geographischer Wahrheit der Erdstrich der in Syrien und Palästina anhebt, sich östlich nach Assyrien und Persien wendet und sich dann mit der dunkeln Sage, in unbekanter Begrenzung etwas südlich hinab verliert. In der einfachen Vorstellung des Volkes selbst, dem seine ältesten Sagen alle *mikkedem*, von Morgen her, kommen, ist es der Erdstrich der einen graden Gürtel bildet vom mittelländischen Meer als der sichtbaren Abendgrenze bis nach der durch die Fantasie geschaffenen Grenze im Morgen. So wie dies gegeben ist bilden sich die beiden Negativen von selbst: Jafet ist alles was von diesem Erdstrich nach Norden, Cham alles was ihm gegen Süden liegt. Und nun also, da Jafet und Cham als zwei vollkommene Korrelate uns erscheinen, bietet sich allerdings die ungezwungene Bedeutsamkeit dieser beiden Namen als ein poetischer Bestandtheil des so gestalteten Mythos dar. Jafet heifst *verbreitet, Verbreitung*: ein Sinn der die vollkommenste Wahrheit enthält; denn wie ungeheuer weit nach Abend hin der nördliche Landstrich über ihren eignen durch das Meer begrenzten fortrage, das wufsten die Bewohner Syriens aus unmittelbarer Erfahrung; und so weit nach Osten und Norden hin nur irgend deutliche oder dunkle Kunde reichte, war kein Aufhören des unermefslichen Landes und der darin wohnenden Nationen; während im Süden das Meer und meerartige Sandwüsten überall entgegen kamen. Zugleich war es aber auch ein

Sinn der sich im Namen Jafet jedem Ohre gleich darbot, wie die absichtliche Anspielung in der wahrsagenden Rede Noachs zeigt, wenn dieser dasselbe Verbum brauchend aus dessen Radikalen der Name Jafet besteht, sagt: Gott breite Jafet aus *). Von Cham kommt zwar keine solche deutende Rede vor: aber wer konnte die Beziehung des Namens überhören da *cham* und *chamma* die eigentlichen Ausdrücke waren für *heiſs*, *Hitze* und namentlich für *Sonnenbrand*, und da die Chamiten alle nach der Sonnenseite der Erde hin wohnten, und die ausgedehntesten unter ihnen die Kuschiten oder Mohrenländer waren? Anders verhält es sich mit *Sem*, wiewohl dieser, durch die nothwendige Beziehung worin er zu den beiden andern steht, sich poetisch nicht minder zu einem bedeutsamen Namen eignen würde. Aber er hat ihn nicht: denn jede gesuchte Deutung, oder die sich nicht sogleich eben so individualisirend ausspricht, trägt ihre Verwerfung in sich; eben weil die der beiden andern, mit denen er doch poetisch verbunden ist, so natürlich sich darbietet **). Diesen

*) Zwar kommt das Wort nur an dieser Stelle der hebräischen Bibel in dieser Bedeutung vor; allein die Unmöglichkeit ohne Zwang eine andre Bedeutung hieherzuziehen, die Leichtigkeit und historische Wahrheit dieser, bringen hier vereint mit der Vergleichung der nächstverwandten syrisch-chaldäischen Dialekte, worin dies die herschende Bedeutung ist, die vollkommenste Gewiſsheit hervor, daſs es die allgemeine Bedeutung dieser Wurzel in diesem ganzen Sprachstamm war; besonders da es in die Augen fällt, daſs das anerkannt hebräische und allen Dialekten gemeine Wort *pathach* mit stärkerem Kehllaut, und im Sinne des *Oeffnen*, radikal einerlei ist mit jenem *pathah*. Und wer könnte es nun wagen das griechische *πετάσαι* und das lateinische *patere*, welche jene beiden Bedeutungen vereinigen, etymologisch davon trennen zu wollen?

**) Ich habe diesen Gegenstand schon in der Nachschrift zu meiner Abhandlung über den Mythos der Sündflut S. 209. berührt. *Sem* heiſst im Hebräischen *Name* und also auch *Ruhm*; ein schlechtes Korrelat zu jenen geographischen Bezeichnungen. Der Begriff *Hochland*, abgesehen davon daſs man ihn aus entfernteren Dialekten herholen muſs, konnte sich schwerlich für die Völkerreihe darbieten, deren vornehmste und bekanteste Glieder am Mittelländischen Meer, am Eufrat und Tigris, und am Persischen Meerbusen wohnen. Die Wohnungen Jafets waren bekant genug um sich als das wahre Hochland Asiens und der ganzen Erde darzubieten.

Namen fand also der Urheber des genealogischen Mythos schon vor: und anders konnte es auch nicht sein. Die Stammväter des ganzen Menschengeschlechts sollten vereinigt werden: sehr begreiflich dafs für die beiden fremden Menschenstämme, deren Sagen eben so fremd waren, und fremder, die dichterische Fantasie die Stammväter schuf; aber den eignen Stammvater konnte dieselbe Fantasie zum selbigen Zweck nicht erst erschaffen: den mufste ja nothwendig die heimische Sage überliefern, wenn gleich ein Dichtergebild auch er war; aber ein Gebild aus älterer Zeit, unabhängig von dem bestimmten Sinn des hier sich bildenden Mythos.

Wer ist also Sem? Erinnernd an den aufgestellten Satz, dafs die mosaische Mythologie aus einer früheren heidnischen Zeit herstammt und folglich, wie jede andre, allegorische Wesen und Götter unter den Stammvätern aufführt, welche allmählich, und besonders indem diese Sagen sich anschlossen an die heiligen Bücher der gereinigten Religion, als Menschen, fromme, den einzigen Gott verehrende Menschen, dargestellt wurden; erkenne ich in dem Sem eben ein solches Urwesen, einen der äufsersten Punkte von welchem die alte Mythologie alles genealogisch abgeleitet hatte, der dann personificirt und thätig auftrat, und der endlich in diesem neuesten und schon kunstreichen System sich gefallen lassen mufs als Mensch und Urvater desjenigen Menschenstammes zu gelten, wozu die Völker gehören die ihn unter diesem Namen personificirt haben. Nun haben wir freilich nichts hier, als diesen Namen *Schem*; aber dieser ist ohne alle Veränderung einerlei mit dem Namen des Himmels *Schamaim*, welcher sich von *Schem* nur durch die Dual- oder alte Plural-Endung unterscheidet, so wie auch im Arabischen der Urvater *Sem* und der Himmel *Sema* heifst. Dafs nun aber bei den Völkern dieser Sprachen im Heidenthum ein solches Wesen mythologisch vorhanden war, dies sehn wir in der nur durch spätere Deutungen und Verwirrungen verunstalteten Sanchuniathonschen Mythologie, wo ein *Uranos* nicht nur persönlich sondern in mancherlei mythischen Darstellungen thätig auftritt. Hätte es dem Philo von

Byblos gefallen, statt des Namens Uranos den inländischen Namen zu setzen, so könnte hier durchaus kein anderer als *Semas* oder *Samos*, oder was diesen Formen völlig gleich wäre, stehn, und gewiſs jeder, den keine frühere Ansicht schon eingenommen hat, würde mit mir in demselben den *Sem* erkennen, den wir suchen. Ich wiederhole also mit gröſserer Zuversicht daſs Sem das in dortigen Gegenden einheimische Symbol des Himmels war, das in einen Heros und Stammvater überging. Da ich nun früher schon wahrscheinlich gemacht habe, daſs der Noach eben so aus dem alten Symbol des Wassers oder des Oceans entstanden ist; so haben wir wahrscheinlich in dem Satz daſs Sem oder Uranos Sohn des Noach oder Okeanos ist, ein durch hinreichende Analogie unterstütztes Fragment einer kosmogonischen Theogonie; woran zuletzt in dem groſsen mythologischen System das wir hier vor uns haben, zu ethnologischen Zwecken die beiden Völker-Symbole Jafet und Cham angereiht wurden.

Aber ich kann eine andre Art von Deutung der Namen Jafet und Cham nicht übergehn; die soviel innere Wahrscheinlichkeit hat, daſs sie obgleich unter verschiednen Formen der Ansicht, den Forschern von jeher sich dargeboten und empfohlen hat. *Jafet* ist der *Iapetos*, und *Cham* der *Hammon* oder *Ammon*. Eine ungezwungnere Namen-Vergleichung kann nicht gedacht werden: und wie vortrefflich stimmen nicht auch die Begriffe, da Hammon der Hauptgott der Libyschen Nationen und der alten Aegypter ist, Iapetos aber in der griechischen Mythologie ebenfalls an der Spitze des Menschengeschlechts steht, nur daſs er nach der dortigen Darstellung nicht Sohn sondern Groſsvater des griechischen Noach, des Deukalion, ist. Ich gestehe daſs die Wahrscheinlichkeit dieser Kombinationen für mich so groſs ist, daſs ich, ohne jene hebräische Etymologien, mich ganz allein damit begnügen würde; und bei der Entbehrung aller Gewiſsheit in Untersuchungen dieser Art, sehe ich mich daher veranlaſst sie so vollständig durchzuführen als ich kann.

Iapetos ist einer der Titanen. Wie auch der Mythos von den Titanen und die Namenliste derselben erwachsen

sein möge, so ist doch soviel gewifs mit Recht anzunehmen, dafs diejenigen Namen darunter die nicht wie Okeanos, Asträos, Hyperion, eine begreifliche griechische Deutung darbieten, dafs diese alte Namen von Gottheiten sind, deren Dienst, unter diesen Namen wenigstens, sich schon in alten Zeiten verloren hatte; Namen aus Theogonien oder aus Mythen, die mit verwandten Stämmen aus andern Landen herüber gekommen waren, oder wie man es sonst in dieser Dunkelheit am besten sich vorstellen kann. Dafs namentlich von Iapetos durch Prometheus und Deukalion die Menschen überhaupt, und durch Hellen insbesondre die Griechen abstammen, zeigt nur wie vornehm diese mythische Person in der ältesten Sage gewesen sein mufs. Den Stamm, dem dieser mythische Iapetos eigentlich gehörte, aufser Griechenland zu suchen kann uns, aufser der übrigen Unbekantschaft seines Namens, eben der Umstand schon veranlassen dafs Hellen erst im vierten Gliede von ihm abstammt. Unter dem wenigen nun was von Iapetos zu unserer Kenntnifs gekommen ist, gibt uns doch das gleich eine bestimmte Richtung, dafs die Mythologie ihm die *Asia* zur Gattin gibt, da man weifs, dafs die Namen der weiblichen Personen in den mythischen Genealogien aus Nebenumständen erwachsen. Unter Asia ist aber bekantlich nicht sowohl das ganze nachher so genannte Klein-Asien zu verstehn; sondern dieser Name ist einheimisch in den phrygischen Landen und im phrygischen Stamme, wohin ein so grofser Theil der griechischen Sage uns führt. Iapetos ferner ist Vater des Prometheus und Epimetheus zwischen welchen und der Pandora ein Mythos spielt, in welchem ich in einer besondern Abhandlung die unverkennbaren Spuren des nur umgemodelten Paradies-Mythos nachgewiesen habe, zu welcher Umformung denn auch die in der griechischen Dichtung entstandenen griechisch-allegorischen Namen gehören. Unstreitig war also dieser Mythos im *phrygischen* Asien einheimisch und verpflanzte sich von da zu den Pelasgen und Griechen, so wie er aus dem südlichen Asien nach Phrygien gekommen war. Dafs Prometheus, Epimetheus und Pandora, wenn gleich späterhin man sich unter den beiden Brüdern,

so wie unter allen allegorischen Namen, göttliche Wesen dachte, die Symbole der ersten Menschheit sind, habe ich ebendaselbst deutlich gezeigt. Erwägen wir nun den Umstand, dafs sie Kinder des Iapetos sind, nebst allem gesagten genau, und isoliren den Mythos von allem was ihn in der griechischen Mythologie berührt, so erhellet mit der höchsten Wahrscheinlichkeit dieses. Iapetos war der Gott des Himmels, der oberste Gott bei den Phrygiern, der jene ersten Menschen auf die Erde gesetzt hatte; ganz wie eben dasselbe Jehova im mosaischen Mythos thut, und wie in einer Vorstellung aus der tausendgestaltigen griechischen Fabel Zeus die durch Prometheus geformten Menschen auf die Erde setzt. Wer wird also nun zweifeln dafs wir im Iapetos wieder den *Ja*, *Jao*, *Javo*, *Jova*, *Jovis*, *Janus* vor uns haben, der sich uns überall als oberster Gott, als Gott des Himmels darbietet? sei es dafs die Form *Japet* nur eine härtere Aussprache jenes *Javo* oder *Jovis* sei; oder wie ich geneigter bin anzunehmen, dafs der göttliche Name nur in der Silbe *Ja* liegt, und das übrige in der phrygischen Sprache ein appellativischer Zusatz war; in welchem Fall es gewifs kein willkürliches Rathen ist, wenn ich in der Wurzel *pet*, *petos*, *petor*, den Begriff Vater (Sanskrit: *piter*), und also im Iapetus einen Gott Vater des Menschengeschlechts, einen Ζεὺς πατὴρ, einen *Juppiter* erkenne.

Vom *Hammon* liegt alles am Tage: er war der mit dem Zeus von alten Zeiten verglichene Hauptgott der nordafrikanischen Völkerschaften und also unstreitig auch der Hauptgott vieler andern mit diesen verwandten Nationen südlich von Palästina. *Lucan.* 9, 517. *Quamvis Aethiopum populis Arabumque beatis Gentibus atque Indis unus sit Juppiter Hammon.*

Erkennen wir nun in der mosaischen Sage den zu religiosen Zwecken gereinigten Auszug aus den Nationalsagen des grofsen Syrisch-Assyrischen Völkerstammes dessen Verzweigungen nördlich bis in Klein-Asien hinein, und südlich nach Arabien und Aegypten hin reichten; so ist nichts natürlicher und gewisser als dafs sie Kunde hatten einerseits von dem Iapetos dem Stammgotte der

vor-

vornehmsten Nationen Kleinasiens, und anderseits von dem eben so bei den Südländern verehrten Hammon; und dafs sie daher beide, nebst ihrem Sem, als drei Brüder und Urväter aufstellten. Ja ich glaube diese Wahrscheinlichkeit mufs die zuerst von uns aufgestellte, aus der hebräischen Bedeutsamkeit der Namen Jafet und Cham, verdunkeln. Indessen ist auch diese so ungezwungen, dafs es Erwägung verdient, ob vielleicht auf irgend eine Art beide neben einander bestehn.

Und dies glaube ich allerdings: nicht auf die sonst allein beliebte Art dafs alles, auch das entfernteste ausländische, aus der hebräischen Sprache gleich als einer Ursprache erklärt, und selbst die Götter der Heiden nur für Mifsverständnisse aus biblischen Personen gehalten wurden; sondern auf einem andern, alter Poesie und Denkweise überhaupt und insbesondere der orientalischen und hebräischen angemesseneren Wege. Iapetos und Hammon, oder wie die Namen bei den Stämmen wo sie eigentlich einheimisch waren gelautet haben mögen, nahmen im aramäischen Munde und bei dem so leicht einer mannigfachen Deutung sich anschmiegenden Radikalsystem dortiger Sprachen, sogleich jene bedeutsamen Formen an. Dafs der Name Jafet, *verbreitet*, eher einer glücklichen Deutung als einer von vorn entstandenen Benennung ähnlich sieht, wird mir gewifs jedermann zugeben. Was aber den Cham und Hammon betrifft, so verdient es bei der Verwandtschaft der Sprachen wohl Aufmerksamkeit was von *Vossius* und andern genug berührt worden ist, und was ich hier nur zusammen stellen will, das genauer zu ziehende Ergebnifs andern überlassend: 1) dafs Hammon bei den Alten für eine Personifikation der Sonne galt, *Macrob.* 1, 21. *Ideo et Hammonem, quem deum solem occidentem Libyes existimant, arietinis cornibus fingunt etc.* wobei *Vossius* die nicht verwerfliche Bemerkung macht, dafs der Begriff des *untergehenden* wol nicht den Libyern gehöre, sondern man diesen Sonnengott der westlich wohnenden Libyer den *Solem occidentem* im Gegensatz des morgenländischen, nehmlich des persischen *Mithras*, genannt habe; 2) dafs *Aegypten*, welches in der Bibel, Psalm

105. ganz besonders das Land Cham genannt wird, nach dem Zeugnifs des *Plutarch* (*de Isid. et Osir. c.* 32.) in ägyptischer Sprache auch *Χημία* genannt worden, und zwar wie er hinzusetzt von der *schwarzen* Farbe des Erdreichs; womit man noch die Notiz aus *Hieronymus* *) verbinde, dafs Aegypten auch damals noch Ham geheifsen; endlich 3) dafs im Hebräischen die Wurzel *cham*, nicht nur die Hitze und den Sonnenbrand bedeutet, sondern auch *chamma* einer der Sonnennamen ist, und *chum*, *schwarz* oder *dunkelbraun* heifst.

Diese drei Stammväter sind übrigens die einzigen von dieser ganzen Genealogie, welche auch als handelnde Personen in einem kleinen Mythos auftreten, den wir noch zu betrachten haben. Die Erfindung des Weinbaues durch Noach setzet die Sage disseit der Sündflut; ich habe aber davon so wie von der ganzen Person des Noach schon in meiner Abhandlung von der Periode von Kain bis zur Sündflut gehandelt, so wie auch in der von der Sündflut selbst, wo ich insbesondere das doppelte Symbol des Wassers und des Weinbaues in der Person des Noach aufzuklären gesucht habe. In Verbindung nun mit dieser Dichtung folgt eine andre: das unehrerbietige Betragen Chams gegen seinen Vater im Kontrast mit seinen beiden Brüdern. Wir werden sogleich deutlich erkennen, dafs dies eigentlich eine Dichtung für sich nnd zu einem ganz besondern Zwecke ist. Desto mehr wird uns der Schönheitsinn und die einfache Kunst des alten Dichters ergetzen, der beide Dichtungen um mehr Einheit in die belehrende Sage zu bringen in eine so natürliche Verbindung gebracht hat. „Noach pflanzte Weinberge, und nachdem er des Weines getrunken erfuhr er an sich selbst die Wirkungen des Rausches. Er lag entblöfst in seiner Hütte. Cham, der ihn sah, anstatt seines Vaters Unehre zu verbergen, verkündete sie seinen Brüdern. Aber diese nahmen ein Gewand auf ihre Schultern, gingen rücklings in die Hütte und verhüllten ihren Vater ohne hinzuschauen.

*) *Hieronymi Tradit. Hebr. in Genesin: Aegyptus usque hodie Aegyptiorum lingua Ham dicitur.*

Als nun Noach erwacht war und alles erfahren hatte, da verfluchte er zur Strafe Chams dessen jüngsten Sohn Kanaan, und segnete Sem und Jafet. Gott breite Jafet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten Sems, des Gott-gesegneten; aber Kanaan sei bei beiden der niedrigste der Knechte."

Wie gewöhnlich ist dieser profetische Spruch Schilderung dessen, was zur Zeit der Entstehung dieses Mythos theils wirklich geschah, theils Wunsch und Hoffnung derer war, in deren Sage er sich bildete, die vorhergehende Erzählung aber ist die einfach und schön erfundene poetische Begründung davon. Die Semiten und namentlich die Hebräer lebten lange Zeit mit ihren nördlichen Nachbarn in vollkommenem Frieden, und wie wir wenigstens aus diesem Segen schliefsen können, an vielen Orten lebten Stämme welche von den Semiten zu den Jafetiten gerechnet wurden brüderlich mit ihnen zusammen. Dagegen mit den Südländern lebten die Hebräer in fortdaurendem Streite: Aegypter, Philister, Kananäer und andre bedrückten sie: ihr Nationalhafs erstreckte sich daher auf den ganzen Süden. Darum mufste der Stammvater aller Südländer eine Schandtthat begangen haben. Aber gegen keine Nation war der Hafs der Hebräer so eingewurzelt als gegen die Kananäer, deren Land, worin sie als kämpfende Fremdlinge wohnten, sie einst ganz sich zu unterwerfen, und was sie von Einwohnern am Leben liefsen zu unterjochen hofften. Wir haben nichts was uns hindern könnte, die Kananäische Nation uns in einem Grade der Verwerfung zu denken, der diesen Hafs des Volks, und diesen Plan seiner Führer als ehrlichen Hafs und als einen rechtmäfsigen Plan erscheinen läfst. Nichts aber konnte wirksamer zur Ausführung dieses Planes sein, als wenn die Sage von einer alten Profezeiung das Volk mit Zuversicht erfüllte. Darum trifft des Altvaters Fluch namentlich den Kanaan. Hätte Noach den Cham selbst so verflucht, so hätte er dadurch dessen ganze Nachkommenschaft und also den dritten Theil seiner eignen unglücklich gemacht. So aber konnte der Fluch in den Grenzen einer väterlichen Aufwallung über ein Vergehen

dieser Art erscheinen: und zugleich blieb auch der Zweck des Mythos in den Grenzen der Vernunft. Denn wie konnte man hoffen das mächtige Aegypten, die Aethiopen und den ganzen Süden zu unterjochen?

Dafs es überhaupt bei dieser Sage recht auf den Kanaan abgesehen sei, sieht man auch daran, dafs der Erzähler vorher v. 8. bei Nennung der drei Söhne gleich hinzu setzt, Cham sei der Vater Kanaans; da das vollständige Geschlechtsregister erst im folgenden Kapitel kommt; und wieder in der Erzählung selbst: „Da nun Cham, *Kanaans Vater*, sah seines Vaters Scham." Etwas besonderes ist auch, dafs es weiterhin heifst „Als nun Noach erfuhr was ihm sein kleiner Sohn gethan hatte." So übersetzt *Luther* wörtlich, während alle Uebersetzer nach der gewöhnlichen Analogie dieses Ausdrucks es durch den *jüngeren* Sohn geben. Aber warum stehn die drei Namen überall in dieser Ordnung Sem, Cham, Jafet? Man glaubt es reiche hin um jene Benennung zu begründen, dafs Cham Sems jüngerer Bruder sei. Ich kann dies nicht einsehn, und eben so wenig warum diese so undeutliche Bestimmung gerade hier beigefügt ist. Mir sind bei der Abfassung mehrer Theile dieser mosaischen Sagen deutliche Spuren erschienen, dafs die Urkunde welche bei diesen ältesten Theilen zum Grunde gelegen, und die ja, wie wir durch und durch sehn, ein sehr sparsamer Auszug aus einem gröfsern Mythen-Kreis war, nach Art solcher ältesten Monumente aus der Kindheit der Schreibkunst und des geschichtlichen Vortrags, kleine Lücken und Widersprüche enthielt, welche aber den Bearbeiter, als in einer heiligen Urkunde, um so weniger irre machten, da alles dergleichen nur Neben-Umstände betraf. Ich frage daher die Kenner der orientalischen Sprachen, ob gegen die Meinung derer, welche den Ausdruck der *kleine Sohn* hier vom *Enkel* oder *Kleinsohn* verstanden wissen wollten, wichtigere Gründe vorhanden sind, als der, dafs dieser Ausdruck weiter in der Bibel nicht vorkommt. Denn bei einer Sprache von so wenig Büchern, die aus den verschiedensten Zeiten sind, scheint mir jener Einwurf nicht von grofser Bedeutung zu sein. Besonders da der Be-

griff *Enkel* in der einfachen Zahl überhaupt nur selten erscheint, und der Ausdruck *ben beni*, meines Sohnes Sohn, in solchem Zusammenhang vielleicht nicht so passend war, als wo es heifst „von deinem Sohne und deines Sohnes Sohne." *Vater* entfernt hier die erwähnte Erklärung als gezwungen, weil man alsdann etwas annehmen mufs, was nicht ausdrücklich gesagt ist, dafs nehmlich Kanaan an dem Vergehn seines Vaters theilgenommen. Aber ist es nicht wenigstens ein gleich arger Zwang, wenn man annehmen mufs, Noach nenne hier seinen bejahrten mittelsten Sohn, ohne die mindeste Veranlassung, seinen kleinen oder jüngsten? Mir drängte sich jene Erklärung unabhängig von jenen Vorgängern auf; und ich behaupte noch jetzt dafs man beinah genöthigt dazu wird durch diese Verbindung: „als nun Noach erfuhr was ihm sein kleiner Sohn gethan hatte; sprach er: Verflucht sei Kanaan" u. s. w. Freilich ist nun eine Ungenauigkeit der Beziehung zwischen diesen Worten und der Erzählung im 22. Vers „Da nun Cham, Kanaans Vater, sah seines Vaters Scham," die mich aber in einem so alten Monumente, wie gesagt, nicht befremdet. Hätten wir nur zwei, drei solcher Urkunden aus jener ältesten Zeit neben einander, so würden wir viel anderes dergleichen wahrnehmen. Und wirklich gewährt uns die arabische Ueberlieferung die wir schon in andern merkwürdigen Punkten unabhängig von der mosaischen, obgleich ihr nahe verwandt, gefunden haben, eine solche Vergleichung. Denn in dieser heifst es ausdrücklich, Noach habe dem Cham, und seinem Sohne Kanaan, deswegen seinen Fluch gegeben, weil sie seine Blöfse nicht bedeckt hätten. S. *Herbelot* Art. Ham. Denken wir uns den Kanaan als einen Knaben neben seinem Vater, so scheint nichts angemessener für eine Erzählung wie die gegenwärtige, als dafs sie von kindischem Frevel des Kleinen ausging, dem der Vater nicht wehrte.

Auch enthält die arabische Sage noch einen Zusatz, den ich mich nicht enthalten kann für echt und alt zu halten. Dafs Chams Nachkommen *schwarz* sind, ist nach derselben ein Theil von Noachs Fluch. Ein Zusatz

der so vortrefflich das Ebenmaafs der alten Dichtung ausfüllt kann kein später Zusatz sein. Die Schwärze der Haut liegt in dem Namen Cham, wie das Verbreitetsein in dem Namen Jafet. Man setze die ausdrückliche Anspielung auf jenen Namen hinzu, wie die auf den andern schon da steht, und es entsteht ein Ebenmaafs welches, einmal erkannt, wir dem profetischen Spruche als ihm eigen und ursprünglich nicht mehr rauben können. Sem wird nicht ausdrücklich vom Vater erst gesegnet, sondern der Segen Jehovas, der auf ihm ruht, wird blofs erwähnt durch die Worte „Gesegnet d. i. Geheiligt und verehrt sei Jehova der Gott Sems." Dann folgt der Segen über Jafet, dafs er *verbreitet* werde; und Cham wird nicht einmal genannt. Deutlich sieht man die Tendenz des ursprünglichen Mythos durch, den Vorzug des eignen Völkerstamms, dessen von Erstgeburt zu Erstgeburt fortgepflanzter Segen schon anerkannt war, nicht hier erst zu begründen, sondern nur zu preisen, und dagegen der beiden fremden Völkerstämme und ihres Verhaltens zu Sem, und der Erscheinung die sie auf Erden darbieten in profetischen Worten zu gedenken. „Jafet sei verbreitet auf Erden, und wohne in den Hütten Sems." Irgendwie mufs hiezu nothwendig auch das Gegenstück angebracht gewesen sein: „*Schwarz* sei die Haut des Cham, und er ein Abscheu den Kindern Sems." Und nun neben diesen Aussprüchen und zwischen ihnen durch dreimal wiederholt die Knechtschaft des Kanaan, als der nächste Wunsch des Stammes Eber; und begründet vorher durch des Knaben gottlose Unverschämtheit. Wir, sage ich, wir können den so geformten Mythos, einmal angeschaut, nicht mehr zerreifsen. Aber ein andres war es mit einem späteren Abfasser der nicht, wie wir itzt, blofs mit Dichtersinn und Schönheitsgefühl zu der alten Dichtung trat; sondern der gesetzgebende, hierarchische, politische Zwecke hatte, vor welchen alles ihm in den Hintergrund trat. Dafs diese Auslassungen in der mosaischen Erzählung blofs davon herrühren, dafs er zunächst die Kananäer im Sinne hatte, die nicht schwarz waren, ist sehr wahrscheinlich. Ueberhaupt solche Zerreifsungen eines älteren vollständigeren und ebenmäfsi-

geren Ganzen haben sich mir viele schon dargeboten, und sind auch in meinen frühern Arbeiten von mir bemerkt worden.

Noch mache ich auf einen Umstand aufmerksam, von dem ich nicht weiſs ob er schon andre befremdet hat, und wie sie ihn erklärt haben. Daſs unter Kanaan die Phönicier zu verstehn sind ist auſser allem Zweifel. Eben so gewiſs ist aber auch selbst aus dem mangelhaften, was wir über die Sprache der Phönicier wissen, daſs sie nur durch Dialekt verschieden ist von der hebräischen Sprache und von den übrigen, die wir wegen ihrer radikalen Einerleiheit mit dem Namen der aramäischen oder auch der semitischen bezeichnen. Wie kommt also Kanaan in den Stamm des Cham? zu einer Kette von Nationen deren Sprachen so ganz verschieden sind von den semitischen? Die nothwendige Antwort hierauf kann nur dienen den historischen Gebrauch, den man von den mythischen Völker-Notizen machen kann, immer mehr zu beschränken. Nach Abstreifung aller Vorurtheile die man in Beziehung auf den historischen Glauben sonst hatte, behalten wir, wie ich schon oben anerkannt habe, nicht mit Unrecht, doch diese Ansicht noch, daſs diejenigen Theile einer mythischen Genealogie, welche das Volk selbst, dem die Sage gehört, und dessen nächste Umgebungen betreffen, soweit historischen Glauben verdienen, daſs die darin enthaltenen Abstammungen wirkliche Verwandtschaft mit den bezeichneten Völkern bedeuten; woraus sich dann der entgegengesetzte Fall von selbst ergibt. Wir wollen also keineswegs diesen Gebrauch verwerfen: vielmehr bestätigt ihn die mosaische Genealogie zum groſsen Theile: die Syrer und Assyrier, obgleich Heiden, stehn mit dem Stamme des Volkes Gottes auf Einer Linie, und die arabischen Nationen stammen durch Ismael und Edom sogar von Abraham ab. Aber der vorliegende Fall begründet groſse Behutsamkeit. Nehmlich mehr kann von wahrer Verwandtschaft nicht in diesen Stammbäumen stehn, als das Volk *weiſs*. Wie verlangt man aber daſs erinnernde Sage aus der Vorzeit alle die Zweige im Andenken erhalten habe die in der Reihe der Jahrhunderte hin-

auf von dem eignen Stamme sich weggewandt haben? Dafs die *Sprache* die nahe Verwandtschaft fortdauernd bezeuge, ist ein wissenschaftlicher Satz, der jener Zeit fremd ist. Die Sprache ist ein Geschenk Gottes, und die Verschiedenheit der Sprachen, wie ein Mythos uns lehrt, eine Fügung Gottes. Warum sollte also ein Volk, das von entfernten Nationen und deren Sprachen nur eine höchst beschränkte oder vielmehr gar keine Kenntnifs hat, durch die Aehnlichkeiten in der Sprache eines nahen verhafsten Volkes sich veranlafst fühlen ein verbrüdertes Volk in ihm zu erkennen? Diese Aehnlichkeiten sind ihm Beweise der ursprünglichen Einerleiheit aller Sprache; und die ihm sehr auffallenden Dialekt-Verschiedenheiten Folge jener babylonischen Verwirrung. Vom Norden aus dem mesopotamischen und libanonischen Syrien herkommend stiefs der Stamm Eber auf die Kananäer. Verschiedenheit in Sitten und Religionsgebräuchen, dergleichen lange vor Mose bestehen mochten, und allerlei nachbarliche Reibungen hatten einen unvertilgbaren Nationalhafs hervorgebracht. Dieser und die Wohnung im Süden reichten hin um in dem Volke Kanaan die nächsten Grenzen des Stammes Cham zu erkennen. Darum ist auf der Stammtafel Kusch, d. h. die am entferntesten wohnenden ganz schwarzen Aethiopier, Chams ältester Sohn, und Kanaan der jüngste.

Ich kann den Kanaan noch nicht verlassen und diese Abhandlung nicht schliefsen, ohne meinen Lesern noch ein Lächeln abzugewinnen durch die Versicherung, dafs ich den mosaischen Kanaan auch in der griechischen Mythologie aufgefunden habe. Man wird erwarten dafs ich den Blick auf Kadmus gewendet habe; und ich kann es nicht leugnen. Nur das Verfahren mancher historischen Forscher erwarte man von mir nicht. Diese, wenn sie in der uralten Sage die Kunde von einem Stammvater finden der aus einem andern Lande gekommen, mit kindlicher Einfalt wenden sie sogleich den Forscherblick auf jenes entfernte Land und dessen Geschichte, ob etwa Spuren auch dort seien von der Abfahrt. Auf diesem rückwärts gehenden Weg hat man den Danaos und andre Landläu-

fer, richtig wieder gefunden in ihrer Heimath, ja auch die ursprünglichen Namen aufgespürt welche die Schlauen unterwegs verändert hatten. Ich kann mich für jetzt nicht weiter über dies Verfahren auslassen; aber für den Kadmos stehe ich, dafs er mit keinem Fufse in Phönicien gewesen ist. Kadmos ist das Symbol des phönicischen Stammes der in Griechenland wohnte. Mit etwas besserm Rechte wird man seinen mythischen Vater in Phönicien suchen: und wirklich sagt die Mythologie er sei ein Sohn des *Agenor* Königs in Phönicien. Hier hat sich merkwürdiger Weise der Fall umgekehrt: der in Griechenland wohnende Sohn hat seinen phönicischen Namen behalten, und der Vater in Phönicien hat einen griechischen bekommen. Die Historiker sind soviel ich weifs nicht glücklich in ihren Forschungen nach dem asiatischen König gewesen. Was ich gefunden habe ist mir von grofsem Werthe. In einem Pariser Codex des Grammatiker *Chöroboskus* *) steht ganz anspruchslos unter den Beispielen zur Ersten Deklination auch dieses: ὁ Χνᾶς, τοῦ Χνᾶ. οὕτω δ᾽ ἐλέγετο ὁ Ἀγήνωρ. ὅθεν καὶ ἡ Φοινίκη Ὀχνᾶ λέγεται. Also „*Chnâs* der Name (das heifst natürlich, wie auch schon die Form zeigt, der eigentliche, ausländische Name) des Agenor, von welchem auch Phönicien den Namen *Ochnâ* habe." Dafs *Chnâs* und *Ochnâ* der Name *Kanaan* sind ist keinem Zweifel unterworfen. Also haben wir den Agenor gefunden; nur die romantische Hoffnung der Historiker, einen König auf seinem Thron zu finden, ist abgeschnitten. Agenor oder Chnas ist der Kanaan des Moses, d. h. das Symbol der Phönicier in Asien **).

Aber welch ein merkwürdiges Beispiel haben wir hier von Umwandlung ausländischer Namen in griechische Formen! Welchem Besonnenen würde es einfallen, in dem

---

*) *Cod. Coisl.* 176. *fol.* 36. *Bekker. Anecd. p.* 1181.

**) Der *Chnâs* war übrigens schon aus Sanchuniathon (*Euseb. P. E.* 1, 10.) bekant, wo es von ihm heifst, dafs er zuerst den Namen Phönix erhalten (*Χνᾶ τοῦ πρώτου μετονομασθέντος Φοίνικος*); und der Name des Landes und der Einwohner *Χνά, Χνᾶοι* aus *Steph. Byz. in v.*

Agenor, wo nur ein *n* noch übrig ist, den mosaischen Kanaan zu suchen? Und doch ist wie wir sehn nichts gewisser. Nehmlich willkürlich schuf die Mythologie griechische Namen für ausländische mythische Personen, nur dann wenn sie gar keinen Namen vorfand. Fand sie einen solchen der sich leicht der griechischen Form anschmiegte so blieb er im wesentlichen unverändert, wie eben *Κάδμος*. Wo dies weniger der Fall war da wandelten sich einzele Buchstaben; sobald aber ein so gebildeter Name nur einigermaſsen an einen ähnlichen ganz griechischen Namen erinnerte, so ging er auch ganz in diesen über. Um dies für den vorliegenden Fall begreiflicher zu finden, gehe man folgenden durch die Sprach-Analogie vorgezeichneten Weg. *Chnâs* ist noch ganz der asiatische nur eben der Deklination angepaſste Name, da Kanaan bekantlich in der genauern hebräischen Aussprache schon *Chnaan* (כְּנַעַן) lautet. Der Vorschlag eines *o* oder *a* vor zwei Anfangs-Konsonanten ist in den orientalischen Sprachen etwas ganz gemeines und auch in der griechischen nicht selten, wo z. B. der *Ἄτλας* von *τλᾷν* benannt ist, und die Rosine *σταφίς*, *ἀσταφίς* und *ὀσταφίς* heiſst. Da nun der Name Kanaan dem Lande und der mythischen Person gemein ist, so versteht sich daſs so wie das Land *Χνᾶ* (s. die Note d. vor. S.) auch *Ὀχνᾶ*, so der Heros auch *Ὀχνᾶς* oder *Ἀχνᾶς* hieſs. Wer nun auch nur in altdeutschen Gesängen beobochtet hat wie z. B. aus *Attila* — *Etzel*, aus *Verona* — *Bern* geworden ist; den wird es gewiſs nicht befremden wenn die ionische Rhapsodik, den immer noch fremd tönenden Namen *Achnas* in eine geläufige und bedeutsame griechische Namensform *Agenor* übergehn lieſs.

X.

Ueber die alten Namen von Osroëne und Edessa.

In der mosaischen Geschichte ist zwischen Noach und Abraham ein grofser historischer Raum, der fast mit nichts als einem ganz dürren Stammbaum ausgefüllt ist. Dieser würde so wie ähnliche Listen in der spätern biblischen Geschichte, für alle Untersuchung gänzlich leer sein, wenn nicht schon den allerfrühsten Betrachtern, auf welcher Stufe der Kenntnifs sie auch stehn mochten, die geographische und ethnographische Natur dieser Genealogie sich sogleich aufgedrängt hätte. Aber eben dadurch war nun auch Thür und Thor den weitestgehenden Untersuchungen von den verschiedenartigsten Ansichten aus geöffnet, durch welche mit jedem richtigen und vernünftigen, für die Geschichte erspriеslichen Gedanken, hundert Irrthümer und Thorheiten in das Feld der Geschichte sich verbreiteten. Der Wunsch, dafs bei der heutigen Erweiterung der Quellen für diesen Theil der Forschung, eine nüchterne Behandlung auch jetzt wieder diesen ältesten Namen-Rollen zu Theil werde, ist sehr natürlich und gerecht; aber eben so gerechtfertigt durch die Erfahrung ist auch die Sorge, dafs eine das Ganze auf einmal behandelnde, die Aufklärung des Ganzen als nothwendig sich vorsetzende Unternehmung, doch immer noch den Unsegen der Oberflächlichkeit und der Systematisirung des halbgekannten über uns führe. Förderlicher scheint daher jeder Versuch, der, den Blick auf das Ganze nie verabsäumend, einzele Punkte die eine verständige Kombination darbieten heraushebe,

und wohl erörtert, für künftige Behandlung des Ganzen hinstelle.

Zu einer solchen Behandlung bietet sich mir gegenwärtig ein Name aus der späteren Hälfte der Stammtafel dar, deren geographischer Gegenstand schon in dem engern Kreise der Lande an und um den Eufrat liegt. Dieser Theil unterscheidet sich von dem oberen auch dadurch, dafs jener wie bekant nichts als lauter rein-geographische Namen enthält, bei welchen selbst der Gedanke an ehmalige Ausfüllung durch persönliche Mythen nicht aufkommen kann; in diesem hingegen, so wie er den bekanten Personen aus der Abrahamischen Familie sich nähert, auch diejenigen Namen sich mehren, welche auf Persönlichkeit wenigstens Anspruch machen. Hier ist es also besonders gut die einzelen Fälle welche auf eine oder die andere Art Sicherheit gewähren, auszusondern; wie ich mir gegenwärtig dazu den *Serug* gewählt habe.

Serug ist der Urgrofsvater des mit voller Persönlichkeit auftretenden *Abraham*, und Urenkel des *Eber*, welches ein reiner Volksname, die Personifikation der hebräischen Nation ist. *Serug* selbst, oder genauer *Srug*, gehört ohne Zweifel ebenfalls zu dieser letzteren Gattung mythischer Namen. Unweit von Haran und Edessa liegt noch jetzt ein Ort *Sarug* oder *Serug*, den auch die Landkarten haben und der im Syrischen ebenfalls *Srug* geschrieben wird *). *Assemani* in der *Bibl. Orient. I. p.* 284. *sq.* handelt umständlich davon, und wir lernen dort, dafs es diesen einfachen Namen nur bei spätern Schriftstellern führet, in ältern syrischen Schriften aber *Batnon da-Srug* oder *dba-Srug* d. h. *Batna von* oder *in Sarug* heifse. Dieser Ausdruck gibt also ziemlich deutlich *Srug* als eine Landschaft zu erkennen; und diese erinnert durch Namen und Lage sogleich an jenen mosaischen Serug: daher auch Assemani mit der Bemerkung schliefst, dafs sie vielleicht von jenem Serug den Namen habe; eine Vermuthung, die wir, mit der nothwendigen

*) Versteht sich mit einem *Semkath* (*Samech*), da die syrische Sprache das wie *S* gesprochene *Sin* der Hebräer nicht kennt.

Aenderung, dafs der mosaische Serug die Personifikation des Stammes sei der ehedem in diesem Bezirke wohnte, zu der unsrigen machen. Denn eben so unverändert hat auch der Ort *Haran* oder *Charan* seinen Namen bis in die neueren Zeiten erhalten (s. Bruns zu Danvillens Atlas S. 139.); und wenigstens in der Chronik des Josua Stylites zum Jahre Christi 503 (bei *Assemani I. p.* 277.) glaubt man noch in der mosaischen Zeit zu sein, wenn man Araber in *Serug* einfallen und die von *Haran* mit Heeresmacht gegen sie ausziehen sieht.

Wenden wir uns nun zu den griechischen und lateinischen Schriftstellern eben dieser spätern Zeit, und sehen dafs bei ihnen die ganze Provinz worin Edessa, Batnä u. s. w. lagen, Osroëne genennt wird; so mufs denke ich sogleich die Vermuthung entstehn dafs dieser Name einerlei sein möge mit jenem Srug, das zu leichterer Aussprache so natürlich überging in *Osrug*, *Osruh*. S. z. Ende d. vor. Abh. S. 234. Wenn die folgende Darstellung, dafs dem wirklich so sei, nicht genügend sein sollte, so wird sie wenigstens alles was zu diesen Untersuchungen gehöriges mir zu Gebote stand in Uebersicht bringen.

Den Namen *Osroëne*, *Ὀσροήνη* führt, wie gesagt, die Landschaft worin unter andern *Edessa* liegt; und namentlich wird auch das kleine Reich der zur Zeit der Parther entstandenen Könige von Edessa z. B. bei *Dio Cassius* 77. *p.* 875. (zur Zeit der Vernichtung desselben durch Karakalla) so genannt. *Prokopius* gibt uns noch eine Notiz mehr. Denn wenn er *(de Bell. Pers.* 1, 17.*)* von den besondern Namen einiger mesopotamischer Distrikte spricht, sagt er: „Edessa mit den Ortschaften umher führt den Na-„men *Osroëne* von Osroës, einem Manne der in ehe-„maligen Zeiten hier König war, als die Bewohner dieser „Gegenden den Persern pflichtig waren" *). Eben dies Land wird aber von *Steph. Byz.* (v. *Βάτναι*) Orrhoëne genannt. Da nun der gangbarste einheimische Name der

---

*) *Ἔδεσά τε ξὺν τοῖς ἀμφ' αὐτὴν χωρίοις Ὀσροήνη Ὀσρόου ἐπώνυμός ἐστιν, ἀνδρὸς ἐνταῦθα βεβασιλευκότος ἐν τοῖς ἄνω χρόνοις, ἡνίκα Πέρσαις οἱ ταύτῃ ἄνθρωποι ἔνσπονδοι ἦσαν.*

Stadt Edessa **Urhoi** ist, so verbindet Assemani (*Bibl. Or. I. p.* 388. *not.* und 417.) hiemit, und mit der Nachricht aus Prokopius, sehr natürlich die Angabe eines syrischen Chronisten, des Patriarchen *Dionysius*, welcher als ersten König von Edessa in der 161. Olympiade einen **Orhoi** Sohn des Hevia anführt, und ausdrücklich sagt, dafs von ihm die Stadt den Namen *Urhoi* führe. Assemani findet also hier den *Osroës* des Prokopius, in dessen Worten er folglich unter den Persern die Parther versteht. Er nimt also auch (*p.* 470.) die Schreibart im Stephanus *Orrhoëne*, und folglich *Orrhoës*, für die genauere an, wovon *Osroëne* eine griechisch-römische Verderbung sei, welche jedoch die spätern *syrischen* Schriftsteller selbst angenommen hätten, und *Osroïna* als einen, aus der griechischen Form erst gemachten Namen, bald mit einem Dsain bald mit einem Semkath, schrieben. Nach dieser Darstellung, die sehr viel innere Konsistenz hat, käme also der Name *Osroëne* von dem inländischen Namen der Hauptstadt des Landes *Urhoi* oder *Orhoi*; womit denn unsere Ableitung von *Serug* unverträglich wäre.

Dies macht nöthig dafs wir auch die bekanten Untersuchungen über die Namen von **Edessa** vornehmen müssen; worüber hauptsächlich *Michaelis* im *Spicilegio ad Bochartum I. p.* 220. *sq. Th. S. Bayer* in der *Historia Osroëna p.* 3. *sq. Vater* zu *Gen.* 10, 10. zu vergleichen sind. Das **Erech** in der angeführten Stelle der Genesis, welches in den Dialekten und Uebersetzungen auch *Arach* und *Orech* lautet, wird nehmlich von den alten Kirchen-Schriftstellern, namentlich von *Efrem*, der selbst in Edessa lebte, und von *Hieronymus*, für Edessa, ganz als eine damals und dort bekante Sache, erklärt: und Michaelis hat auch diese Erklärung so ziemlich durchgesetzt, während Bayer eine wirklich sehr ungründliche Gegenmeinung aufstellte, die man bei ihm selbst nachlesen mag. Dafs die Edessener sich selbst *Orochoje* nennen führt Bayer, ich weifs aber nicht woher, selbst an, scheint dies aber einzig aus der Ueberzeugung zu erklären, in welcher auch die Edessener gestanden, dafs jenes mosaische *Orech* ihre Stadt sei; eine Ansicht die wenig befriedigt. Vielmehr,

da der Name *Edessa* anerkannt nur der neuere, von der gleichnamigen Stadt in Macedonien übergetragene ist (wovon wir sogleich reden werden), die Stadt aber doch nothwendig vorher schon einen inländischen Namen gehabt haben mufs; so geht eben aus jener Sicherheit, womit die Syrer selbst sich dieses Namens bedienten, hervor, dafs entweder jener mosaische Name damals fortdauernd in Gebrauch gewesen, oder doch ein solcher der mit demselben soviel übereinkommendes hatte, dafs man eben dieser Aehnlichkeit wegen (denn andre Spuren über das mosaische Erech als der Name und die Nachbarschaft waren ja nicht vorhanden) jene alte Stadt für Edessa annahm.

Und hier kann ich mich nicht genug über *Michaelis* wundern, dafs, da er doch selbst *Oroch* oder *Orech* als alten Namen von Edessa annimt, er den zu Efrems Zeiten selbst wirklich gangbaren Namen *Orhoi* nicht als damit zusammenhangend erwähnt, sondern, mit andern, diesen für eine asiatische Verderbung des griechischen Namens Kallirrhoë hält. *Plinius* nehmlich (5, 24.) wo er von dieser Gegend handelt, erwähnet auch *Edessam*, *quae quondam Antiochia dicebatur*, *Callirrhoën a fonte nominatam*, womit *Stephanus* übereinstimmt, der unter den Städten mit Namen Antiochia auch eine anführt ἡ ἐπὶ τῆς Καλλιῤῥόης λίμνης. Und Bayer bestätigt diesen Namen noch durch eine Münze von Antiochus IV. mit der Schrift Ἀντιοχέων τῶν ἐπὶ Καλλιρόῃ: was auch, für mich wenigstens, völlig überzeugend ist: wiewohl einige Münzkenner seitdem geglaubt haben, diese Münze von Edessa wieder trennen zu müssen. Doch ich hebe diesen Gegenstand einer besondern Anmerkung zu Ende dieses Aufsatzes auf, und glaube hier ungehindert fortfahren zu können, da des Plinius Stelle allein der Stadt Edessa den Namen Kallirrhoe sichert. Ist es nun aber glaublich, dafs mitten unter Griechen und gelehrten Christen durch eine so unförmliche Verstümmelung, wie *Orhoi* aus *Kallirhoë*, der alte Name der Stadt selbst so gänzlich, und zwar in den Schriften so vieler Syrer, verdrängt worden wäre? Oder vielmehr, bietet sich nicht der entgegengesetzte Fall ganz von selbst dar? Diesen hat denn auch Bayer aufgefafst;

wiewohl auf eine sehr mangelhafte Art. Neben dem syrischen *Urhoi* ist nehmlich in den arabischen und andern verwandten Mundarten auch die Namensform Raha, *Roha*, *Ruha* und mit dem Artikel *Erraha*, allgemein gangbar *). Von dieser Form trennt Bayer sehr ungeschickt, wie es mir scheint, und mit schlechter etymologischer Kunst den Namen *Urhoi*, (wunderbar, gerade wie Michaelis denselben Namen von *Orech* trennt,) und sieht nur darin unstreitig richtig, dafs er in *Kallirrhoë* den Namen *Roha*, *Erroha* mit griechischer Zusammensetzung erkennt; wobei er *Roha*, das im Arabischen einen *Bach* bedeute, für den Flufs bei Edessa nimt, den die Griechen *Καλλιῤῥόη* genannt hätten, dessen Name aber auch auf die Stadt übergegangen sei. Dafs ein ausgezeichneter und heiliger Quell und Teich, und ein reicher üppiger Strom bei Edessa ist, zeigt am vollständigsten Mannert (V. Th. 2. S. 277.) aus alten und neuen Berichten, wozu noch *Stephanus* (v. *Ἔδεσσα*) kommt, aus welchem wir ersehen, dafs eben wegen ihrer reichen Wasserströmungen (*διὰ τὴν τῶν ὑδάτων ῥύμην*) diese Stadt nach der macedonischen Stadt *Edessa* benannt worden sei. Dafs also auf die erwähnte Art mit *Urhoi* und *Roha* die *griechische Namens-Verschönerung Kallirrhoë* zusammenhängt, kann wol ferner keinen Zweifel leiden. Und ich glaube auch nicht zuviel zu sagen, wenn ich die Ableitung des Namens *Urhoi* oder *Roha* von der Wurzel *rah*, *ravah*, welche auch in den orientalischen Sprachen übereinstimmend mit dem griechischen *ῥέω*, *ῥοή*, *ῥαίνω* und so vielen verwandten Wörtern anderer europäischer Sprachen, den Begriff des *rinnen*, *wässern* führt, sehr wahrscheinlich ist.

Allein da nun eben durch den Namen *Kallirrhoë* in Verbindung mit obigen Stellen, auch ohne die Münze, es so gut wie erwiesen ist, dafs schon unter den Seleuciden jene einheimische Benennung die gangbare war; so ist eben so gewifs, dafs die Deutung des Efrem von *Erech*, *Orech* auf Edessa, und der Name der Edessener *Orochoje* (wenn

*) S. *Michaelis p.* 221. *Bayer p.* 11. 12. *Elmacin Erpenii p.* 14.

(wenn dieser authentisch ist) mit dem Namen *Urhoi* oder *Roha* zusammenhangen mufs, d. h. dafs auf jeden Fall diese Syrer nicht blofs in jener mosaischen Stadt die ihrige, sondern hauptsächlich in dem Namen *Orech* den Namen *Orhoi* erkannten; und dafs nur in dieser Verbindung weiter über die Richtigkeit dieser Deutung des mosaischen Erech kann nachgeforscht werden.

Sollte übrigens der in den aramäischen Sprachen, soviel ich weifs, nicht eben gewöhnliche Uebergang der Buchstaben *Kaf* und *He* Michaelis abgehalten haben, *Orhoi* und *Orech* zu kombiniren; so hätte derselbe, aus ähnlicher Ursach, auch eine andere arabische Namensform für dieselbe Stadt — *Orfa* — nicht so leicht aus *Orhoi* sollen entstehn lassen. Und doch hatte er hierin unstreitig recht. Denn allgemeine Sprachgesetze walten über jedes engere, und wenn nur wirklich gefunden wird, dafs dieselbe Stadt, *Orch*, *Orh*, und *Orf* genannt worden, so wollen wir auch an der Einerleiheit dieser Namen keinen Augenblick zweifeln.

Aber das ist nun für unsern Zweck erwiesen, dafs der Mann *Orhoi* des Dionysius der Stadt nicht den Namen kann gegeben haben, der schon unter den Seleuciden so gangbar war. Ja grofser Verdacht fällt dadurch selbst auf das Dasein dieses Mannes *Orhoi*; und auch der *Osroës* *) des Prokop verliert seinen Glauben, wenn wir das bekante Streben erwägen, die Namen der Städte und Länder von solchen ersten Herschern abzuleiten: wie uns denn Bayer (*p.* 5.) gleich auch zwei verschiedene Männer mit Namen *Roha*, und aus verschiedenen Zeiten, den einen nehmlich im fünften Glied von Noach, nachweist, von welchen arabische Schriftsteller eben diese Stadt erbauen lassen. Wo-

*) Wenn es späterhin Männer dieses Namens gab, so kann dies nichts für diesen beweisen; aber der parthische Fürst *Osroës* wie ihn Pausanias 5, 12. oder *Hosroës* wie ihn *Dio Cassius l.* 68. nennet, ist ein *Chosroës* oder *Khosru*, wie er auch anderswo genannt wird z. B. bei *Aur. Vict. de Caesarib.* 13., und dasselbe gilt also auch von dem Parther *Osroës* oder *Oxyroës* bei *Dio Cassius* 71. und *Lucian. de scr. Hist.* 18. *sqq.* Dahingegen *Osroëne* niemals *Chosroëne* genannt wird.

bei nicht zu übersehn ist, dafs das *Chronicon Edessenum*, wie Bayer *(p.* 65.) bemerkt, den Anfang des Edessenischen Reichs in eine Epoche setzt, wodurch jener *Orhoi* des Dionysius gerade abgeschnitten wird.

Aber auch so bleibt immer noch die ganz befriedigend scheinende Darstellung übrig, dafs von dem orientalischen Namen der Hauptstadt *Orhoi* der ganze Distrikt benannt worden sei und daher bei den Griechen *Orrhoëne*, *Osroëne* heifse. Auffallend ist indessen schon dies, dafs auf diese Art die Griechen, um das Land zu benennen, eine griechische Endung an denjenigen Namen der Stadt gehängt hätten, der gerade von ihren Schriftstellern auch nicht einmal erwähnt wird: und umgekehrt, dafs bei den inländischen Schriftstellern dieser Name des Landes gar nicht vorkommt, als, wie wir gesehen haben, bei ganz späten erst, und auf eine von dem Namen *Urhoi* ganz abweichende, sichtbar nach der griechischen Form erst gebildete Art, *Osroïna*. Aber noch weit auffallender ist, woriiber man so leicht hinweg schlüpft, die Verderbung des *rh* oder *rr* in *sr*. Auf jeden Fall kann dies keine griechische Verderbung sein, da in dieser Sprache wohl ῤῥ und ρσ verwechselt wird, der Ton σρ aber, aufser der Zusammensetzung, ganz barbarisch ist. Zuverlässig hörten also die Griechen das *sr* in diesem Namen schon in Asien. Ja ich glaube behaupten zu können, dafs in Asien selbst kein mit *Orho* anfangender Name der Landschaft kann gangbar gewesen sein; weil die dortigen Griechen, von welchen doch alle diese Nachrichten ausgehn, sonst nothwendig blofs Ὀῤῥοηνη und allenfalls Ὀρσοήνη, das aber nie vorkommt, gebildet haben würden. Da nun aber alle Schriftsteller, aufser Stephanus, das ungriechisch und unlateinisch lautende *Osroëne* und zur Erleichterung der Aussprache sogar *Osdroëne* haben; so sieht man wie fest dies *sr* safs: und selbst das nur einmal vorkommende Ὀῤῥοήνη wird dadurch verdächtig; und mehr als verdächtig, da derselbe Stephanus im Artikel Ζηνοδότιον Ὀσροήνη schreibt. Schreiben wir also dafür, wie schon Holstenius empfahl, auch an der erstern Stelle Βάτναι πόλις τῆς Ὀσροήνης, so ist es schwer dies nicht für eine Uebersetzung des obigen *Bat-*

non da-Srug zu halten. Die Schwierigkeit ein Wort mit *sr* anzufangen brachte zuverlässig schon bei vielen Asiaten den Ton *Osrug* zuwege, den also besonders die dort wohnenden Ausländer ergriffen; wozu wir, in der vorigen Abhandlung das auffallendste Gegenstück in dem Namen *Ὀχνᾶ* gesehen haben, der aus dem Namen des Landes *Chnaan* oder Kanaan auf demselben Wege von Syrien nach Griechenland entstand. Dabei ist gar nicht zu zweifeln dafs im Lande *Srug* stets, nach der Analogie aller andern Länder, auch von einem alten Herscher *Srug*, woher es den Namen habe, die Rede war. So sah man ohne Zweifel in ganz alten Zeiten den mosaischen Patriarchen *Serug* an: und so können wir uns den *Osroës* des Prokopius erklären, ohne bei ihm den Stifter des Edessenischen Reiches zu finden, der in seinen obigen Worten gar nicht liegt, da er anderswo (z. B. *de bell. Pers.* 2, 3. *p.* 93. *Paris.)* die Perser und Parther wohl unterscheidet. Wahrscheinlich setzte er nehmlich den alten Herscher S r u g oder O s r u g, den er dort nennen hörte, in die alte Perser-Zeit; während Dionysius, dem es um vollständige Königsreihen zu thun ist, seinen edessenischen *Orhoi*, den ihm die edessenische Sage auch mag dargeboten haben, an der Spitze jener bekanten Dynastie hat.

A n m e r k u n g.

Wir haben oben mit der ausdrücklichen Notiz des Plinius, dafs Edessa in Mesopotamien auch *Antiochia* und von dem dortigen Quell *Kallirrhoë* geheifsen habe, und mit der bei Stephanus, der eine Stadt Antiochia mit dem Beinamen *ἡ ἐπὶ τῆς Καλλιῤῥόης λίμνης* aufführt, ohne Bedenken, mit Bayer, die Münze verbunden welche die Inschrift führt *Ἀντιοχέων τῶν ἐπὶ Καλλιρόη.* Und gewifs wird es jeden Unbefangenen befremden dafs die Münzgelehrten seitdem der Stadt Edessa diese Münze doch wieder ab-

sprechen. S. Eckhel *Doctr. Numm. III. p.* 305. *sq.* Ja Pellerin trägt kein Bedenken die Erklärung dieser Münze von jenen beiden Stellen ganz unabhängig zu machen, und dafür von einer ganz willkürlichen Annahme auszugehn: daſs sie nehmlich von denjenigen Antiochenern, aus Antiochia in Syrien, sei geschlagen worden, die sich, wie er voraussetzt, des Handels wegen bei den Bädern Kallirrhoe jenseit des Jordan *aufgehalten*. Ich würde gegen ein Verfahren der Art ohne weiters protestiren; wenn mich nicht das besorgt machte, daſs der besonnene Eckhel selbst dieser Ansicht nicht abgeneigt ist. Unter dem Abschnitt nehmlich von Antiochia in Syrien hat er eine Rubrik *De Nummis Antiochenorum extra Antiochiam signatis*, und bringt darunter dreierlei Münzen mit den Inschriften; 1) *Ἀντιοχέων τῶν πρὸς Δάφνην* 2) *Ἀ. τῶν ἐν Πτολεμαΐδι* 3) *Ἀ. τῶν ἐπὶ Καλλιρόῃ*. Hier ist mir höchst auffallend Eckhels Urtheil über die ersten dieser drei. Weil nehmlich die allerdings übergroſse Zahl der Münzen von Antiochia den Zusatz *πρὸς Δάφνην* nicht hat, so nimt er von denen, die diese Inschrift haben, an, daſs sie von denjenigen Antiochenern geschlagen worden die an dem Walde Daphne als in einer Vorstadt gewohnt. Aber da der gewöhnliche Beisatz wodurch das syrische Antiochia von andern unterschieden ward, *ἐπὶ Δάφνῃ* ist, wie ist es denkbar daſs das erwähnte *πρὸς Δάφνην* etwas anders bezeichne? Der Unterschied *πρὸς* und *ἐπὶ* kann doch eine solche Entscheidung unmöglich begründen: sondern gewiſs ward der Zusatz „bei der Daphne" der gewöhnlich für überflüssig geachtet ward, aus irgend einer Ursach auch wol gesetzt. Indessen sieht Eckhel die Antiochener *ἐν Πτολεμαΐδι* und die *ἐπὶ Καλλιρόῃ* für eben solche Vereine von Antiochenern an, die sich *anderswo* (die *ἐπὶ Καλλιρόῃ* bestimmt er in Absicht auf die Frage wo, nicht näher). aufgehalten und dort auch Münzen geschlagen hätten, und beruft sich dabei auf mehre Inschriften welche von den Berytensern in Puteoli," von den „Cittiensern in Sidon" u. s. w. gesetzt worden. Aber schwerlich können *Inschriften* beweisen daſs solche Vereine auch *Münzen* geschlagen hätten. Die Antiochener von Ptolemais zu er-

klären liegt mir nicht ob. Aber wenn wir nun auch bloſs aus Stephanus wüſsten daſs es ein Ἀντιόχεια ἐπὶ τῆς Καλλιῤῥόης λίμνης gab, das als eine besondere von dem groſsen Antiochia verschiedene Stadt aufgeführt wird, so scheinen überwiegende Gründe dazu zu gehören, eine Münze welche gerade diese Schrift führt, dennoch, mit irgend einer Voraussetzung, dem groſsen Antiochia zuzuschreiben. Diese Gründe sind nun, wie ich von einem Münzkenner höre, diese, daſs die erwähnte Münze denen πρὸς Δάφνῃ völlig ähnlich sind im Metall, in beiden Geprägen, und selbst in Anordnung der Zeilen. Mein Freund weiſs sich dies ebenfalls nicht anders zu lösen als daſs unweit des groſsen Antiochia auch eine Kallirrhoë gewesen und ein Theil der Antiochener dort als in einer Art Vorstadt gewohnt habe. Ich stelle dies alles hier zusammen, damit andre darüber urtheilen; und erlaube mir nur eine Frage. Wenn wir annehmen daſs es von einer groſsen und ansehnlichen Stadt „an andern Orten" Vereine von Bürgern solcher Stadt gegeben, die sich dort gewöhnlich aufhielten, und selbst Münzen schlagen lieſsen; so war dies eine Art Kolonie. Ist es also nicht denkbar, daſs solche Antiochener aus Syrien sich in oder bei Edessa aufgehalten; und daſs von ihnen eben der Name *Antiochia an der Kallirrhoë* herkomme, den entweder eine Vorstadt von Edessa führte, oder auch Edessa selbst bei diesen Antiochenern? Und ist es nicht denkbar, daſs diese Kolonisten ihre Münzen in ihrer Metropolis, die ja gar so weit nicht entfernt war, schlagen lieſsen?

XI.

Ueber den Mythos des Herakles.

Eine Vorlesung
gehalten
den 25. Januar 1810
an der
Gedächtnifs-Feier
Friedrich des Zweiten
in der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die Geschichte unterscheidet sich, als menschliche Wissenschaft betrachtet, von ihren Schwestern durch einen sehr bedeutenden Mangel. Ihr fehlt gerade das, wovon der Mensch sie glaubt anfangen zu müssen. An eine chronologische Form derselben gewöhnt, sucht er den Anfangspunkt der vielen arithmetischen Reihen woraus sie besteht, und findet ihn gewöhnlich nicht. Nichts natürlicher. Nicht nur ist alles anfangende klein, sondern der Gleichzeitige weifs auch nie, wovon es der Anfang ist: kaum beobachtet er es also, geschweige dafs er es dem Gedächtnifs übergeben sollte. Nach Jahrhunderten erst, wenn das was sich gebildet hat wichtig oder anziehend gewor-

den, fragt der Mensch nach Zeit und Art der Entstehung, und findet keine Belehrung.

Aber diesen Mangel erträgt die Wifsbegier nicht, und füllt die leere Stelle mit einem Luftgebild. Das Luftgebild der neueren Forscher besteht aus Hypothesen. Durch den lächerlichsten Zirkel holen wir Entscheidungen bei unserer eignen Einsicht, und stellen sie als Antwort hin auf die Fragen, die wir, unsre Einsicht zu bereichern, an die Geschichte thun wollen. Nicht so die einfacheren Forscher des Alterthums. Nicht bei ihrem eignen Witze gingen diese zu rathe, sondern so verlassen wir sie auch eben von *ihrer* Vorzeit gesehen haben, dennoch bei dieser Vorzeit fragten sie an; und was sie erhielten, ein Luftgebild war es auch, aber ein weit erfreulicheres und lehrreicheres. *Sagen* waren es; dunkle zwar, mangelhafte, wunderbare, unglaubliche; aber durchzogen von historischen Adern, die wir noch itzt nicht ohne Ausbeute bearbeiten: und wo auch diese Sagen nicht ausreichten, da war das Gebild ergänzt durch die Poesie. Hier ist kein Zirkel: die Zeit fragte an bei der Vorzeit, der Verstand bei der Fantasie. Was von der Antwort dem eigentlichen Zwecke nicht genügte, befriedigte auf andre Art; es ergetzte, belebte, befruchtete den Geist.

Es ist also kein Zweifel, dafs die Mythologie aus zwei Haupt-Elementen besteht, dem *historischen* und dem blofs *poetischen*, unter welchem letztern wir hier alle unter poetischer Form vorgetragene Belehrungen, die nur nicht historischer Art sind, mit begreifen. Aber so leicht es ist, dies festzusetzen, so leicht ist es nicht beiderlei Stoffe jedesmal rein herauszusondern. Es ist leicht die Gedankenlosigkeit derer zu verachten, welche die ganze Mythologie als ein Gewebe willkürlicher Erdichtungen ansehn, oder die Beschränkung und Verkehrtheit derer, die durch einzele gelungene Blicke aufgebläht sich als die einzigen Entzifferer uns anpreisen, indem sie lauter in Bilder gehüllte Philosophie, lauter Physik, lauter Astronomie darin nachweisen; es ist eben so leicht den entgegengesetzten Irrthum derer zu strafen, welche die mythologischen Erzählungen auf lauter Geschichte zurücksetzen:

aber es ist nicht so leicht, den wahren Mittelweg zu finden. Soviel indessen glaube ich mit Zuversicht behaupten zu können, daſs auch die gewöhnliche in der Geschicht- und Alterthumskunde geltende Ansicht immer noch des historischen in der Heroen-Geschichte viel zu viel erkennet. Man scheinet als Grundsatz anzunehmen, alles darin, was nach Abzug des wunderbaren und der poetischen Ausführung des einzelen übrig bleibt, so weit für echt historisch zu halten, als die Kritik keine positive anderweitige Zweifel dagegen beibringt. Mir hingegen hat es sich durch vielfältige Betrachtungen und Zusammenstellungen deutlich ausgesprochen, daſs die historische Forschung alles mythologische — nach einem freilich durch kritische Beurtheilung zu bestimmenden Grenzpunkt, wie etwan in der griechischen Geschichte, von der sogenannten Rückkehr der Herakliden an aufwärts — soweit für poetisch anzusehn hat, als es nicht nach positiven innern Merkmalen, oder äuſsern Bestimmungsgründen als historisch sich bewähret. Nicht daſs man die Perseus und Herakles, die Pelops und Theseus, die Odysseus und Achilleus, bloſs weil ihre Geschichte mythologischer Art ist, ohne weiters für poetische Personen erklären solle: der Geschichtforscher soll sie nur eben so wenig ohne weiters als historische Personen annehmen, da es auf mehr als Eine Art möglich ist, und auch wirklich geschehen, daſs poetische Personen, durch die Ueberlieferung und stete Häufung der Fakta im Munde der Dichter, allmählich in dem dunkeln National-Alterthume so festen Fuſs gefaſst haben, daſs sie ganz die Gestalt historischer Personen bekommen.

Da die vollständige Entwickelung dieser Ansicht die Grenzen einer Vorlesung weit überschreiten würde, so begnüge ich mich heute dieselbe durch ein einzeles Beispiel als einiger Aufmerksamkeit würdig darzustellen, indem ich aus innern Gründen wahrscheinlich zu machen suchen werde, das die Geschichte des Herakles ursprünglich rein poetisch ist. Eine solche Wahrscheinlichkeit entsteht, wenn in einer Erzählung ein so deutlicher poetischer Zusammenhang ist, eine so sichtbare Einheit zu einem ge-

wissen Zwecke darin herschet, die Data, welche sichtbar die Haupt- und Grundzüge sind, für sich betrachtet, sich so zusammenrunden, und dabei zu dem poetischen Zwecke so vollständig sind, wie es die wirkliche Geschichte niemals zusammen darbietet. Wir erkennen alsdann die Hand eines Dichters, und so erkenne ich sie in der Geschichte des Herakles von Anfang bis zu Ende.

Das Leben des Herakles ist ein schöner und uralter Mythos, darstellend das Ideal menschlicher Vollkommenheit — das heifst im Sinne des heroischen Zeitalters die höchste Körperkraft gepaaret mit allen den Vorzügen des Geistes und des Gemüthes, die jenes Zeitalter anerkennt — das Ideal, sage ich, dieser Vollkommenheit geweihet dem Heile der Menschen, oder vielleicht, in seiner ursprünglichen Gestalt, geweihet dem Heile der eignen Nation.

Ein solcher Held ist ein Mensch: aber jenes grofse und herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs. Herakles ist der Sohn des Königs der Götter von einer sterblichen Mutter. Dies zwar hat er mit einer unzähligen Menge andrer Helden gemein, von welchen die Fabel, offenbar im selbigen Sinne, es erzählt. Aber die Erfindung des Dichters in Absicht der göttlichen Beiwohnung hat beim Herakles ein ganz eignes Gepräg. Zeus hatte die Gestalt des Gemahles seiner Mutter angenommen. Man vermenge diese Erfindung nicht mit den der Gottheit minder ziemenden Verwandlungen in andern Fabeln; sie ist des Urhebers dieser philosophischen Dichtung würdig. Edle grofse Naturen sind nur dem äufsern nach die Söhne derer, welche ihre Väter heifsen; nur die Gestalt des sterblichen Vaters hat sich der Mutter genaht: ihr wahres Wesen stammt von der Gottheit. — Man kann erstaunen diese Philosophie in einer so alten Dichtung zu finden; aber man lerne dafs es so ist, denn einen andern Sinn kann Herakles göttliche Natur, die wir bei seinem Ende so deutlich von der menschlichen getrennt sehn werden, nicht haben *).

---

*) Dafs die älteste Dichtung die Erzeugung des Herakles durch Zeus blofs geistig verstanden wissen wollte, und dafs die ältesten Hörer dies auch thaten, beweist die so gangbar gebliebene

Die Vollkommenheit des Göttersohnes anschaulicher zu machen, stellt sie der Dichter in einen einfach erfundenen Kontrast. Auch der sterbliche Gemahl, Amphitryon, hat Alkmenen befruchtet; sein Sohn ist Herakles Zwillingsbruder, *Iphikles*. Er war tapfer wie andre Söhne edler Eltern, aber nie im Stande zu thun, was Herakles that, und den Schwächen unterworfen, die jener besiegte *).

Benennung des Herakles *Ἀμφιτρυωνιάδης*. Natürlich ergriffen dies späterhin die Historiker; und merkwürdig ist, wie ruhig-historisch Herodot den Unterschied zwischen der göttlichen Geburt des Herakles von der der übrigen Göttersöhne auffafst. Im sechsten Buche (Cap. 93) lehrt er dafs die Heraklidischen Herscher der Dorier anerkannt griechischer Abkunft seien bis auf Perseus hinauf: also durch Herakles und Amphitryon ohne weiters hindurch: aber weiter hinauf könne er dies nicht darlegen, *ὅτι οὐκ ἔπεστι ἐπωνυμίη Περσέϊ οὐδεμίη πατρὸς θνητοῦ, ὥσπερ Ἡρακλέϊ Ἀμφιτρύων*. Der Sinn ist offenbar der: „Wenn ein Göttersohn neben dem Gotte noch einen Vater hat — *quem nuptiae demonstrant* — so versteht es sich dafs man seine griechische Abkunft durch diesen hindurch weiter hinauf zu verfolgen hat; kommt man aber an einen dessen Mutter neben dem Gotte keinen Mann gehabt, so hören mit diesem die historischen Nachforschungen über dessen männliche Ascendenz auf, und man kann nur noch etwas von dessen Mutter und deren Abstammung vielleicht sagen. Perseus also wird in dieser griechischen Ueberlieferung wol von väterlicher Seite her ein Grieche gewesen sein; aber wir wissen weiter nichts davon; seine Mutter Danaë hingegen und deren Vorfahren Akrisios u. s. w. waren Aegyptischer Abkunft." Dieser in Griechenland einheimischen Sage setzt er nun sogleich die persische entgegen wonach Perseus selbst ein Assyrier war (d. h. einen Assyrier zum Vater hatte) die weiteren Vorfahren aber Aegypter. Dies gab wirklich einen sehr wahrscheinlichen Blick in die Tendenz vieler solcher genealogischen Mythen. Viele alte Ueberlieferungen holten die Vorfahren griechischer Stämme gradezu aus dem Auslande: aber der Grieche wollte ein Stammgrieche sein väterlicher Seite von jeher. Nehmen wir an dafs in der ältesten Sage Perseus der Sohn war des, aus dem Ausland, von Aegyptos, stammenden Akrisios — *Ἀκρισιωνιάδης* heifst er in der altepischen Sprache — so schaltete eine nationalgriechische Sage die Danaë ein und liefs diese von einem Gotte befruchten. Nun war Perseus ein Grieche: poetisch, weil ihn einer der Nationalgötter in Griechenland gezeugt hatte; kalthistorisch, wenigstens so weit als sein Vater unbekant war, und sich nichts nachweisen läfst von dessen ungriechischer Abkunft.

*) Hesiod. im Schilde 50 ff. und besonders 87 ff., wo Herakles selbst zu Iolaos, dem Sohne des Iphikles, sagt:

Die Tugend wird nicht erlernet: sie ist eine von Gott her einwohnende Kraft: sie äufsert sich also schon im Kinde. Auch diesen Satz mufs der Dichter an seinem Heros anschaulich machen. Die kolossalische Kraft, der hohe Muth des erwachsenen Herakles zeigt sich auf eine verhältnifsmäfsige, eben so übernatürliche Art im Kinde. Dem Lager der beiden Säuglinge nahen zwei furchtbare Drachen. Der nur menschliche Iphikles entflieht mit Angstgeschrei; aber Herakles richtet sich auf, ergreift und erdrosselt mit jeder Hand eines der gewaltigen Unthiere *).

In den Herakleen oder den alten epischen Gedichten von Herakles Thaten, dergleichen es schon vor Homer gab, war in der Jugendgeschichte des Helden auch das, dafs er die verschiednen einem Helden ziemenden Künste, jede von dem den die Mythologie als den gröfsten Meister darin nennet, erlernte. Die namentliche Ausführung hievon gehört natürlich erst dem später in Gedichten ausgesponnenen Mythos **); aber dafs der Gedanke selbst schon in der ältesten Anlage war, dies verräth mir ein Zug, der in die wohl zusammenhangende Schilderung vortrefflich eingreift. Das durch das ganze Leben des Helden vorwaltende Streben, dem Unrecht zu wehren und Beleidigung zu rächen, mufste sich in dem Knaben als ungeregelter Naturtrieb äufsern. Als einer der Lehrer, die ausführliche Fabel nennet den Meister im Saitenspiel, *Linos*, ihn einst hart behandelte, schlug er ihn mit dem Spiele selbst, das er hielt, so dafs er starb. — Die Fabel fügt noch ein vom Rhadamanthys über den Thäter gehal-

---

— τάχα δ' ἄμμες ἐπιπλομένων ἐνιαυτῶν
Γεινόμεθ' οὔτε φυὴν ἐναλίγκιοι οὔτε νόημα
Σός τε πατὴρ καὶ ἐγώ· τοῦ μὲν φρένας ἐξέλετο Ζεύς·

u. s. w. Als Held erscheint er z. B. Apollod. 1, 8, 2. 2, 7, 3. Paus. 8, 14, 6, wo auch von dessen Verehrung als Heros nach seinem Tode.

*) Pherecyd. beim Apollod. 2, 4, 8. Pind. Nem. 1, 57 ff. Theocr. 24, 1 — 62.

**) Apollod. 2, 4, 9. Theocr. 24, 101 ff.

tenes Blutgericht hinzu, worin Herakles, weil er nicht zuerst beleidigt, sondern gegen Beleidigung sich gewehrt habe, freigesprochen wird *). Auch hier spricht sich ein jenes Zeitalter belehrender Zweck aus, der, wenn er auch ein späterer Zusatz sein mag, doch im Geiste des Ganzen ist.

Um ähnlichen Ereignissen vorzubeugen läfst Amphitryon den Knaben die übrige Zeit seines früheren Alters von den Menschen entfernt im stillen Hirtenleben zubringen, wo er in Abwehrung wilder Thiere seinen Heldenmuth äufsert und übt **).

Aber nun kommt die Epoche, wo Herakles als vollendeter Jüngling in die Welt tritt. Irre ich nicht sehr, so begann diese wirklich mit jener Scene, welche *Prodikus* einst rednerisch ausführte, und die in dieser Gestalt von dem Xenophontischen Sokrates uns mitgetheilt wird: Herakles *auf dem Scheideweg* zwischen Tugend und Weichlichkeit ***). In dem was von mythographischen Werken

---

*) Apollod. a. a. O.

**) Apollod. a. a. O.

***) Xenoph. D. des Sokr. 2, 1, 21 ff. Folgendes ist ein Auszug der bekanten Dichtung. Als Herakles in das Alter trat, wo die Jünglinge durch sich selbst entscheiden, ob sie den Weg der Tugend oder den der Weichlichkeit einschlagen wollen, ging er hinaus in die Einsamkeit, zweifelhaft welchen Weg er wählen solle. Da erschienen ihm zwei Weiber von hoher Gestalt, die eine von sittsamer Geberde und reinlichem Anzug, die andre geschmückt und von verbuhltem Ansehn. Die letztere eilte jener zuvor und foderte den Herakles auf, ihr zu folgen, worauf sie ihm den Weg, den sie ihn führen würde, als den lieblichsten von allen Beschwerden befreiten schilderte, und ihm das Leben der Ueppigen und Wollüstigen mit den lockendsten Farben mahlte. Auf Herakles Befragen nannte sie ihren eignen Namen *Glückseligkeit*, doch mit dem Zusatze, dafs ihre Feinde sie *Weichlichkeit* nenneten. Unterdessen war auch das andre Weib, es war die *Tugend*, herangekommen und schilderte nun dem Herakles das Leben, das auf ihrem Pfade sein wartete, ein Leben voll Ruhmes zwar und wahrhafter Glückseligkeit, dessen Vorzüge aber nur durch eine Kette von Mühseligkeiten, Gefahren und harten Entbehrungen könnten errungen werden. Nach einem kurzen Wortwechsel zwischen beiden Göttinnen, entschied Herakles zum Vortheil der Tugend, und schlug den Weg ein, den sie ihn führte.

auf uns gekommen ist, befindet sich freilich dieser Zug nicht, und man wird daher geneigt sein, diese ganze Dichtung für Prodikus Erfindung zu halten. Allein jene ältern Redner und Philosophen erdichteten, wenn sie einen Satz, eine Lehre mythisch vortragen wollten, dergleichen selten von vorn. Es gehörte zur Wirksamkeit des Vortrages, dafs sie etwas überliefertes dazu nahmen, das sie dann ihrem Zwecke gemäfs ausführen, auch ändern konnten. Zudem ist kaum zu begreifen, warum Prodikus zu seinem rein-sittlichen Ideal gerade den Herakles erwählt haben sollte, welcher in der allgemein gangbaren Mythologie, einige nicht recht damit zusammenhangende Züge ausgenommen, nur als das Ideal der Derbheit und Körperkraft erschien; während ein Theseus oder Achilleus sich weit leichter zu einer solchen philosophischen Veredlung darboten. Entkleiden wir dagegen die Fabel des Herakles aller sie entstellenden Häufungen, und verbinden die einfache Grundlage eben mit jenen itzt als unzusammenhangend erscheinenden Zügen; so entsteht eine Dichtung, in welche der prodikische Mythos (jedoch ebenfalls nur in seiner Grundlage) so vortrefflich pafst, dafs es fast unmöglich wird anzunehmen, er habe nicht gleich von Anfang dazu gehört. Sollte Herakles angeborne und durch Erziehung gepflegte Tugend Werth bekommen, so mufste sie eine Wahl seines freien Willens werden. Herakles mufste versucht werden, und die Versuchung bestehn. Eine solche Scene, einfach dargestellt, hatte wahrscheinlich Prodikus gefunden: dafs wir sie aufser seiner Darstellung nicht finden, ist von keinem Gewicht. Prodikus lehrte zu einer Zeit, da die ganze Mythen-Welt noch in tausend und tausend Sagen, Erzählungen und Gedichten lebte: *wir* haben nur wenig durch die Wahl des Zufalles erhaltene Reste und nicht eine jener alten Herakleen. Aber auch diese selbst enthielten sicherlich den alten Mythos weder in seiner ursprünglichen Gestalt noch in seiner poetischen Vollständigkeit. Als die ältesten Mythen sich bildeten oder zu den Vorfahren der Griechen kamen, war — von Schreibekunst nicht zu reden — selbst jene kunstmäfsige Rhapsodik der homerischen Zeit noch nicht

vorhanden. Leicht beweglich schwebten die Mythen von Mund zu Mund, änderten und verloren bald diesen bald jenen ursprünglichen Zug, der sich aber in andern Vorträgen auch erhalten konnte, und nahmen hundert und hundert kleinere und gröfsere Zusätze an. So erst gelangten sie zu der Zeit, die wir uns als die Entstehungszeit der ersten eigentlichen Epopöen denken können, das heifst, wo Sänger entstanden, die mit einem neuen Kunstfleifse aus einer Menge solcher zerstreuten Sagen ein Ganzes zusammensetzten; bei deren meisten es dann, wie leicht zu erachten, hauptsächlich auf die Masse des Erzählten ankam und gar nicht mehr auf die ursprüngliche Gestalt der Mythen, die nur unsere Forschbegier reizet. Aus diesen erst entstand dann wieder das mythologische System, wenn man so nennen will ein unermefsliches Gewirr ähnlicher und unähnlicher Dichtungen, in welches bald hier bald dort ein Sänger, und späterhin ein Historiker, ein System nach seiner Art hinein zu bringen strebte, aber es nicht durchführen konnte, sondern nur die chaotische Masse durch neue Verstandes-Erzeugnisse vermehrte. Neben allen diesen gröfsern Verbindungen von Mythen erhielten sich jedoch immer noch eine Menge gröfserer und kleinerer alter Sagen im einzeln, wovon hie und da eine von einem darstellenden Künstler ergriffen und zu seinem besondern Zweck angewendet ward. Wenn ich den Mythos des Prodikus für einen solchen halte, so darf mich die rein allegorische Form, die in der gewöhnlichen Mythologie so grell nicht hervorsticht, nicht abhalten. Weder wissen wir ja was von dieser Form dem Prodikus gehört, noch aus welcher Quelle er schöpfte. Von dem, was in der griechischen Mythologie durch den Inhalt nicht fest an die Lokalität gebunden ist, ist ein grofser Theil nur ein Erbtheil der Griechen, herübergebracht durch die vielen ausländischen Stämme, welche in die Mischung dieses Völkervereins kamen. Der Satz, dafs eine Menge griechischer Mythen *orientalischen* Ursprungs sind, ist trotz des Mifsbrauches der damit vielfältig getrieben worden ist, ein unumstöfslicher. Auch von dem Mythos des Herakles ist es mir aus mehren Spuren, die ich, da ich

sie vollständig itzt nicht ausführen kann, auch nicht berühren will, völlig klar geworden. Prodikus kann seine Dichtung dem orientalischen Urquell näher geschöpft haben: in dem griechischen Fabelkreis hatte sich dieser Zug entweder ganz verloren oder sehr umgestaltet; und ein einseitiger Rest einer solchen Umbildung ist vielleicht die Angabe in Herakles Fabel, dafs er vor seinem Eintritt in die Welt den Apoll zu Delphi gefragt und die Weisung erhalten habe, dafs er nach Tiryntn gehn und zwölf Jahre hindurch, den Befehlen des Eurystheus gehorsam zwölf grofse und gefahrvolle Arbeiten unternehmen solle, um auf diesem Wege die Unsterblichkeit zu erlangen; welcher Vorschrift Herakles sogleich Folge leistete *).

Grofse vollendete Tugend kann nur durch grofsen fortdaurenden Widerstand sich bewähren. Diesen mufs also Herakles in seiner ganzen Laufbahn finden. Aber für die Schönheit einer Dichtung ist es ein Naturgesetz, das auch der einfache Dichter des höchsten Alterthums ihm selbst unbewufst befolgt, dafs eine so ununterbrochene Reihe von Bedrängungen eine *Einheit* haben müsse. Der Laufbahn einer göttlichen Tugend mufs ein böses Princip nicht minder göttlicher Natur entgegen treten. Stammt unser Mythos aus dem Orient, so war dort ohne Zweifel eine der Personificirungen oder Vergötterungen des bösen Princips, dergleichen mehre Religionen jener Weltgegend aufstellen, durch die ganze Dichtung thätig. Die Religion der Griechen bietet kein solches mächtiges, fortdaurend waltendes, dämonische Wesen, als Versinnlichung des durchaus bösen Princips dar. Das Böse waltet unter Göttern und Menschen; jene unterscheiden sich von diesen nur durch den höhern Grad der Trefflichkeiten, die beiden Naturen einwohnen; und so bewahret sie also auch ihr höherer Verstand vor dem Verharren in der Verblendung. Der Grundsatz, dafs

— oft wenden sich selber die Götter, **)

was kann er, wenn er die Götter nicht etwan als gedan-

---

*) Apollod. 2, 4, 12.

**) — στρεπτοὶ δέ τε καὶ θεοὶ αὐτοί. Il. ι, 497.

kenlose Thoren darstellen soll, anders sagen, als daſs sie öfters unrecht thun, aber dann auch wieder in ruhigen Augenblicken der Wahrheit und dem Recht Gehör geben. Wollte also der griechische Dichter das dem Herakles entgegen strebende Princip göttlicher Natur in die Ideenreihe der Menschen seiner Nation einfügen, so muſste er es in der Person einer ihrer hehren Gottheiten, in einem durch Leidenschaft verblendeten Zustand, auftreten lassen. Und dazu bot ihm die Anlage dieses Mythos selbst und das Beispiel vieler andern als das schicklichste die eifersüchtige Hera dar, welche ihren heftigen Zorn über die Nebenliebe ihres Gemahls an der Frucht derselben ausläſst. Sie war es, die den Thron der Perseiden, der ihm gebührte, durch listige Vernichtung eines Göttersprachs von ihm ab und dem Eurystheus zuwandte; sie war es, die entweder selbst, oder durch untergeordnete Wesen, seine Geburt noch durch zauberische Mittel hindern wollte *); sie war es, die jene Drachen sandte; kurz, sie war es, die auf allen Wegen der Arglist, welche andere Religionen den Geistern der Finsterniſs zuschreiben, alles das Unglück schickte, das den Helden in seinem ganzen Leben betraf.

Eine jener höhern Einheit untergeordnete, sie also nicht störende, sondern die Dichtung verschönernde, Einheit zu gleichem Zweck, gewährt unter den Sterblichen Eurystheus, Herakles Unterdrücker und Feind, von der Hera begünstigt und als Werkzeug gebraucht. Herakles Tugend bewährte sich gleich anfangs dadurch, daſs er, dem Willen der Götter gehorsam und sein erhabenes Ziel stets vor Augen, es nicht verschmähte die Rolle eines Knechtes zu spielen und die Befehle dessen zu vollziehn, der seinen Thron ihm vorenthielt, der ihn haſste und den

er

*) Ilias τ, 119. — Pausanias (9,11,2.) sah auf einem sehr alten Bildwerk in Theben die Gestalten gewisser Zauberinnen (φαρμακίδες) welche Hera zu diesem Zwecke geschickt hatte, und die Autoren, welche Nikander (bei Anton. Lib. 19.) und Ovid (Met. 9, 292. ff.) vor Augen haben, lieſsen die Ilithyia oder Lucina selbst diese Zauber-Rolle spielen.

er verachtete. Denn Eurystheus dienet zugleich als vollkommener moralischer Kontrast gegen Herakles, durch seine niedrige Feigheit, die sich besonders äufsert in der fortdaurenden Furcht des mit seinen Trabanten umgebenen Königs vor dem einzelen Helden, den die Götter in seine Gewalt gegeben hatten *).

Dem höhern Wesen feindlicher Natur mufs aber auch ein schützendes gegenüber stehn: dies erfodert eine sehr natürliche poetische Gerechtigkeit. Sein Vater Zeus kann dies nicht selbst sein. Dieser ist die oberste unparteiisch waltende Gottheit, welche in majestätischer Ruhe nur darüber wacht, dafs weder gutes noch böses die ihm durch ewige Gesetze vorgeschriebenen Schranken überschreite. Der Hera gegenüber steht in diesem Mythos Pallas, die den Helden nie aus den Augen verliert, und hülfreich erscheint, wo es nöthig ist, ohne doch ihm sein eignes Verdienst zu schmälern **). Dafs gerade diese seine Schutzgöttin ist, bestätigt den oben von uns gegebenen höhern Begriff von Herakles, dafs er nehmlich nicht blofs das Ideal ungebildeter Körperkraft ist ***), nicht blofs ein die Welt mit der Keule durchziehender, allenfalls gutmüthiger, Todtschläger, sondern zugleich das menschliche Ideal aller der Geistes-Vorzüge, deren göttliches Ideal Pallas ist. Was ihn uns anders darzustellen scheint, erwächst blofs aus den verstellenden Zusätzen späterer Perioden.

---

*) Diod. Sic. 4, 11. *Τούτων δὲ πραχθέντων* (nehmlich als er den göttlichen Befehl empfangen) *ὁ μὲν Ἡρακλῆς ἐνέπεσεν εἰς ἀθυμίαν οὐ τὴν τυχοῦσαν. τό τε γὰρ τῷ ταπεινοτέρῳ δουλεύειν οὐδαμῶς ἄξιον ἔκρινε τῆς ἰδίας ἀρετῆς· τό τε τῷ Διὶ καὶ πατρὶ μὴ πείθεσθαι καὶ ἀσύμφορον ἐφαίνετο καὶ ἀδύνατον. — τέλος δὲ, τοῦ χρόνου τὸ πάθος πραΰναντος, κρίνας ὑπομένειν τοὺς κινδύνους παρεγένετο πρὸς Εὐρυσθέα.* Des Eurystheus lächerliche Furcht schildern die Sagen bei Apollodor 2, 5, 1. und Diod. Sic. 4, 12.

**) *Il.* 8, 362. 363. (Pallas redet von Zeus).

Nicht gedenkt er mir dessen, wie oft vordem ich den Sohn ihm
Rettete, wenn er bedrängt von Eurystheus Kämpfen sich quälte.

S. noch dort die folg. Verse; ferner Il. *υ*, 146. Hesiod. im Schilde 126. 325 ff. 443 ff. Theog. 318. u. s. w.

***) S. ihn als Gegensatz des *Briareos* bei Ael. *V. H.* 5, 3.

Zwölf Abenteuer waren es, die Herakles auf Eurystheus Befehl bestand. Wie gewöhnlich fehlen die Abweichungen nicht, weder in der Angabe derselben, noch in ihrer Zahl; obgleich in der Zahl zwölf und in der Mehrheit der Hauptarbeiten, wie der Bekämpfung des Nemeischen Löwen, der Lernäischen Schlange u. s. w. die meisten Erzählungen übereinkommen. Hieraus erkenne ich mit ziemlicher Gewiſsheit, daſs in dem ursprünglichen Mythos wirklich eine Zahl der Arbeiten, sei es zwölf oder irgend eine andre von denen, die sich von jeher den Nationen als rund oder heilig empfohlen haben, bestimmt war, und daſs auf diese sich die in der Dichtung aufgeführten Groſsthaten des Helden beschränkten. Die griechische Mythologie erwähnt auſser diesen noch einer groſsen Menge einzeler. Diese verdanken wir zuverlässig der Häufung späterer Sänger, welche die Einfachheit des Urmythos längst aus den Augen verloren hatten. Alle Nationen haben Ueberlieferungen von gewissen Handlungen ausgezeichneter Stärke; in allen Ländern sind Denkmale der Vorzeit, die entweder sichtbar das Werk einer, der schwachen Nachwelt unbegreiflichen Menschenkraft oder auch groſser Naturereignisse sind, die in ihrer äuſsern Gestaltung absichtlicher Menschenarbeit ähneln. Alle solche schreibt die Sage den Wesen zu, welche das Symbol menschlicher Stärke in alten Dichtungen sind. Ein solches ist der Herakles der Griechen: aber auch andre Nationen hatten dergleichen; und die Griechen, gewohnt ihre Götter und Heroen in den ähnlichen Gebilden anderer Nationen immer wieder zu finden, erkannten also auch in einer Menge ausländischer Sagen ihren Herakles; auf welchen hiedurch eine so ungeheure Menge von Thaten gehäuft ward, daſs nach der im Alterthum schon herschenden unkritischen Art die mythischen Sagen mit der Geschichte in Uebereinstimmung zu bringen, man früh schon die Nothwendigkeit zu fühlen glaubte, mehre Herakles, sämtlich als in der Geschichte thätige Personen, anzunehmen *).

*) Cic. *de Nat. Deor.* 3, 16. Serv. *ad Aen.* 8, 564. — Diod.

Ich komme auf die beschränkte Zahl der ursprünglichen Herakles-Arbeiten zurück, ohne jedoch es zu übernehmen sie einzel auszumitteln. Die Natur derselben betreffend, so bringt es Zweck und Sinn des Mythos mit sich, dafs sie in Vertilgung schadender und gewaltthätiger Wesen, sowohl menschlicher als thierischer Art bestehn. Denn besonders dafs er „den Göttern und den erfindsamen Menschen des Fluchs Abwehrer" sei, dazu hatte ihn nach einer uralten Vorstellung sein Vater erzeugt *). Auch läfst es sich erwarten, dafs nützliche Unternehmungen, deren Ausführung grofse Kraft oder Muth und Ausdauer erfoderte, mit zu seinem Beruf gehörten. Aber der alterthümliche Mythos hat sein Helden-Ideal auf kindliche Art ins ungeheure und übernatürliche gespielt: es ist also nothwendig, dafs die Gegenstände seiner Grofsthaten eben-

---

2, 73. nimt drei an, den Aegyptischen, der einen grofsen Theil der Welt besiegt, den Cretischen von den *Dactylis Idaeis*, und den Griechischen. S. dort u. vgl. Tac. *Ann.* 2, 60. Macr. 2, 43.

*) Hesiod. im Schilde 27.

— *πατὴρ δ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε*
Ἄλλην μῆτιν ὕφαινε μετὰ φρεσὶν, ὄφρα θεοῖσιν
Ἀνδράσι τ' ἀλφηστῇσιν ἀρῆς ἀλκτῆρα φυτεύσῃ.

Man erkennt die Beziehung, welche zwischen den hier ausgezeichneten Worten und dem Beinamen *Alexikakos* statt findet, unter welchem Herakles vorzüglich verehrt ward (s. *Schol. Aristoph. Nub.* 1375. und vergl. *Schol. Apollon.* 1, 1213.) zu deutsch, ein Abwehrer des Uebels, ein *Heiland*. Bei andern hiefs er in diesem Sinne Herakles *ἀποτροπαῖος* s. Philostrat. *vit. Apollon.* 8, 7. Ebenso ist der Beiname *Εὐεργέτης τῶν ἀνθρώπων*, oder auch blofs *Ἡρακλῆς Εὐεργέτης* zu verstehen, s. Ael. *V. H.* 5, 2. Eustath. *ad Dionys.* 434. — Auf sehr natürliche Art sank dieser höhere Sinn dann zu dem gemeineren eines *heilenden* Herakles herab. Aus dem Beinamen *Ἄλεξις*, welchen er auf der Asklepischen Insel *Kos* führte (s. Aristid. 1. *p.* 62), und aus mehren ärztlichen Notizen von demselben Gotte, den Benennungen *Herculeus* von mehren Gegenständen der Heilkunst, als mineralischer Bäder, gewisser heilender Kräuter u. a. dergl., (welches alles man nirgend vollständiger zusammengetragen findet, als in *J. C. J. Walch de Deo Melitensium p. LI.*), geht hervor, dafs in den Herakles Person zusammensetzenden Zügen, die aus Asien gekommen sind, Herakles auch als ein *heilender Gott*, eine bedeutende Rolle spielt.

falls lauter Geschöpfe einer hyperbolisirenden und abenteuerlichen Einbildungskraft sind. Die bekantesten Herakles-Arbeiten sind alle dieser Art. Ungeheuer werden vertilgt, Riesen erlegt, der herrliche Besitz entfernter Länder — die goldnen Aepfel der Hesperiden — dem Vaterlande zugeführt u. d. g. Wer sich aber berufen fühlt noch tiefer in diese einzelen Theile einzudringen, darf ja nicht an dem argen Mifsverstand einiger vorzüglichen Köpfe theilnehmen, und eine Hauptquelle, die *Allegorie*, verschmähen. Die Allegorie ist so alt als das Streben nach Bildung. Ihr Reich war in eben dem Maafse gröfser als die Sprachen ärmer waren. Zu den ältesten Allegorien vielleicht aller Völker gehört die Darstellung gewisser schädlichen Kräfte und Erscheinungen in der Natur und der Gesellschaft unter dem Gleichnisse von Ungeheuern, die gewisse Theile ihres Leibes in ungewöhnlicher Zahl, Gröfse oder Verbindung hatten. Oft gesellte sich zu diesem Bilde ein Mythos, die Lehre in sich schliefsend, wie solchem Ungethüme zu begegnen sei. Die Nachwelt verlor den Sinn des Bildes aus den Augen, und erkannte physische Ungeheuer der Vorzeit, und in ihren Bekämpfern Helden derselben. Sehr natürlich kamen also auch solche Gebilde in die Thatenreihe eines Herakles, entweder durch diesen Mifsverstand, oder auch weil die ursprüngliche Gestalt der Dichtung solche einzele Allegorien zuliefs. So ist zuverläfsig die *Lernäische Hydra* wirklich ursprünglich das Gleichnifs, wozu sie immer gebraucht wird. Die im Pfuhl liegende Schlange mit vielen Köpfen ist eine unthätige, doch des Bösen viel in sich hegende Volks-Menge mit ihren Häuptern, gegen welche aber der Einzele mit blindem Angriff nicht verfahren darf. Statt eines, den er darnieder wirft, erheben sich andere zehn, die sonst sorglos und unschädlich geblieben wären. Aber ein bedächtig angelegtes Bündnifs auch nur von zweien, die stets in Uebereinstimmung handeln, wird Herr über das blinde Gewühl. Dies lehrt Herakles, der dies Unthier mit Hülfe des Iolaos bekämpft, welcher die Rumpfe sogleich mit einem Feuerbrand senget. Die Untersuchung der übrigen Arbeiten gehört itzt nicht zu meinem Zweck,

und ich wende mich daher gleich zu der letzten der gewöhnlich angegebnen zwölf, die in bestimmterem Zusammenhang mit dem Sinne der ganzen Dichtung steht.

Herakles schleppt den Kerberos auf die Oberwelt. Hier hat der spätere mythische Vortrag den Sinn der Fabel etwas geschwächt und die Nebensache als Hauptsache dargestellt. Der wahre Gedanke ist: Herakles beschlofs seine Arbeiten damit, dafs er *in die Hölle hinabstieg* und auch von dort als Sieger zurückkehrte. Den Kerberos schleppte er nur herauf, um sich vor dem Eurystheus als Vollender seines Auftrags zu bewähren *). Tod und Unterwelt sind in der einfachsten Zeit diejenigen Begriffe, welche allen Lebenden am furchtbarsten sind, auch den Tapfersten mit Grausen erfüllen. Die Krone des Heldenmuthes setzt ein Sterblicher sich auf, wenn er die Schrecknisse des Todes unerschüttert besteht, wenn er den Hades besiegt. Dies ward bildlich durch ein siegreiches Hinabsteigen des Lebenden in die Unterwelt vorgestellt. Hiemit, als mit dem gröfsten, beschliefst daher der Erfinder die Reihe der Grofsthaten seines Helden. Natürlich schmückten die Dichter einer nach dem andern die Scene im Hades immer mehr und mehr aus, und liefsen ihn vieles noch unten ausrichten, wodurch der einfache Sinn immer weiter aus den Augen gerückt ward, und dieselbe Vorstellung endlich durch Nachahmung als ganz bedeutungsloses Dichterspiel auch in die Geschichte anderer Helden überging. Dafs es aber bei dieser letzten Arbeit hauptsächlich auf einen Sieg über den Hades abgesehen war, dies erhellet daraus, dafs auch ausdrücklich von einem Kampf mit dem Hades oder Pluton die Rede ist, der aber in der spätern Mythologie so ganz aus seinem ursprünglichen Zusammenhang gerückt ist, dafs Herakles den Pluton verwundet, als dieser den Pyliern gegen ihn beistand. Eine dunkle Sage, deren für uns älteste Quelle eine dem Alterthum schon dunkle und zweideutige Stelle

*) Apollod. 2, 5. *extr.* *Ἡρακλῆς δὲ Εὐρυσθεῖ δείξας τὸν Κέρβερον πάλιν ἐκόμισεν εἰς Ἅιδου.*

im Homer ist *). Wieder andre Mythendichter hatten diesen Kampf mit dem Hades, von welchem man also sieht, dafs er ein fester und wesentlicher Theil des Herakles-Mythos ist, in Verbindung gebracht mit der Befreiung der *Alkestis* aus der Unterwelt welche sie unserm Helden zuschreiben; und Euripides in der nach dieser Königin benannten Tragödie läfst den Herakles mit dem eigentlichen *Tod* (Θάνατος) kämpfen, und ihm die Alkestis abzwingen. Eine Vorstellung, worin die allegorische Person eben so unumwunden erscheint, wie oben in dem Mythos des Prodikus **).

Bisher haben wir den Helden in seiner Gröfse und umgeben von seinen Thaten gesehn. Aber eines fehlet der Dichtung noch. Auch der vortrefflichste von göttlichem Samen erzeugte Mensch entrichtet der Menschheit ihren Zoll. Unterläge er menschlicher Schwachheit nie, so würde er — was doch nothwendig der Zweck jeder moralischen Dichtung ist — zum Vorbild weniger taugen. Der Dichter mufs seinen Helden fehlen lassen, damit der gewöhnliche Mensch ihn, zwar weit über sich, aber doch als seines gleichen erkenne und gleichsam Zutrauen zu ihm fasse. Er mufs die Wahrheit anschauen, dafs auch der trefflichste Mensch fehle, aber jedesmal aus seinem Fehler wieder heraus sich reifse. Nur ein solches Vorbild ist fruchtbar. Ein solches aufzustellen lehrt auch den einfachsten Dichter des Alterthums sein natürliches Gefühl.

---

*) *Il.* ε, 395 ff.

Selbst auch Aïdes trugs, der gewaltige Schattenbeherscher,
Als ihn eben der Mann, der Sohn des Aegiserschüttrers,
Unten am Thor der Todten mit schmerzendem Pfeile verwundet.

Diese Stelle verstand ein grofser Theil der Alten so wie sie hier übersetzt ist (man s. die Stellen bei Heyne zum Homer a. a. O.) Aber der dritte Vers läfst sich im griechischen buchstäblicher so verstehn, dafs Aïdes zu *Pylos* unter die Todten gestreckt worden sei. Und in dieser Verbindung berühret diesen Kampf schon Pindar *Ol.* 9, 46 ff. S. Apollod. 2, 7, 3.

**) Apollod. 1, 9, 15. Eurip. Alcest. 24. u. 846 ff. *Cf. Schol. Il.* ζ, 153.

Es hängt von den Umständen der Erfindung, es hängt von der Stufe sittlicher Kultur, worauf das Volk steht, dem sie gemacht ist, von der Natur seiner Religion, und von manchem andern ab, in welchem Umfange sich diese Herrschaft der Sünde über den Helden äufsern soll. In Einer Ausführung kann ein Augenblick der Kleinmuth hinreichen; in einer andern ist selbst bedeutende Dauer, ja eine Wiederholung des sündlichen Zustandes zweckmäfsig. Ist der Mythos orientalischen Ursprungs, so scheint es mir dem Geist der dortigen Poesie angemessen, dafs dieser Zustand sich als eine vorübergehende Herrschaft des bösen Dämons, als ein Zustaud der Besessenheit darstellte; und hieraus erklären sich mir im griechischen Mythos jene wiederholten Auftritte von Raserei des Herakles, worin er seine Freunde und was ihm am liebsten ist tödtet. Keine geringe Bestätigung meiner Ansicht scheint es mir, dafs diese Rasereien ihn *κατὰ ζῆλον Ἥρας*, als Wirkung der eifersüchtigen Hera, ergreifen, welche nach meiner obigen Entwickelung in der griechischen Einkleidung die Stelle des bösen Dämons vertritt *). Nachdem er in dem ersten Ereignifs dieser Art, noch in seinem Geburtslande seine und seines Bruders Iphikles Kinder ins Feuer geworfen, verurtheilte er sich selbst zur Landesflüchtigkeit und liefs sich von einem benachbarten Fürsten, Thestios, nach religioser Sitte entsündigen. In einem späteren Anfalle stürzte er seinen Freund nnd Gast Iphitos von einem Thurme herab. Nach andern jedoch **), und wie es scheint selbst nach Homer ***), war diese letztere That nicht Folge der Wuth, sondern eigentliches Verbrechen, das der Held in einem Gefühle des Unmuths beging. Eine furchtbare Krankheit befiel ihn hierauf, und die griechische Fabel läfst ihm durch den delphischen Apoll, auf sein Befragen, als Bufse auferlegen, dafs er sich der Lydier-Königin Omphale als Sklav verkaufe; in welcher zweiten Dienst-

---

*) Apollod. 2, 5, 12. und 2, 6, 2. Diod. Sic. 4, 11.

**) Diod. Sic. 4, 31.

***) *Od.* φ, 22.

barkeit er dann wieder mancherlei Heldenthaten verrichtet: eine zwecklose und erfindungsarme Wiederholung, die sicherlich nicht in der ursprünglichen Fabel lag. In einem merkwürdigen Widerspruche damit steht die bekante Künstler-Idee, die auch bei Dichtern sich findet: Herakles, im Dienste der Omphale, in weiblichem Schmuck mit Mägde-Arbeit beschäftigt. Wäre die Vorstellung, dafs Herakles in dieser Periode nur Heldenthaten verrichtet, die allgemeine gewesen, so hätte jene Idee nicht entstehn können. Auch *Lucian*, der nicht blofs einzele Künstler-Fantasien, sondern die alte Fabel und den Völkerglauben in seinen Werken verlacht, läfst in einem bekanten Gespräch *) den Asklepios dem Herakles seine schimpfliche Dienstbarkeit bei der Omphale und jene in der Raserei begangenen Ermordungen vorwerfen: (man sieht, dies sind die einzigen verdunkelten Punkte im Wandel des untadlichen Helden:) und es ist also kein Zweifel, dafs die andre Vorstellung, die den eigentlichen Zweck der Dichtung verkannte, durch einen sehr begreiflichen Mifsgriff diese schimpfliche Sklaverei des Nationalhelden in eine Dienstbarkeit ähnlich jener erhabnen unter Eurystheus umgeschaffen hat. Ganz auf den rechten Weg führt uns, mit Vergleichung von allem diesem eine aus dem Geschichtschreiber *Ephorus* uns aufbehaltne Notiz, dafs Herakles darum nicht mit den Argonauten nach Kolchis gefahren sei, weil er „*freiwillig* bei der Lydier-Königin Omphale zurückgeblieben" **). Hier haben wir offenbar die dem Zweck und Geist des alten Mythos entsprechende eigentliche Scene höchst sträflicher, aber doch menschlicher Verirrung des Helden, welche in den griechischen Epopöen durch Veränderung und durch Verbindung mit andern Begebenheiten entstellt war, sich aber dennoch erhalten hatte, weil der Gedanke an sich den Dichter und den Künstler ansprach. Mitten unter den hohen Thaten

*) Göttergespr. 13.

**) *Schol. Apollon.* 1, 1290. *Ἔφορος δὲ ἐν τῇ ε' φησὶν αὐτὸν ἑκουσίως ἀπολελεῖφθαι πρὸς Ὀμφάλην τὴν Λυδῶν βασιλεύουσαν.*

des Helden hatte der alte Mythos eine niederschlagende Scene, wo Herakles seine Heldennatur, wo er das ganze Ideal auszog in den Stricken der Weichlichkeit und Wollust. Denn Omphale, die sonst durchaus in der Mythologie keine Rolle spielt, und auf welche der griechische Fabulist sicher nicht gefallen wäre, wenn sie nicht eigenthümlich in diesen Mythos gehörte, ist in demselben das, was in andern Kalypso ist und Kirke und die Sirenen. Diese Ansicht wird vollkommen bestätigt durch eine Stelle des Klearchus beim Athenäus, worin einige alte Sagen von der Bosheit und Wollust der Omphale angeführt werden und namentlich dies der Fabel von der Kirke nicht unähnliche, dafs sie die Fremden nach Befriedigung ihrer Lüste getödtet habe *). In den Stricken dieser Buhlerin also liefs der alte Mythos den Herakles eine Zeitlang liegen; und unmöglich konnte die Gefahr, welche dem droht, der sich den Reizungen der Wollust hingibt, anschaulicher dargestellt werden, als wenn man das Ideal männlicher Kraft sah, wie es sein selbst vergessend unter den niedrigsten männlicher Knechte herabsinkt und ein Weib wird. Wie dieser Theil der Dichtung mit dem ganzen, der Erzählung nach, zusammenhing, können wir nicht wissen. Es versteht sich nur, dafs der Held sich ermannte, und in seiner Laufbahn, nach dieser kurzen Verdunkelung fortfuhr.

Der Mythos schliefst konsequent und erhaben mit der Aufnahme des Helden in den Olymp, herbeigeführt durch seinen physischen Tod. Im Geist des ganzen läfst sich erachten, dafs der feindliche Dämon diesen endlich bewirkt durch Zulassung der schützenden Mächte, die den Helden auch hiedurch verherrlichen wollen. Auch in der bekanten Fabel ist er das Opfer des Zornes der Hera **) und einer von weither angesponnenen Arglist. Ein übernatürliches brennendes Gift, das ihm den ganzen Körper mit unnennbarem Schmerz durchwühlt, dient nur seine

*) Athen, 12, 3.

**) Il. σ, 119.

Ἀλλά ἑ Μοῖρ' ἐδάμασσε καὶ ἀργαλέος χόλος Ἥρης.

Seelengröfse bis ans Ende seines Erdenlebens zu bewähren. Dafs er den unschuldigen Ueberbringer des vergifteten Gewandes im ersten Gefühl eines wüthenden Schmerzes mit ungeheurer Gewalt in das ferne Meer schleudert, brauchen wir nicht, um eine Seelengröfse nach unsern Begriffen zu retten, als spätere Ausschmückung zu entfernen. Dafs auch die unschuldige Ursach eines grofsen Unheils gestraft werde, steht in dem Natur-Kodex jener Zeit. Diese erste Wirkung eines solchen Schmerzes ist natürlich und macht ihn uns furchtbar anschaulich. Ueberzeugt von der Unheilbarkeit seiner entsetzlichen Krankheit baut nun der Erhabene sich selbst seinen Scheiterhaufen: er besteigt ihn, macht den Freund, der ihn anzündet, zum Erben seines Geschosses, und endet sein heilbringendes Leben mit dem Feuertod *).

Allein der Same des Zeus, das Unsterbliche, das in ihm wohnte, konnte nicht verderben. Nur was er sterbliches von der Mutter an sich hatte, sagen die Alten, wurde verzehret **). Als der Scheiterhaufen noch brannte, senkte sich, wie Apollodor aus den ältern Historikern berichtet, eine Wolke mit Donner herab und nahm den von allen groben sterblichen Stoffen befreiten Körper in den Himmel auf, wo er, versöhnet mit Hera, sich mit deren Tochter, Hebe, der Göttin der Jugend vermählt und selbst nun ein unsterblicher Gott ist ***). Diese Schildederung wird vollendet durch einen merkwürdigen Zusatz aus der Odyssee, den sein Alterthum vor dem Verdachte sichert, dafs es blofs eine eigenthümliche Idee sei, dergleichen nur spätere Dichter in die religiosen Vorstellungen ihrer Nation mengen. Odysseus findet den Herakles in der Unterwelt. Zur Erklärung setzt der Dichter hinzu (*Od.* λ, 601. 2.):

---

*) Apollod. 2, 7, 6. 7.

**) Theocr. 24. 81. Lucian. *Hermotim.* 7. Ovid. *Met.* 9. 251 — 3.

***) *Καιομένης δὲ τῆς πυρᾶς λέγεται νέφος ὑποστὰν μετὰ βροντῆς αὐτὸν εἰς οὐρανὸν ἀναπέμψαι. Ἐκεῖθεν δὲ τυχὼν ἀθανασίας καὶ διαλλαγεὶς Ἥρᾳ τὴν ἐκείνης θυγατέρα Ἥβην ἔγημεν* (2, 7, 7.).

Sein Gebild: denn er selber im Kreis der unsterblichen Götter
Freut sich der Fest' und umarmt die leichthinschwebende Hebe.

Man verstehe das Wort *Gebild*, εἴδωλον, nicht falsch, als wenn es etwas verschiednes von den übrigen Seelen im Unterreich anzeigen solle. Alle sind εἴδωλα, Gespenster, dünne Gestalten, und die des Herakles handelt und redet wie die andern. Der Dichter setzt hier nur das Wort εἴδωλον zur Erklärung hinzu, weil von allen andern Menschen ihr ganzes noch übriges Wesen in diesen ihren Schatten wohnet, der wahre Herakles aber der im Olymp wohnende göttliche Theil desselben ist.

Aus allem diesem geht also die vollständige Vorstellung des alten Mythos hervor. Herakles, vom Zeus und der Alkmene gezeugt, bestand aus zwei Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen, wovon jedoch diese die erstere gefesselt hielt; und in sofern war er ein wirklicher Mensch, Verirrungen und Schwächen ausgesetzt wie andre; seine göttliche Natur aber machte ihn zum Ideal menschlicher Vorzüge, welchem der gewöhnliche Mensch, dem ja auch göttliches, der Verstand, einwohnet, nachstreben, obgleich nie es erreichen kann. Sein Tod, bewirkt durch das reinste Element, das Feuer, befreite die unsterbliche Natur von der sterblichen. Jene entstieg zum Olymp; diese ward nicht nur bestattet, wie die Reste anderer Menschen, sondern der Schatten dieses sowohl, wie aller andern sterblichen Leiber, wohnet im Hades.

Es bedarf keiner Entwickelung, wie vortrefflich dieser Ausgang des Mythos zu seiner ersten Anlage und zum ganzen paſst, und wie dieses dadurch als ein einziges und ganz unabhängiges Dichterwerk sich bewähret. Noch deutlicher zeigt es sich so durch die auffallende Verschiedenheit von allen übrigen mythischen Vorstellungen in diesem Punkte. Die ganze Fabel ist voll von Göttersöhnen und besonders von Söhnen des Zeus, die von sterblichen Müttern geboren sind. Aber alle solche werden entweder ohne weiters zu Göttern, wie Dionysos, oder sie sterben gleich andern Menschen, wie Sarpedon vor Troja,

oder werden doch nur für Heroen nach ihrem Tod geachtet, eine Art Mittelwesen, wovon das Alterthum vielleicht selbst keinen deutlichen Begriff hatte *). Von Herakles allein wird diese Trennung der Naturen so deutlich und umständlich erwähnet, daſs man sieht, eine alte von der gewöhnlichen Vorstellung der Griechen zwar abweichende, ihr aber doch nicht geradezu widersprechende Dichtung hatte sich mitten in den groſsen Fabelkreis eingeflochten, ohne daſs weder diese ganz nach den übrigen sich gemodelt hätte, noch andre nach ihr.

Auch den letzten Zug, daſs Herakles im Olymp mit der Hebe vermählt ist, bietet schon die Odyssee in den angezogenen Versen dar. Es ist also keine späte Dichteridee, sondern eine alte mythische Vorstellung: und doch ist sie rein-allegorisch. Herakles, von seiner menschlichen Natur abgesondert gedacht, ist das Symbol der Stärcke; Hebe ist das griechische Wort selbst für *Jugend.* Die Stärke vermählt mit der Jugend, ist ein allegorisches Bild, das der Mensch, sobald er sich es als wirklich denkt, nicht anders als in den Olymp versetzen kann.

Eine so vollendete, runde Schilderung, die eins ist von Anfang bis zu Ende, durch und durch von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, deren Grundzüge sich fortdaurend als Haupttheile der Geschichte des Herakles, mitten unter einer Menge der verschiedenartigsten Zusätze und planloser Häufungen erhalten hat, und deren Nebenzüge, obgleich hie und da vereinzelt, sich doch sogleich als zu jenem Ganzen gehörig aussprechen, kann von keinem vorurtheilsfreien für eine bloſs durch die Sage und die Dichter vergröſserte, mythisch gewordene *Geschichte* gehalten werden: es ist ein reines Dichter-Produkt, das — wie zuverlässig viele andre noch — unter die geschichtlichen Sagen verwebt, selbst allmählich viel geschichtliches an sich gezogen hat.

Zu diesem geschichtlichen gehört es besonders, daſs gleich nach Herakles Abscheiden dessen *Söhne*, dann dessen Enkel und Nachkommen auftreten, und daſs end-

*) Lucian. *Dial. Mort.* 3. Jambl. *Myster.* 5.

lich die zuverlässigere Geschichte Griechenlands damit beginnt, dafs ein siegreicher Völkerstamm, die *Dorier*, mit Herakles Abkömmlingen, als ihren Fürsten, an der Spitze in den Peloponnes kommen, die Ansprüche dieser auf die Herrschaft der Perseiden geltend machen, und mehre Dynastien, sämtlich von Herakleiden, stiften, wovon die beiden Könige Lacedämons die berühmtesten waren, und in ununterbrochener Folge bis auf ziemlich späte Zeiten herab sich behaupteten. Allein wenn dies ein Beweis für die geschichtliche Existenz des Herakles sein soll, so sieht man leicht, dafs man dann auch jede vortrefflich genealogisch durchgeführte und belegte Abstammung so vieler andern berühmten Familien in Griechenland und Rom von den erlauchtesten Namen der griechischen und trojanischen Heldengeschichte für soviel historische Fakta anerkennen mufs. Aber unmöglich kann man auch nur einen Schein von Geschichte auf eine Genealogie bauen, die damit anfängt, dafs eine ungeheure Anzahl von Söhnen genannt wird, die der Held auf seinen Wanderungen mit einer Menge von Königstöchtern gezeugt hat *), dann mit der angeblichen Vertreibung der Söhne und Enkel des Herakles in den Norden Griechenlands in ein undurchdringliches Dunkel übergeht, aus welchem diese zwar wieder einmal, aber nur auf kurze Zeit, hervorblicken **); bis endlich jene Schaar kriegerischer Dorier das südliche Griechenland überschwemmt, deren Anführer sämtlich von Herakles abstammen, folglich nicht dorischer Abkunft sind ***). Der ruhige Betrachter des geschichtlichen Systemes der Alten wird hier bald erkennen, dafs diese Fürsten Dorier waren, wie die, welche sie anführten. So wie die Fabel den Herakles selbst Ἀλκείδης, den Sohn der Stärke, nennet, so hiefsen von Herakles, dem Symbol der Stärke, die Heerführer jenes mannhaften Stammes *Hera-*

*) Apollod. 2, 7, 8.

**) S. *Heyne* z. *Apollodor* 2, 8, 2.

***) Denn sowohl Amphitryon als Alkmene waren Perseiden, und folglich Danaiden und Inachiden. S. *Herod.* 5, 72.

kleiden. Der Stammbaum füllte sich aus wie so mancher andre und wie namentlich das ganze unübersehbare Gewebe der mythologischen Heldengeschichte. Bei dem allgemeinen Streben der Menschen, ihr Wissen systematisch zu machen, bekam die älteste Geschichte zur Grundlage ihres Systems die Genealogie, die folglich, wie jedes erste System, mit Willkürlichkeiten und unkritischen Annahmen durch und durch erfüllt ist. Der spätere Forscher kann dies zwar einsehn und das grofse Gewebe in die einzelen Theile zerreifsen, die einige Haltbarkeit haben; aber nicht nur kein Ganzes, sondern auch die historischen Data selbst kann er nicht mehr in ihrer Urgestalt herstellen, welche sie vor der Verwebung ins System hatten. Der erzählende Historiker kann daher, um doch den ästhetischen Sinn zu befriedigen, jenes stellvertretende Ganze an der Spitze der Geschichte lassen: aber er darf dem Forscher nicht zürnen, der es nur zerstört um historische Wahrheit zu finden.

Es bleibt noch ein Fall übrig, den man als Einwurf könnte brauchen wollen; nehmlich die Poesie könne einen wirklichen Mann mit Beibehaltung des Theiles historischer Wahrheit, der zu ihren Zwecken taugte, gebraucht haben, um den Mythos zu bilden, der uns itzt als blofse Dichtung erscheint. Ich gebe es zu, dieser Fall ist übrig, aber er bildet keinen Einwurf. Jede Erzählung mufs der Geschichtforscher erst an und für sich betrachten und sehn, ob sie sich nach ihrer innern Form und Tendenz als Geschichte oder als Dichtung darstelle. Zeigt sie sich als Geschichte, so müssen äufsere Gründe hinzu kommen, wenn er sie dennoch für erdichtet halten soll: zeigt sie sich in Zweck und Form als Dichtung, wie der vorliegende Mythos, so müssen äufsere Bestimmungsgründe hinzutreten, wenn wir geschichtliches darin finden sollen. Aber diese fehlen, meinem Urtheile nach, gänzlich, um den Helden oder irgend einen wesentlichen Theil der Herakles-Dichtung für mehr als Dichtung zu erkennen. Was hat die Geschichte gewonnen, wenn wir annehmen, die Poesie habe einen wirklichen Mann, wegen einiger allgemeinen Züge in seinem Thun und Wesen genommen, und

dies sein historisches Leben, zu ihren Zwecken, mit einem poetischen vertauscht?

Allerdings gibt es Theile der wahren Geschichte, deren prosaische Wahrheit auf diese Art allmählich — unmerklich vielleicht selbst denen, die sie fortpflanzten — einer poetischen Wahrheit weichen mufste; und nicht zum Nachtheil derer, zu welchen sie so verändert gelangten. Wem schweben hier nicht Gegenstände unserer heiligsten Verehrung vor, die ein tiefer von jenseit der Schöpfung her wehender Geist, hoch erhaben über die Geringfügigkeiten irdischer Wirklichkeit in einer mit ewigen Wahrheiten durchdrungenen Gestalt vor unser Aug und Ohr brachte.

Auch diesen nahet der Geschichtforscher. Darf er es wagen, die Belehrungen, welche ihm eine vorurtheilsfreie Behandlung der Mythen anderer Religionen gewährte, auch hier anzuwenden?

In den Augenblicken, wo wir die Ueberlieferungen des Alterthumes mit Schönheitsgefühl, in den Augenblicken, wo wir die Symbole unserer Religion mit heiligen Gefühlen durchdrungen betrachten, da ist es uns eine profane Handlung, oder, um mit Plato's Sokrates zu sprechen, die Handlung eines Menschen, der nichts besseres zu thun weifs, an der historischen Wahrheit der Erzählung rütteln zu wollen.

Aber Poesie und Religion geben ihr zufälliges, die Form, willig hin der wissenschaftlichen Forschung, die unserm Geiste auch ein Zweck, auch eine Pflicht ist: und mit gleichem Ernste, von gleichem Wahrheitseifer beseelt, wird derselbe Mann als Kanzelredner heut eine biblische Geschichte in ihrer geschichtlichen Form einfach zu religiosen Zwecken vortragen, ohne dafs auch nur die leiseste Anspielung an das, was itzt in seiner Seele nicht ist, an das geschichtliche Wahr oder Unwahr, von seinen Lippen käme, und morgen vielleicht als historischer Forscher dasselbe Faktum aus der Geschichte, die keinen Glauben kennet, ausstreichen.

Hätte der, dessen Fest wir heut feiern, nicht in einer Zeit gelebt, wo die christlichen Gottesgelehrten das unwesentliche ihrer Religion gerade von der Seite, wo es halt-

bar weder ist noch sein soll, mit blindem Eifer verfochten; so würde er jene Richtung nicht bekommen haben wodurch ihm Wahrheiten verfinstert wurden, deren Verkennung ihm oft mit ungerechter Bitterkeit von solchen vorgeworfen wird, die nicht einsehn, daſs auch des gröſsesten Geistes eine Hälfte das Produkt seines Zeitalters ist. Die Religion würde sich ihm in ihrer mythischen Gestalt, die ihr nothwendig ist, nur um so heiliger und liebenswürdiger gezeigt haben; er würde sie in einem höhern Sinne ergriffen haben, in dem Maaſse wie sein Geist über andre Geister sich erhob.

Aber auch unser Heros war von einer sterblichen Mutter geboren.

XII.

Ueber die mythologische Vorstellung der Musen *).

Als ich die im Jahre 1819 erschienene akademische Gelegenheitschrift von Gottfried Hermann, betitelt *De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli* gelesen hatte, fühlte ich mich, wenn gleich hie und da, wie es nicht anders ist, zum Widerspruche gereizt, doch zu gleicher Zeit theilweise so überzeugt, im ganzen aber von der zugleich gelehrten und geistreichen Behandlung so angenehm belebt, daſs ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, eine ausziehende Uebersetzung davon zu machen, um sie einem gebildeten Vereine, dessen Mehrzahl aus Männern besteht, die, ohne Philologen zu seyn, doch die Gegenstände der Philologie lieben, vorzulesen. Man begreift nun aber leicht, daſs während dieser kleinen Arbeit manche eigne und abweichende Ansicht sich deutlicher als bei der bloſsen Lesung entwickelte. Diese also jenem Auszuge beizufügen, schien mir nicht nur damals jenem Zwecke angemessen, sondern mit offener Erklärung solcher anspruchlosen Entstehung wird der Aufsatz ja wol auch Entschuldigung finden, wenn er sich im Drucke sehen läſst **).

*) Herausgekommen in den *Miscellaneis criticis* von Friedemann und Seebode *Vol. II. Part. III.*

**) Akademische Gelegenheitschriften verlieren sich gar zu leicht. Wer so glücklich ist, sie zu haben, führt sie öfters an; und der fleiſsige Leser kann sie nicht nachschlagen. Es ist Zeit, daſs Hermann an die Sammlung der seinigen denke. Die Unlust,

Hermann geht von der Bemerkung aus, dafs die *Zahl* der Musen von den Alten verschieden sei angegeben worden, indem aufser der gewöhnlichen Darstellung von neunen, einige deren drei, andre vier, andre sieben, andre acht annahmen *), welches er mit vollständiger Anführung der Stellen belegt.

„Unter diesen Nachrichten," fährt er fort, „ist keine so auffallend, als diese, dafs *Eumelus* der Korinthier drei Musen, Töchter des Apollo, angab, mit Namen *Kephiso, Apollonis, Borysthenis* **); und dafs *Epicharmus* in einer seiner Komödien, der Hochzeit der Hebe, die Musen, Töchter des Pieros und der Nymfe Pimpleïs, in der Zahl sieben aufführte, und sie eben so deutlich, wie zwei von jenen, nach Flüssen benannte ***)."

Aus Vergleichung der Varianten stellt Hermann sechs dieser Epicharmischen Namen mit Gewifsheit her, *Neilo, Tritone, Asopo, Acheloïs, Heptapore, Rhodia;* woven die beiden letzten sich auf die von Homer *Il.* μ, 20. und von *Hesiod. Theog.* 341. erwähnten Flüsse Heptaporos und Rhodios beziehen. Für den verderbten siebenten Namen, welcher dort *Τιπόπλουν* oder *Τιτόπλουν* im Accusativ geschrieben ist, räth er auf *Πακτωλοῦν*: also *Paktolo*, wie Asopo.

---

sich hier etwas verstümmelt zu sehen; und die Lust, auf einiges etwas zu erwiedern, gibt vielleicht einen Anstofs mehr dazu. [Dies ist seitdem geschehen: *Godofredi Hermanni Opuscula duo volumina Lipsiae* 1827; die hier erwähnte Abhandlung steht dort *Vol.* 2. *p.* 288. Einige kleine, nicht ausgeführte, Bemerkungen Hermanns über meine Meinungen liest man besser in seinen der Abhandlung itzt beigefügten Noten, als hier wiederholt.]

*) Andre auch zwei, sagt Eudocia.

**) *Tzetz. ad Hes. e. init.* *Εὔμηλος μέντοι ὁ Κορίνθιος τρεῖς φησιν εἶναι μούσας, θυγατέρας Ἀπόλλωνος, Κηφισοῦν, Ἀπολλωνίδα, Βορυσθενίδα*, mit unbedeutenden Schreibfehlern bei andern Grammatikern (Herm. *p.* 14.). Ich merke nur an, dafs in allen, auch in den ganz durch Verderbung entstellten Schreibarten des Namens *Κηφισώ* das einfache σ erscheint.

***) *Tzetz. ib.* *Ἐπίχαρμος δὲ ἐν τῷ τῆς Ἥβης γάμῳ ἑπτὰ λέγει. θυγατέρας Πιέρου καὶ Πιμπληΐδος νύμφης, Νειλοῦν, Τριτώην, Ἀσωποῦν, Ἑπταπόλην, Ἀχελωΐδα, Τιπόπλουν καὶ Ῥοδίαν.*

„Untersuchen wir nun," fährt er fort, „warum diese Namen alle von Flüssen gebildet sind. *Creuzer* (*Symb.* 3. *p.* 288.), welchem auch Petersen *) beistimmt, stellt die Behauptung auf, dafs alle *Nymfen* Musen genannt worden seien, und beruft sich zuförderst auf *Stephanus* von *Byzant*."

Die Stelle dieses Schriftstellers steht unter dem Namen einer unbekanten Stadt von Lydien, *Τύῤῥηβος*, und lautet so: „In dem Torrhebischen Lande ist ein Berg, „Karios, und auf demselben ein Tempel des *Karios*, wel-„cher ein Sohn des Zeus war, und der Torrhebia, wie „Nikolaus [von Damaskus] erzählt. Als dieser einst um-„her streifte, hörte er an einem See, der nachher von ihm „der Torrhebische genannt ward, die Stimme der *Nym*-„*fen* welche von den Lydiern auch *Musen* genannt wer-„den, und lernte so die Musik, die er selbst wieder die „Lydier lehrte. Woher denn die Torrhebischen Gesänge „den Namen haben **)." Hiemit verbindet Creuzer a. a. O.

---

*) In einer Abhandl. vom Ursprung der Musen bei den Griechen in *Misc. Hafn. I,* 1.

**) *Ἐν δὲ τῇ Τοῤῥηβίδι ὄρος Κάριος καλούμενον, καὶ ἱερὸν τοῦ Καρίου ἐκεῖ. Κάριος δὲ Διὸς παῖς καὶ Τοῤῥηβίας, ὡς Νικόλαος τετάρτῳ. ὃς πλαζόμενος περί τινα λίμνην, ἥτις ἀπ' αὐτοῦ Τοῤῥηβία ἐκλήθη, φθογγῆς νυμφῶν ἀκούσας, ἅς καὶ Μούσας Λυδοὶ καλοῦσι, καὶ μουσικὴν ἐδιδάχθη, καὶ αὐτὸς Λυδοὺς ἐδίδαξε. καὶ τὰ μέλη διὰ τοῦτο Τοῤῥήβια ἐκαλεῖτο.* Ich habe Hermanns nach den Varianten gebesserte Lesung dieser Stelle angenommen bis auf Ein Wort. In dem gewöhnlichen Text nehmlich steht *καὶ αὐτοὺς Λυδούς.* Hermann bessert *καὶ αὖ τοὺς Λ.* Mir schien dies *αὖ* nicht bequem zu stehn, und die Sprache vielmehr *καὶ αὐτὸς αὖ τοὺς Λ.* zu erfodern. Da nun die Handschriften (s. *Holstenius*) *καὶ αὐτὸς Λυδοὺς* geben, so halte ich im Griechischen dies für hinreichend; wiewohl ich oben deutscher Deutlichkeit zu liebe auch das *αὖ* ausgedrückt habe. Ueber die *Torrhebischen Gesänge* wünschte ich Belehrung. Pinedo verweist deswegen auf *Cael. Rhodig.* 9, 3. (in andern Ausgaben 5, 22.) Aber dort ist zuförderst nur eine Uebersetzung der Stelle des Stephanus, aus welcher ich die Worte aushebe, *quam* (*paludem*) *mox de matris nomine Torrebiam iussit appellare.* Hat Caelius nicht in der Uebersetzung dem Sinne nachgeholfen, so hat er eine richtigere Lesart vor sich gehabt statt des ungenauen *ἀπ' αὐτοῦ.* Denn *ἀπ' αὐτῆς*, wie Orell in seiner Ausgabe stillschwei-

mehre Anführungen aus Grammatikern. Zu *Theocrit* 7, 92, wo in der Person eines Hirten gesagt wird: „die Nymfen haben mich, wenn ich im Gebirg weidete, viele Gesänge gelehrt," sagt der *Scholiast*, es könne auch einem einfallen, unter den Nymfen die Musen zu verstehn; denn so nenneten sie die Lydier *). Und unter den griechischen Worterklärern sagen *Suidas* und *Photius* beim Worte *Νύμφαι* „auch die Musen werden von den Lydiern Nymfen genannt **);" und *Hesychius* setzt zu den Erklärungen des Wortes *νύμφη* zweimal hinzu, dafs es auch die Muse bedeute ***).

Dafs aber den *Quellen* eine begeisternde Kraft zugeschrieben worden sei, wird hauptsächlich bewiesen aus dem von *Porphyrius* angeführten Fragment eines Hymnos an den Apollon, das ungefähr so lautet: „Dir haben die „Najaden die Quellen verständiger Wasser geöffnet; sie „die in Hölen wohnend von dem Hauche der Erde gekräf„tigt werden zu der Muse göttlichen Tönen. Jene aber „über die Erde hin durch alle Thäler den Weg sich bah„nend, gewähren den Sterblichen süfser Ströme nie versie„gende Fluten ****)". Hiezu kommen die Worte des *Ser-*

---

gend schreibt, ist ohne Zweifel ein Schreibfehler. Caelius fährt dann so fort: *Memoriae proditur id quoque, in Torrebia palude seu lacu, quem dici item Nymphaeum volunt, esse Nympharum insulas, quae tibiarum cantu in ambitum motentur, proptereaque Calaminas vocari a calamis, atque item Saltares, quoniam in symphoniae cantu ad ictus modulantium moventur, ut Plinius scribit, tametsi a Calaminis distinguere videtur.* Die Stelle des Plinius ist 2, 95., wozu Salmasius E. P. *p.* 125. (alte Ausg.) nachzusehn: aber dafs dieser See und der Torrhebische derselbe sei, finde ich nirgend gesagt; und von den Torrhebischen Liedern eben so wenig etwas.

*) *Εἰ μή τις περιέργως* (so Herm. richtig statt *παρέργως*) *τὰς νύμφας ἀκούει Μούσας· οὕτω γὰρ αὐτὰς οἱ Λυδοὶ καλοῦσιν.*

**) *Καὶ αἱ Μοῦσαι δὲ ὑπὸ Λυδῶν νύμφαι.*

***) *Νύμφαι. — καὶ Μοῦσαι θεαί. Νύμφη· — καὶ ἡ Μοῦσα.*

****) *Porphyr. de Antr. Nymph.* 8. *p.* 8. *"Οτι δὲ καὶ ταῖς νύμφαις ἀνετίθεσαν ἄντρα, καὶ τούτων μάλιστα ταῖς ναΐσιν, αἳ ἐπὶ πηγῶν εἰσι κἀκ τῶν ὑδάτων, ἀφ' ὧν εἰσι ῥοαὶ, ναΐδες ἐκαλοῦντο, δηλοῖ καὶ ὁ εἰς Ἀπόλλωνα ὕμνος, ἐν ᾧ λέγεται*

vius, der in Beziehung auf die Stellen in Virgils Eklogen, wo die *Libethrischen Nymfen* und die *Arethusa* angerufen werden, sagt: „dafs aber die Dichter die Nymfen an„rufen, davon ist die Ursach diese, dafs nach *Varro*, die „Musen selbst Nymfen sind:" worauf mehre Beziehungen der Musen auf das Wasser, und zuletzt noch das angeführt wird, dafs Varro nur drei Musen aufführe, eine, die aus der Bewegung des Wassers, die andere, die aus dem Stofse der Luft entstehe, und eine dritte, die nichts als Stimme sei *).

Σοὶ δ' ἄρα πηγὰς νοερῶν ὑδάτων
ταμον, ἄντροις μίμνουσαι, γαίης
ἀνιπαλλόμεναι πνεύματι Μούσης
θέσπιν ἐς ὀμφήν. ταὶ δ' ὑπὲρ οὖδας
διὰ πάντα νάπη ῥήξασαι
παρέχουσι βροτοῖς γλυκερῶν ῥείθρων
ἀλιπεῖς προχοάς.

So hat Hermann (der auch das nothwendige *νάπη* aus *νάη* hergestellt hat) diese Anapäste abgetheilt, nur dafs er den Parömiakus durch Anhängung von *ἀεὶ* an *ῥήξασαι* zu einem vollen Dimeter ergänzt; welches, da ich die metrische Nothwendigkeit nicht einsehe, ich um so weniger annehmen kann, da mir das *ἀεὶ* neben dem gleichbedeutenden *ἀλιπεῖς* mifsfällt. Wenn übrigens derselbe aus dem in ältern Hymnen nicht üblichen anapästischen Versmaafse und aus dem Worte *νοερός* auf einen neuplatonischen Verfasser schliefst, so stimme ich darin sehr gern überein: nur nicht, wenn er ihn für allzu jung, oder gar, wie er fast geneigt ist, den Porphyrius selbst dafür halten wollte. Denn ich denke doch kaum, dafs dieser so kindisch gewesen sein wird, durch ein *δηλοῖ καὶ ὁ — ὕμνος, ἐν ᾧ λέγεται* aus seinem eigenen oder ungefähr gleichzeitigen Machwerke historische Beweise für alte Gebräuche zu führen.

*) *Ad Ecl.* 7, 21. (*Nymphae noster amor Libethrides, aut mihi carmen*) — *Ut autem poëtae invocent nymphas: sicut hoc loco: item in fine. Extremum hunc Arethusa mihi concede laborem: haec ratio est quod secundum Varronem ipsae sunt nymphae quae et Musae: nam et in aqua consistere dicuntur quae de fontibus manat, sicut existimaverunt qui Camoenis fontem consecrarunt. Nam eis non vino, sed aqua et lacte sacrificari solet: nec immerito: nam aquae motus musicen efficit, ut in hydraulia videmus. Sane sciendum quod idem Varro tres tantum Musas esse commemorat, unam quae ex aquae nascitur motu, alteram quam aëris ictu efficit sonus, tertiam quae in mera tantum voce consistit,*

„Was geht nun aber," fragt Hermann, „aus allem diesem hervor? Weiter nichts als erstlich, dafs die Musen von den Lydiern auch Nymfen genannt wurden, und zweitens, dafs die Quellnymfen, als solche, welche die Gemüther mit göttlichem Hauche erfüllen, von den Dichtern zuweilen statt der Musen angerufen werden. Was nun die Lydier betrifft, so sagen die angeführten Worte der griechischen Grammatiker deutlich, nicht, dafs die Nymfen von ihnen Musen seien genannt worden, sondern die Musen Nymfen. Und dafs eben dies die Meinung des Stephanus gewesen, erhellet aus der Sache selbst: denn der Verfasser des Auszugs, den wir haben, drückt sich ungenau aus. Und eben so verhält sich Servius zu Varro *). Die Lydier aber hatten ganz Recht. Denn der Name Nymfen ist ein allgemeiner, so dafs die Musen allerdings unter den Nymfen begriffen sind, nicht aber alle Nymfen auch Musen sind. Und so bedienen sich dieser Namen alle alte Schriftsteller **). Denn da die Nymfen Göttinnen sind, die überall verborgen sich aufhalten, andre in Quellen, andre in Bergen, andre in Bäumen, so glaubte man von ihrer geheimen Macht alle diejenigen ergriffen, welche von irgend einem ungewohnten Triebe, dessen Ursach sich nicht kund that, hingerissen schienen, und nannte sie *νυμφο-*

---

*) Nehmlich der Epitomator des Stephanus, sagt Hermann, habe gesetzt *ἃς καὶ Μούσας Λυδοὶ καλοῦσι*, da er hätte sagen sollen *νύμφας δὲ τὰς Μούσας Λ. κ.* Den Servius aber nehme ich, auch mit dieser Voraussetzung, gleich hier in Schutz. *Ipsae sunt nymphae quae et Musae*, ist ganz richtig verkürzt für: *ipsae illae deae, quae Musae vocantur, sunt nymphae.*

**) Er führt als Beispiel an Lycophr. 275. *κεκλαυσμένος Νύμφαισιν αἳ φίλαντο Βηφύρου γάνος, Λειβηθρίην θ᾽ ὕπερθε Πιμπλείας σκοπήν*: und dazu des Tzetzes Erklärung: *θρηνηθεὶς ταῖς νύμφαις, ἤτοι ταῖς Μούσαις, αἵτινες κ. τ. λ.*: und für die Trennung der Musen und Nymfen *Paus.* 9, 34, 3. vom Libethrischen Gebirge, *ἀγάλματα δὲ ἐν αὐτῷ Μουσῶν τε καὶ νυμφῶν ἐπίκλησίν ἐστι Λειβηθρίων.* Aus welchen Anführungen ich jedoch nicht erkenne, ob Hermann des Tzetzes Erklärung der von Lykophron genannten Nymfen durch Musen billigt oder nicht.

λήπτους, von Nymfen besessene. Und so wurden also auch die Musen, da sie gleiche Gewalt hatten, unter dem Namen der Nymfen begriffen. Wenn also Creuzer urtheilt, die Nymfen seien Musen, und so nun weiter schliefst, auch *Maja*, weil sie eine Nymfe sei, sei eine Muse, so ist dies offenbar eine unrichtige Folgerung. Und doch beruht auf dergleicheu Beweisführungen der gröfste Theil der Mythologie, welche heut zu Tage von den meisten gebilligt wird."

Hermann wendet sich nun zum *Epicharmus*, dessen oben angeführte Stelle nach allem diesem nur noch gröfsere Schwierigkeit darbiete.

„Denn meinte der Dichter, wie man aus den von ihm gesetzten Namen schliefsen möchte, Flufsnymfen, so konnte er sie nicht Musen nennen, da die Musen zwar Nymfen, nicht aber die Nymfen Musen sind. Wollte er aber, wie er sie Musen nennet auch Musen verstanden haben, so mufs es widersinnig scheinen, dafs er sie nach dem benannte, was den Nymfen zukommt, und nicht nach dem, was den Musen."

Hermann beruft sich nun auf alles, was sonst von den ältesten Zeiten an als Namen der Musen vorkommt. Die von den Aloïden festgesetzten drei Musen hiefsen *Melete*, *Mneme*, *Aoede*; von den drei sicyonischen die eine *Polymathia*; die Delphier nannten ihre Musen nach den Namen der drei musikalischen Haupttöne, *Nete*, *Mese*, *Hypate*; die vier, welche aus einem verlorenen Werke des Aratus angeführt werden, und die auch Cicero nennet, sind *Arche*, *Melete*, *Thelxinoë*, *Aoede*; und die Bedeutungen der gangbaren neun Musennamen fallen eben so in die Augen. Um also jene Epicharmischen Namen zu erklären, fährt Hermann so fort:

„Hat denn niemand daran gedacht, dafs Epicharmus der Komiker es ist, und er allein, aus welchem diese Namen angeführt werden? und zwar aus einer Komödie, deren erster Name, *die Hochzeit der Hebe*, der Name der Umarbeitung aber, *die Musen*, war (*Athen.* 3. *p.* 110. *b.*)? Dafs in diesem Schauspiel die schmausenden Götter komisch behandelt wurden, erkennt man schon aus

jenem Titel, und noch deutlicher spricht sich dies in einem Fragment daraus bei Athenäus aus, worin Zeus für sich und seine Frau Fische kauft: wie denn überhaupt, laut Athenäus, so ziemlich alles, was nur von Fischen existirt, in dieser Komödie vorkam. Was ist nun wahrscheinlicher, als dafs der Dichter, der die Götter so fischlustig einführt, ganz besonders auch die Musen, in der zweiten nach ihnen benannten Ausgabe des Stückes, zum Gegenstand seiner Laune machte? Ohne Zweifel stellte er sie also nicht als die Vorsteherinnen aller Wissenschaft, sondern einzig des Fischwesens auf, worein diese leckerhaften Götter die höchste Weisheit setzten. Dazu war nun nichts passender, als wenn er die Namen der Musen von fischreichen Flüfsen bildete, und zu ihren Eltern aus der Mythologie der Musen die beiden Namen wählte, welche diesem Zwecke am angemessensten waren, nehmlich *Pieros* und *Pimpleïs*, was man lateinisch durch Pinguinus und Impletrina" (deutsch etwa *Feistling* und *Fülle*) „ausdrücken kann. Denn das ist von dieser Seite das höchste Lob eines Flusses, wenn er sich durch die Feistigkeit und durch die Fülle der Fische auszeichnet."

Dies letzte beweist Hermann scherzhaft mit einem „siehe Herodot 4, 53." (wo der Borysthenes, als die vortrefflichsten und meisten Fische enthaltend, gelobt wird) und setzt hinzu, er schreibe für Philologen, und diese glaubten nur auf diese Art.

Indem nun Hermann zu der Angabe des *Eumelus* übergeht, macht er zuförderst darauf aufmerksam, dafs über dessen Werke schon bei den Alten grofse Ungewifsheit geherscht habe; dafs Gedichte von verschiedenen Verfassern unter seinem Namen gegangen seien; und dafs jene Nachricht von seinen drei Musen nicht nur nicht mit des Dichters eignen Worten, sondern auch ohne Angabe des Gedichts, woraus sie genommen, vor uns liege, und man folglich gar nichts habe, woraus man Vermuthungen schöpfen könne, als diese Nachricht von seinen drei Musennamen selbst. Er trägt dann seine Zweifel über den einen der drei Namen, *Apollonis*, vor. Die Natur solcher

Namen erfodere drei von gleichartigem Ursprung; und dieser sei überdies von der Art, dafs er allen dreien, als Töchtern des Apollon, nicht aber einer allein zukomme. Er zweifelt also nicht, dafs auch diese Muse einen Flufsnamen gehabt habe, und vermuthet, gewifs nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dafs Eumelus sie *Acheloïs* genannt, welcher Name auch unter den Epicharmischen ist.

„Ohne Zweifel," fährt er dann fort, „werden diese so deutlich auf Flufsnymfen führenden Namen für manche hinreichend sein, um auch ohne irgend eine anderweitige Spur durch Eumelus Autorität allein sich zu überzeugen, dafs die Flufsnymfen Musen genannt worden seien. Aber diese müssen bedenken, dafs in einem solchen Mythos denn doch irgend ein vernünftiger Sinn sein mufs. Angenommen also, dafs Eumelus von den Flufsnymfen redete und sie aus irgend einer Ursach zu Töchtern des Apollon machte, so sieht man nicht, warum er deren nur drei aufgeführt, und nur diese drei Flüfse, Kephisos, Acheloos, Borysthenes, dazu gewählt haben sollte, die sich durch nichts von den übrigen unterscheiden; da er alsdann vielmehr alle Flüsse zusammenfassen, und wie andre Dichter in gleichem Falle thun, ihre Zahl entweder als ungeheuer grofs, oder, zu Bezeichnung der Menge, auf funfzig angegeben haben würde. Sehn wir also hier keine eigentliche Flufsnymfen, sondern Musen, so sehe ich nicht ein, was diese Namen anderes andeuten können, als irgend eine Musenverehrung an jenen drei Flüssen, ungefehr wie Leonidas von Alexandrien seine Gedichte die *Νειλαίη Μοῦσα* des Leonidas nennet (*Anthol. Jacobs. I. p.* 291.). Aber wer hat je von einem berühmten Musen- oder Dichtersitz an jenen Flüssen, besonders am Borysthenes gehört? Am besten ist es also zu gestehn, dafs wir nicht wissen, was Eumelus mit diesen drei Musen gewollt; dabei aber überzeugt zu sein, dafs er gute Ursachen gehabt, sie Musen und Töchter des Apollon zu heifsen, und ihnen die Zahl drei und diese Namen beizulegen."

Als einen Gedanken jedoch, den er keinesweges als

eine Wahrheit hinstelle, sondern nur deswegen vortrage, ob vielleicht andre dadurch veranlafst würden, ihn entweder zu bestätigen oder besseres an dessen Stelle aufzufinden, mahnet Hermann an den hyperboreïschen Apollon und an folgende Sage, die in Aelians Thiergeschichte (II, 1.) nach Hekatäus von Abdera erzählt wird. „Diesem „Gotte (dem Apollon bei den Hyperboreern) sind drei Brü„der, Söhne des Boreas und der Chione *), geweiht, wel„che sechs Ellen grofs sind. Wenn nun diese zur festge„setzten Zeit das Fest des Gottes begehen, so kommen „von den Rhipäischen Gebirgen unermefsliche Schwärme „von Schwänen, welche den Tempel umfliegen und zu„letzt in dem grofsen und herrlichen Hofe desselben sich „niederlassen. Und wenn dann die Sänger und Cither„spieler den Hymnos anstimmen, dann begleiten auch die „Schwäne ihn mit ihrem Gesange so richtig und genau, „als wenn sie des Chormeisters Ton empfangen hätten." So weit Aelian.

„Es ist wol ziemlich klar," sagt Hermann, „dafs dieses Fest nichts anders ist als die Rückkehr des Frühlings, welche nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere zu einer in jubelnde Töne ausbrechenden Freude stimmet. Denn wenn gleich Aelian die Namen jener drei riesenförmigen Söhne des Nords und der Schnea" (man vergönne dem deutschen Referenten die Bildung dieses Namens) „nicht nennet, so ist doch unverkennbar in ihnen die Fülle der Wasser, welche von dem schmelzenden Schnee und Eise her, und mit schwimmendem Eise noch bedeckt, sich ergiefsen. Ich muthmafse also, dafs eben dies auch Eumelus durch eine andere Fabel ausgedrückt hat, da der Name des Apollon, und die Benennung Musen, und die Zahl dieser, und die Namen derselben so genau übereinstimmen. Von dem Apollon will ich weder sagen noch verneinen, dafs er die Sonne sei, sondern mich nur an das halten, was die griechische

*) Bei Aelian καὶ χιόνος: aber ohne Zweifel mit Recht gibt Hermann dem Namen dieselbe Form, die er bei Apollodor 3, 14. für die Tochter des Boreas hat.

Mythologie darbeut, die ihn zum *Vernichter* macht. Was er also auch eigentlich sei, hier genügt es, dafs er Vernichter des Winters ist. Dessen Töchter nun nennet er sehr richtig und passend Musen, eben weil bei der Rückkehr der schönen Jahreszeit alles zu Freude und Gesang auffodert. Ihre Zahl ist drei aus gleicher Ursach, warum drei Söhne sind des Boreas und der Chione. Denn durch die Milde des Frühlings schmilzt der Schnee, das Eis bricht auf und das geborstene Eis wälzen die Ströme fort: und so wie man an diesen drei Dingen die Gewalt des vernichtenden Gottes erkannt hat, so weifs man, dafs der Frühling vorhanden ist."

Diese sinnreiche und scharfsinnige Deutung glaubt Hermann nicht ohne eine etymologische Deutung jener drei Musennamen, in der Art, wie wir sie schon aus zwei andern Abhandlungen desselben kennen, beschliefsen zu dürfen. Er meint, der Dichter habe gerade diese drei Flufsnamen gewählt, weil durch *Κηφισώ*, welches zu gleicher Wurzel gehöre mit *κάμπτω* *), die Windungen der vom schmelzenden *Schnee* her rieselnden Bäche: und durch *Ἀχελωΐς* die Verschwindung des wie eine Schale (vgl. *χέλυς χελώνη*) auf den Flüssen liegenden *Eises* ausgedrückt werde (wie denn, nach Hermanns Meinung, die beiden Flüsse selbst wirklich aus solcher Ursach diese Namen hatten); *Βορυσθενίς* aber das Ungestüm *eistreibender* Wasser sehr gut auszudrücken schien, indem Eumelus ohne Zweifel, nach Art der in Wortableitungen üppig spielenden Griechen, sagt Hermann, den Namen jenes ausländi-

*) Nehmlich von *κάμπτω* läfst sich durch Auslassung des Nasenlautes, wie von *λαμβάνω εἴληφα*, ein Perfekt *κέκηφα* bilden. Indessen ist bedenklich, dafs die Vergleichung der Verbalformen *κνάμπτω* und *κνάφω* (während *κάπτω* sehr verschiedenartige Bedeutung hat) auf Ursprünglichkeit des *ν* deutet, so dafs durch Umstellung erst aus *ΚΝΑΦ*-*ΚΑΜΦ* *κάμπτω* geworden zu sein scheint. Freilich sehe ich aber auch ein, dafs man *κυφός* noch herein ziehen kann: und da in der Etymologie alles möglich, die Ueberzeugung aber sehr schwierig ist, so will ich von dieser Seite gern alles auf sich beruhen lassen.

schen Stromes von der Gewalt (σϑένος) des Boreas abgeleitet habe.

Ich bin überzeugt, dafs diesen allerletzten Artikel vielleicht ausgenommen, der bei mir wenigstens nur den Eindruck eines stets regen, an nichts ermüdenden Scharfsinnes hinterlassen hat, diese ganze Darstellung, auch in meiner vielleicht Eintrag thuenden Verkürzung, nicht nur durch geistreiche Behandlung des Gegenstandes, sondern auch durch Ansichten und Bemerkungen, die sich sogleich als wahr empfehlen, jedem Hörer und Leser Vergnügen gemacht haben wird. Da indessen bei jeder solchen Untersuchung nicht nur der Verfechter der ersten Meinung manches zu erwiedern hat, sondern auch der hinzutretende dritte noch Stoff zu Erinnerungen findet; so sei es mir vergönnt, diese Rolle hier zu übernehmen, da sie das Vorurtheil der Unparteilichkeit für sich hat, die ich auch zu rechtfertigen hoffe.

Unstreitig hat die Creuzerische Darstellung, dafs die Musen eigentlich einerlei seien mit den Nymfen, dafs von den Nymfen ausgehe die Kunst der Töne, und was damit sogleich in eins sich verwebt, alle Begeisterung und alle geheime Wissenschaft, etwas durch innere Wahrscheinlichkeit sogleich anziehendes. Durch seinen mit einem grofsen Reichthum geschichtlicher, alterthümlicher und ethnographischer Kenntnisse verbundnen Scharfsinn hat dieser Gelehrte manche Ansichten dieser Art gefördert, die nur einem solchen Ueberblick gelingen können; die jedoch nicht immer sogleich die verdiente Ueberzeugung in die Seele desjenigen Gelehrten bringen, dem derselbe Ueberblick, wegen des verschiedenen Ganges, den seine Forschungen nehmen, auf diese Art nicht zu Gebot steht. Indem nun Creuzer, um seine Ansichten vollständig zu begründen, auch die philologische Kritik am einzelen üben will, so fehlt ihm (warum sollte ich meine Meinung vor einem Manne seiner Art nicht unumwunden sagen?) es fehlt ihm die Fertigkeit und Sicherheit, und selbst vielleicht die Geduld, in richtiger Behandlung der Kleinheiten; welche ihrerseits wieder den, der hierin stärker ist, einseitig macht. Einige Oberflächlichkeit in Erörterung der einze-

len Zeugnisse und Beispiele wird ihm daher von Hermann besonders an etlichen von mir nicht ausgezogenen Stellen, mit Recht vorgeworfen. So also auch namentlich in dem, wovon alles hier ausgeht. Von der ursprünglichen Einerleiheit der Musen und Nymfen durch jenen Total-Eindruck, völlig überzeugt, mag es wohl sein, daſs er auf diesem Wege nun so verfährt, als hätten die Griechen zu keiner Zeit zwischen beiden einen eigentlichen Unterschied gemacht, und als könnte man jede mythologische Person, sobald ihr Nymfen-Charakter konstatirt ist, auch ohne weiters zur Muse machen, und auf dieses Resultat fortbauen. Da dies aber Hermann schon ihm nachgewiesen hat, so fühle ich mich gedrungen, auch in der Beweisführung dieses Gelehrten wieder das zu rügen, worin er mir scheint die andere Seite zu sehr verdunkelt zu haben.

Die Bemerkung, daraus daſs die Musen Nymfen sind, folge noch nicht, daſs die Nymfen Musen seien, leidet in diesem mythologischen Gebiete keinesweges eine solche feste Anwendung, als jede ähnliche im historischen. Daraus, daſs alle Dorier Griechen sind, folgt nicht, daſs alle Griechen Dorier sind: dies freilich ist so bestimmt und in der Anwendung so sicher als nur etwas sein kann; nehmlich, weil jeder sowohl die Gattung Dorier als das Geschlecht Griechen beide in ihrem Umfange und in ihren Individuen kennet. Ganz anders ist es mit Gegenständen der Fantasie und der dunkelen Sage. Ein Volk kann allerdings ein dämonisches Geschlecht unter dem Namen Nymfen, und in diesem verschiedene Gattungen gesondert sich denken: aber es kann sich auch, und dies ist, lange Zeit wenigstens, der Natur am gemäſsesten, in jenem dämonischen Geschlecht mehre verschiedenartige Kräfte und Attribute so denken, *daſs es sich nicht bestimmt sagt, ob diese in jedem Individuo vereint oder unter verschiedene Individuen und Klassen vertheilt seien:* denn woher sollten ihm die negativen Erfahrungen, welche dergleichen Sonderungen begründen, in solcher Menge und mit solcher Entscheidung kommen? Sehr natürlich, ja nothwendig wird aber auf jeden Fall bald ein Sprachgebrauch sich bilden, wie wir ihn ja selbst in Beziehung auf die einze-

len grofsen Götter sehn, wonach diese Dämonen je nach Verschiedenheit ihrer Wirkungen auch verschiedene Namen bekommen. Was wir nun aber ebenfalls schon selbst an jenen einzelen Göttern sehen, dafs sie, wegen der Mehrheit ihrer Attribute und Namen, mitunter auch wirklich sich spalten, z. B. die Artemis noch in eine Hekate, Eileithüia, Britomartis, Upis u. s. w.; das kann natürlich bei den Nymfen und deren ohnedies schon erkannten Vielheit nicht fehlen, sondern sie müssen sich fast nothwendig allmählich in Klassen und Individuen je nach diesen Attributen und Namen spalten.

Wenn wir also finden, dafs die Musen Nymfen waren, so ist allerdings das wesentliche von Creuzers Behauptung gegeben. Das grade Gegentheil davon, nehmlich dafs unter den Nymfen die Musen von Anfang an in einer bestimmten Zahl und als einzele Individuen gedacht worden seien, das wird man, auch ungemahnt durch die Eingangs erwähnten Verschiedenheiten in der Zahl, gewifs nicht behaupten wollen. Also liegt in diesen Notizen vernünftigerweise das, dafs die Musen, sobald man unter diesem Namen bestimmt die begeisternden Sängerinnen sich dachte, ein Nymfengeschlecht waren, das man sich so vielfältig und zahlreich denken konnte und dachte, als jede andre Klasse von Nymfen. Aber auch diese Sonderung ist, als eine ursprüngliche, sehr unwahrscheinlich. Alle Analogie ist dafür, dafs man von solchen Erfahrungen der Fantasie sagte: Er hat „die Nymfen" singen gehört; „die Nymfen" haben ihn begeistert, gerettet, geäfft; gar nicht so leicht blofs „Nymfen." Zugegeben nun, weil man es glaubt, dafs *μοῦσα* die sinnende hiefs, so waren *Μοῦσαι die Nymfen* mit diesem Attribut gedacht; und man sagte eigentlich *Νύμφαι Μοῦσαι*, wie *Ἀπόλλων Ἕκατος* und *Ἄρτεμις Ἑκάτη*; gewöhnlicher aber nur *Μοῦσαι*, wie *Ἕκατος*, und *Ἑκάτη*. So wie sich aber die *Ἑκάτη* dennoch von der *Ἄρτεμις* sonderte, so war dies noch weit natürlicher, ja fast nothwendig bei einer Menge: und so dachte man sich die *Μοῦσαι* auch als eine eigne Gattung: wobei es denn blieb; ohne dafs dies verhindert hätte, dafs man immer auch wieder den Nymfen über-

haupt, oder gewissen Klassen und Individuen derselben ähnliche Begeisterung zuschrieb.

Und dieser *a priori* untadlichen Darstellung kommt denn auch die Analogie bei allen Völkern entgegen. Ueberall hören und lesen wir von Gesängen der Wassernixen, überall von Ergreifung einzeler Menschen durch solche dämonische Wesen. Und so wie man überhaupt die Nymfen z. B. in den Thessalischen Thälern nicht für dieselben hielt mit denen in Phokis, Attika, Arkadien, so versteht sich auch, dafs jedes Land seine Begeisterungen bei den Nymfen seiner Gegend suchte, ohne dafs darum die Helikoniaden, die Libethriden, die Pimpleïden, die Pieriden, für dieselben an verschiedenen Orten zugleich, oder lustwandelnd bald hier bald da sich aufhaltende Wesen gehalten worden wären.

Allmählich also liefs die Dichtkunst die Nymfen sofern sie den Dichter begeisterten, mit der eignen Benennung Musen auftreten; allmählich schuf sie sogar auch einzele Personal-Namen aus den verschiedenen Aeufserungen, Formen und Graden solcher Dichtkunst; — denn wie sehr neu in Vergleichung der uralten Volkssage diese Schöpfungen sind, das zeigen ja diese Namen selbst, wie Melete, Arche, Klio, Polyhymnia u. s. w. —; und so wurden endlich aus den helikonischen Nymfen oder Musen, *olympische Musen*, in denen sich auch die Pimpleïden, und Libethriden, und wie sie weiter hiefsen, vereinigten. Aber diese Mythologie ist nicht die, welche wir suchen: denn diese brauchen wir nicht zu suchen.

Jene vorkommenden Beispiele aber, wo die Dichter die Nymfen anrufen dadurch aus der Untersuchung zu erweisen, dafs man sagt, „zuweilen rufen denn auch wol die Dichter die Quellnymfen als begeisternde Wesen an," scheint mir kein rechtmäfsiges Verfahren zu sein. Dies führt gar zu sehr auf die allzubequeme, den Forschungsgeist hemmende Vorstellung, als wenn alles der Art willkürliche Dichter-Einfälle wären. Ohne dem Schöpfungsrecht der Dichter aller Zeiten Eintrag zu thun, wollen wir uns auch nicht verbergen, dafs sie vielfältig auch gefesselt sind, ja gröfstentheils gern und vorzugsweise sich

schmiegen an die überlieferten und bestehenden Vorstellungen des Volks; von welchen das allermeiste für uns untergegangen ist, wenn wir es nicht durch besondere Betrachtung und durch Vergleichung mit äufsern Winken, eben aus den Dichtern zu entnehmen trachten. Neben der Idealisirung der Musen-Nymfen in die olympischen Musen, hatte sich, wie sich von selbst versteht, die alte Volks-Vorstellung von der Musik der irdischen Nymfen, und von der von ihnen zu erwartenden Begeisterung bei dem Volk und seinen Sängern erhalten; und auch die Dichter, um mich dieses Namens als eines höhern zu bedienen, machten Gebrauch davon, indem sie, je nach der Stufe, auf der sie stehen wollten, entweder diese irdischen und Lokal-Musen mit den himmlischen auf die uns allbekante Art verschmelzten, oder auch der schlechten Hirten-Vorstellung sich anschlossen, und alle oder einzele Nymfen der Gegend anriefen. Nach welcher Vorstellung es denn eine sehr nichtige Untersuchung wäre, zu fragen, ob die von Virgil angerufene Arethusa eine Muse zu nennen sei, nach Creuzers, oder ob nicht, nach Hermanns Ansicht.

So wird es also auch schwer sein, an allen den Stellen, wo die *Libethrischen Nymfen* genannt werden, zu sagen, welche der zwei angeführten Ansichten bei dem Dichter vorwalte. Ueber eine von Hermann angeführte Stelle jedoch des *Pausanias* (s. ob. S. 278. Note) ist die Entscheidung leicht. Es heifst dort, auf dem Libethrischen Gebirg in Böotien wären die Standbilder der Musen und der Libethrischen Nymfen gewesen. Niemand, denk' ich, wird es einfallen, unter den Nymfen hier, im Gegensatz der Musen, gemeine ungelehrte Nymfen zu verstehn. Es sind natürlich eben die, vor andern Nymfen nun schon durch die Dichter als begeisternde bekanten, Libethrischen Nymfen, die zwar gewöhnlich mit dem Begriff der Musen zusammenfallen; die aber hier als Nymfen der Gegend aufgestellt waren, und eben zur Bezeichnung ihrer Kraft, die höhern Symbole der Dichtkunst, die himmlischen Musen, bei sich hatten.

Endlich kann ich aber auch nicht umhin, der Notiz, dafs

dafs die *Lydier* die Musen Nymfen nannten, mehr Gewicht beizulegen als Hermann thut. Soll dies wirklich weiter nichts sein, als dafs sie die Musen mit unter dem Geschlechtsbegriff der Nymfen gefafst hätten, so sehe ich nicht ein, was daran so merkwürdiges gewesen, dafs man dies als eine ausländische Notiz beigebracht hätte; besonders wenn, wie Hermann sagt, die Griechen eben das gethan, „alle alte Schriftsteller dieser Namen sich so bedient haben." Es ist also einleuchtend, dafs eine weit gröfsere Einerleiheit zwischen Nymfen und Musen bei den Lydiern statt gefunden haben mufs, als sie sich in der gangbar gewordenen griechischen Mythologie darbot. Und nach meinem Urtheil verfuhren diejenigen ganz natürlich und vorurtheilsfrei, welche aus den kurzen, abgerissenen oder in ihre eigene Darstellung verflochtenen Angaben der Grammatiker — des Suidas „auch die Musen heifsen bei den Lydiern Nymfen"; des Scholiasten zum Theokrit „man könnte an dieser Stelle unter den Nymfen auch wol die Musen verstehn; denn so nennen sie die Lydier," verbunden mit der des Stephanus von Byzant (dessen Verdrehung durch seinen Epitomator denn doch nicht evident ist) „er hörte die Stimme der Nymfen, welche von den Lydiern auch Musen genannt werden" — schlossen, bei den Lydiern habe wol die Vorstellung, dafs die Musik von den Nymfen ausgehe, noch in ihrem vollen Umfange fortgedauert, und der Name Musen habe bei ihnen die Nymfen bezeichnet.

Und ist es denn so ausgemacht, dafs der Name *μοῦσα* die geistige, auf das *Sinnen* gehende Bedeutung hat, die man ihm gewöhnlich leiht? Der Stamm des Worts liegt, wenn man es für ein altes Particip ansieht, in dem blofsen *μ*; was allerdings der Möglichkeit solcher Ableitung nichts, der Evidenz derselben aber sehr viel benimt. Denn es ist eine blofse Täuschung, wenn man meint, es sei offenbar, dafs *μοῦσα*, *μῶσα* von *μάω* komme. Selbst das scheinbare, was diese Formation noch hat, fällt bei genauerer Betrachtung ganz weg. Um von *μοῦσα* auf *μάω* zu gelangen, geht man durch das dorische *μῶσα*, nach der Analogie von *τιμάω τιμῶσα*. Aber gerade im

dorischen Dialekt kann aus μάω nicht werden μῶσα, sondern entweder μάοισα oder zusammengezogen μαῖσα, μᾶσα, oder ebenfalls auf ionisch-dorischem Wege μεῦσα: und gerade diese Formen kommen alle nicht vor, sondern nur äolisch μοῖσα, dorisch μῶσα und ionisch-attisch (in welcher Mundart allein aus μάω μῶσα werden kann) μοῦσα. Da also das zu solcher Ableitung nöthige α sich uns entzieht, so ist man genöthigt anzunehmen, daſs auch μέω, μῶ dasselbe geheiſsen; ganz möglich und analog auch dieses; aber die angebliche Evidenz ist dahin. Denn, kann nicht μοῦσα auch von einer andern verlorenen Wurzel, so wie aus uralter Ueberlieferung so auch aus uralter Sprache kommen? Ist es etwa bloſs eine Eigenthümlichkeit der hebräischen Sprache, daſs man für so viele ihrer Wörter den echten Aufschluſs in den Sprachen anderer zum Theil weit von Palästina wohnenden Völker findet? oder liegt es nicht vielmehr bloſs darin, daſs wir das Arabische, Chaldäische, Syrische u. s. w. kennen, die Pelasgischen, Thrakischen, Mysischen, Phrygischen, Lydischen Sprachen aber nicht? Zu den obenerwähnten Dialektformen des Namens μοῦσα gesellt sich noch das lakonische μῶἁ, moha. Nehmen wir an, daſs ungefähr so das Wort auch in Lydien gelautet, und dort die Quell- und Fluſsnymfen oder Nixen bezeichnet habe, so kommt uns die in einem so groſsen Umfang asiatischer Sprachen herschende Benennung *mâ* für das Wasser gewiſs sehr ungezwungen entgegen.

Doch wie dem auch sei, es ist möglich und denkbar, ja glaublich sogar, daſs die *Μοῦσαι* im ältesten Volksglauben weiter nichts waren als die Nymfen, daſs aber besonders die gewandte griechische Sprache diese zwiefache Benennung ergriff, um jene bestimmtere Beziehung in den Namen *Μοῦσαι* zu legen; wozu es durchaus keiner etymologischen Ursach bedurfte, sondern wozu, möglicher Weise, die zufällige Veranlassung diese kann gewesen sein, wenn etwa früherhin dieser Name, statt dessen was andre Griechen *νύμφαι* nannten, vorzugsweise gebräuchlich war in den Mundarten von Phokis und Böo-

tien, wo der Parnassos und der Helikon und das Libethrische Gebirg lagen.

Wenn wir den von Creuzer aufgestellten Satz so entwickeln und begrenzen, so ist er, dünkt mich, weder in sich unhaltbar, noch sichern historischen Nachrichten widersprechend; vielmehr von einigen derselben sehr natürlich angeregt und unterstützt; wozu ganz besonders auch noch zu rechnen ist der Umstand, dafs den Musen vorzugsweise vor andern Gottheiten gewisse berühmte Quellen heilig sind: dafs es sich eben so verhält mit den italischen Kamenen *); dafs die *Egeria* ganz die Rolle einer Muse spielt, und daher auch von einigen wie Dionysius von Halikarnassos berichtet, für eine Muse, nicht für eine Nymfe gehalten ward **): welcher Zwist durch die gegenwärtige Erörterung aufs freundlichste beigelegt wird. Kein geringer Reiz, ein ähnliches zu versuchen, auch in Absicht des Zwistes über die Eumelischen und Epicharmischen *Flufs-Musen.* Hermann wird es ferner nicht tadeln, wenn wir in dem Anklange, den diese geben, allerdings eine neue Bestätigung für unsere Ansicht finden; und Creuzer wird dem Verfahren Hermanns, eine bestimmte Begründung in den Zwecken des Dichters zu suchen, gewifs mit mir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er, und wer irgend alterthümlichen Sinn aufzufassen versteht, wird völlig einverstanden sein namentlich mit der in den Musen-Namen bei *Epicharmus* gezeigten Beziehung auf die komische Rolle, welche sie höchst wahrscheinlich in jenem Stücke gespielt haben. Aber wenn dieser Dichter, nach Hermann, blofs um die Musen zu Fischweibern zu machen, den Einfall bekommt, sie nach Flüssen zu benennen; ist es nicht weit runder und schöner, ja die Hermannische Hypothese selbst weit wahrscheinlicher, wenn der Komiker schon draufsen eine Begründung dazu fand? Er, der, wie Hermann selbst

*) Vergl. Servius oben S. 277. Note.

**) *Antiqq.* 2, 7. *p.* 222. *νύμφην γάρ τινα μυθολογοῦσιν Ἠγερίαν φοιτᾷν πρὸς αὐτὸν* (den Numa) *ἑκάστοτε διδάσκουσαν τὴν βασιλικὴν σοφίαν· ἕτεροι δὲ οὐ νύμφην, ἀλλὰ τῶν Μουσῶν μίαν.*

sagt, in der Mythologie der Musen sich umsah, um in dem Pieros und der Pimpleïs so passende Namen für deren Eltern zu finden, wird gewifs die Namen der Musen selbst nicht so aus reiner Willkür zu seinem Zweck gewählt haben. Bei jener Vielheit der Vorstellungen über Zahl und Namen der Musen, die wir allein schon auffinden können, bei der Sicherheit der Schlüsse, die uns alle Musen-Religion aus Quell-Nymfen haben entstehen lassen; ist der Schlufs aus diesen Epicharmischen Namen, verbunden mit den Eumelischen, auf fortdauernde Vorstellungen der Art unter einem ausgebreiteten so beweglichen Volke, von dessen mythologischen Gebilden, aufser dem, was klassisch geworden ist, nichts als arme Bruchstücke auf uns gekommen sind, vollkommen zulässig, ja fast sicher. Diese Vorstellungen also waren es, welche den Dichter auf den komischen Gedanken brachten, als Musen eine Anzahl eigentlicher Flufs-Nixen jenen Göttern zuzuführen, denen es nicht um Hymnen und Dithyramben, sondern um feiste oder pierische Karpfen und um eine Fülle oder Pimpleïde von Forellen und Neunaugen zu thun war.

Seine ebenfalls scharfsinnige Deutung der *Eumelischen* Musen hat Hermann selbst mit weit weniger Zuversicht vorgetragen, und sogar aufgefodert eine *bessere* zu ersinnen. Dies läfst sich aber nicht anders machen, als wenn es erlaubt ist, auch allenfalls nur eine *andere* hinzustellen. Das will ich also thun, und von Hermann selbst erfahren, ob sie besser ist. Sonderbar ist dabei, dafs gerade ich, dem jede Flufs-Muse willkommen sein sollte, die scharfsinnig vorgeschlagene Acheloïs freiwillig entbehre, indem ich mit der *Apollonis* sogar vorzugsweise zufrieden bin. Die Bemerkung Hermanns, dafs in einer solchen mythischen Gruppe keine einzele Person einen Namen haben dürfe, der allen zugleich zukomme, kann ich nicht ganz zugeben; schon allein deswegen nicht, weil ja aus den gemeinsamen Attributen die Namen der einzelen gemacht werden müssen. Oder soll unter den Kyklopen Brontes nur den Donner, Steropes nur den Blitz gemacht haben? oder unter den Chariten Euphrosyne vor ihren

Schwestern heiter und froh haben sein sollen? Ja grade den Hauptnamen kann auch Eine solche Person vorzugsweise führen; wie die Moeren zusammen in der alten Sprache Klothoes oder Klothes hiefsen *), und dann doch auch die eine allein Klotho genannt ward.

Nun also zu meiner Deutung. Dafs die Griechen die Kunst des Gesanges vom Norden her erhalten haben, spricht so manche Sage aus, wie eben die vom Hyperboreischen Apollon und die von den thrakischen Barden Orpheus, Linos, Musäos, Eumolpos, Philammon, Thamyris; dafs dies als eine feststehende Ueberlieferung kann angenommen werden, die sich gewissermafsen auch historisch bewährt, da von allen Zeiten her bei den nordischen Naturvölkern der wahre Hochgesang, im Gegensatz gegen die weiche, üppige und schwelgende Dichtkunst der Südländer, einheimisch war. Aus diesem kräftigen und herrlichen Naturkinde bildete nun der griechische Geist jene vollendete Poesie, welche die Lehrerin aller Völker geworden ist. Eumelus, auf irgend eine Art veranlafst, die Musen in seinem Gedicht persönlich einzuführen, wählte, oder schuf, da ja, wie wir gesehen haben, die Hesiodische Genealogie und Namengebung für dieselben keineswegs kanonisch geworden war, eine eigne geistvolle Vorstellung dazu; indem er ihnen den Apollon zum Vater gab, in ihre Zahl und ihren Namen aber, die drei Wurzeln des vollendeten Gesanges darstellte. Denn da alle irdische Poesie zuförderst einen geistigen und himmlischen Ursprung hat, so symbolisirte er diesen in einer *olympischen* Muse, die er nicht einfacher und würdiger benennen konnte als *Apollonis*, nach ihrem Vater dem Urquell aller Begeisterung. Für die beiden irdischen

*) *Κλωθῶες* freilich nur bei einem spätern Dichter (*Inscr. Marcelli in Anal. II. p.* 302); aber dafür *Κλῶθες* bei Homer *Od.* η, 197., wo die echte Lesart; *ἅσσα οἱ Αἶσα κατὰ Κλῶθές τε βαρεῖαι Γεινομένῳ νήσαντο λίνῳ* (s. Eustathius, die neuen Scholien, und Hesychius) in dem gangbaren Text zwar verdrängt worden ist durch *Κατακλῶθες*, das jedoch, wenn man es fest halten will, zu obigem Zweck gleich dienlich ist.

Wurzeln aber wählt er, jenen alten Volksvorstellungen sich anschliefsend, vielleicht auch, er sowohl als Epicharmus, einem bestimmteren Vorgange folgend, zwei Flufsnymfen: die *nordische* Muse benannte er nach dem entferntesten, allerdings auch durch seinen Namen schon an den Boreas und jenes dort wohnende mythische Geschlecht erinnernden, Strom, und hiefs sie *Borysthenis*; und für die freundliche *griechische* Muse, aus deren Schale wir alle trinken, nahm er unter den Hauptströmen von Hellas den, der von Phokis aus an dem Fufse des Parnassos und aller Musenberge vorbeiströmt, und hiefs sie *Kephiso.*

Anhang.

Ueber das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz.

Ueber das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz *).

Eine Meinung, welche fast alle Erklärer der Gedichte des Horaz mehr oder weniger hegen, ist, daſs uns ein Haupt-Erfodernifs, um diesen Lieblingsdichter aller Zeiten zu verstehen, dadurch abgehe, daſs wir fast durchgängig von der Veranlassung der einzelen Stücke, und von einer Menge von Verhältnissen, worauf sich theils ganze Gedichte, theils einzele Stellen beziehen, nicht unterrichtet seien. Diese Klage hat einen zwiefachen Gegenstand, wovon der eine sich über alle Schriftsteller des Alterthums erstreckt. Jeder gute Schriftsteller hat einen gewissen Kreis historischer Notizen vor sich, von welchen er glaubt annehmen zu können, daſs sie den Gebildeten seiner Nation bekant seien. Dies pflegen Züge zu sein, welche für sich schon merkwürdig genug sind, um auch in den Bereich der gelehrten Nachwelt aller Nationen zu gehören. Nun entrückt aber der über alle Ueberlieferungen waltende Zufall, oder verhüllet uns manche dieser Züge. Und so sind allerdings in den Prosaisten sowohl als in den Dichtern, und im Virgil wie im Homer, im Horaz wie im Pindar, Stellen, deren Beziehung uns bis jetzt verborgen ist. Ueber Dunkelheiten *dieser* Art bei Horaz lauter zu klagen als bei den übrigen Schriftstel-

*) Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften den 30. Jun. 1808.

lern, ja ich möchte überhaupt sagen, zu klagen darüber, ist Unverstand. Diese Entbehrungen gehören in die unendliche Summe der Lücken unserer Erkenntnifs, welche aller Wissenschaft den Reiz der Forschung geben. Die Gegenstände, an deren Stelle diese Lücken sind, gehören zu der grofsen Masse dessen, was menschlichem Wissen eigentlich bestimmt ist: was davon uns flieht oder zu fliehen scheint, müssen wir unablässig zu erhaschen streben. Glückliche Kombinationen haben schon so manches verlorene auf eine den menschlichen Geist nicht nur mehr ehrende, sondern auch ihm ersprieſslichere Art, an den Tag gebracht, als wenn es durch vernehmlich sprechende Denkmale auf uns gekommen wäre.

Aber freilich Gedichte wie die Horazischen bewegen sich nicht blofs in jenem Kreise des öffentlich-wissenswürdigen: überall sind Züge aus dem Privat- und bürgerlichen Leben, welche an und für sich betrachtet, der Vergessenheit geweihet sind, und geweihet sein müssen. Diese also machen den andern Gegenstand jener Klage aus: und hier namentlich ist es, wo man auf die alten Grammatiker zürnet, dafs sie uns nur so weniges, und unter dem wenigen noch dazu so viel falsches aufbewahrt hätten. Es wäre widersinnig zu behaupten, dafs nicht manches Gedicht, manche Stelle einen Reiz mehr für uns enthalten würde, wenn wir gewisse Umstände wüfsten, worunter der Dichter schrieb, oder die ihm vorschwebten. Aber welch ein Uebermuth gibt uns ein, dafs wir einen Gegenstand des Luxus als einen Gegenstand des Bedarfs vermissen? Denn was den Bedarf anlangt, so glaube ich behaupten zu können, dafs wir *mit Grund angesehen sind, alles zu wissen oder wissen zu können, was Horaz von seinen Lesern gewufst haben wollte.* Ich sage nur: „wir sind *angesehen*", theils wegen jener bereits anerkannten Lücken im allgemeineren, die sich zu keinem besondern Einwurf eignen, theils wegen einiger andern Einschränkungen, welche wir sogleich als unwesentlich erkennen werden. Hier ist es zuförderst nöthig, dafs wir die *lyrischen Werke* des Dichters von den *satirischen* im weitesten Sinne des Worts unterscheiden. Von jenen

gilt mein Satz, nach meiner Ueberzeugung, im vollesten Sinne. Wenn in allen andern Gattungen die *Sachen* mehr oder weniger zum Zweck gehören, so ist hier die *Poesie* selbst Zweck der Poesie, und die Sachen treten so in den Hintergrund, daſs sie, nebst den Worten, nur als Material und Form erscheinen. Einen Theil derselben reicht dem Leser die allgemeine Bildung dar. Was er auſser diesen zum Verständniſs eines lyrischen Gedichtes braucht, dies muſs der Dichter verstehn ihm in seinem Liede selbst zu geben, oder er entfernt sich, nach Maaſsgabe dieses Mangels, auch von der Vollkommenheit. Eine Note, ein Scholion zu einem lyrischen Gedicht kann nur ein entbehrliches Curiosum, oder eine Belehrung für den im allgemeinen minder unterrichteten enthalten. Und im Geiste der Alten setze ich hinzu, auch jede *Ueberschrift* irgend eines Gedichtes, die zu mehr dient, als um dasselbe auſser der Lesung zu benennen — wie etwa Oedipus oder Aeneis — jede Ueberschrift, die auch nur den leisesten Wink dem Leser zu geben bestimmt ist, ist unecht. Hätte der Dichter selbst sie in diesem Sinne gemacht, so wäre sie ein Theil des Gedichts auſser dem Gedicht; sie wäre ein Unding, und der Dichter, soviel an ihr liegt, kein Dichter *).

Bei weitem der gröſste Theil der Ueberschriften von Horazens Gedichten nennet mit einem *ad*, die Person, an welche das Gedicht gerichtet ist. Hier bringt man gradezu unsere Zueignungs-Form in die Alten. Freilich wenn wir ein Geisteswerk jemand zueignen, so muſs, wenn es ein Buch ist, wenigstens ein Blatt, ist es ein Gedicht,

*) Die Beispiele dieser Art unter den Geisteswerken echter Dichter unserer Zeit können dies Urtheil nicht hemmen. Der obige Vorwurf tritt gegen diese in volle Kraft, und die Rechtfertigung ist nicht möglich; wohl aber die Entschuldigung. Immer mehr gewöhnt fürs Auge, statt fürs Ohr zu dichten, und verwöhnt durch die Grammatiker, welche den alten Mustern, von denen unsere Bildung ausgeht, ihre jetzige äuſsere Gestalt gaben, ist es unsern Dichtern natürlich geworden, die Ueberschrift wirklich als einen Theil des Gedichtes anzusehn, der nur auſser dem Metrum liege.

eine Ueberschrift den gefeierten Namen verkünden; und die Zueignung ist nun eine kalte Form, die keine rechte Bedeutung hat. Die sinnvolle Art der Alten war, über einen Gegenstand, der dem Herzen nahe war, so zu sprechen, dafs man dabei eine geliebte, geachtete Person, an welche man seine Gedanken gleichsam gesprächsweise richtete, vor Augen hatte. Nicht edler und nicht gemüthlicher konnte dies ausgesprochen werden, als durch den einfachen Vokativ, den man an schicklicher Stelle anbrachte, dessen schöne Wirkung aber ganz verfehlt wird, wenn man vorher schon den vollen Namen oben über dem Anfang hat lesen müssen. Man lese nur z. B. die Oden an den Fuscus und an den Postumus (1, 22. 2, 14.) und man wird die Wahrheit meiner Behauptung fühlen. Wenn Horaz ein schönes griechisches Original, wie

Μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδρεον ἀμπέλω

so wörtlich übersetzt:

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem

so sieht man deutlich, dafs er seiner Nachbildung durch diese Anrede nur ein gemüthlicheres Gepräg geben wollte, und dafs eine Ueberschrift, wodurch das Gedicht das Ansehn eines wirklich überschickten poetischen Schreibens und einer historischen Veranlassung bekommt, ganz widersinnig ist. Aus dieser Darstellung erhellet zuförderst, dafs so wie überhaupt jede den Zweck eines Gedichts bestimmende Ueberschrift, die nicht deutlich und vollständig in dem Gedichte ausgesprochen ist, so auch namentlich jede zueignende, die nicht auf einem solchen Vokativ beruht, gänzlich falsch und aus irgend einem Irrthum oder aus Unterschiebung entstanden ist. Von dem, was dieser Art in den Handschriften des Horaz vorkommt, erwähne ich hier nur die in den meisten Ausgaben beibehaltene Inschrift der sechzehnten Ode des ersten Buches *ad Tyndaridem*. Es ist dies die bekante Palinodie, welche anfängt: *O matre pulchra filia pulchrior*, und von welcher Acro versichert, dafs sie der Palinodie des *Stesichorus* an die Helena nachgebildet sei. Die Herausgeber, und unter ihnen selbst Gesner, erklären sich wirklich hie-

raus den Namen Tyndaris, den Horaz, laut der Inschrift, dieser seiner beleidigten Geliebten gebe, und auch jenen Anfangs-Vers, worin sie eine Anspielung auf Leda und Helena finden. So verführerisch dies alles sein mag, so zerstiebt es doch völlig in die Luft. Denn zuförderst enthält die Ode selbst nur jene bezeichnende Anrede, nicht den Namen der angeredeten Person im Vokativ; worin auch gar nichts ungewöhnliches liegt, wie denn z. B. auch die Ode 2, 5. eine eben solche anonymische Anrede ist. Dagegen ist die hier gleich folgende Ode 17. wirklich an eine geliebte *Tyndaris* gerichtet, und man sieht also leicht, dafs die Grammatiker hieraus die Ueberschrift auch für diese Ode nahmen, die ihnen derselben zu bedürfen schien. Aber auch Acro's Angabe hat man zu leichtsinnig angenommen. Den Anfang der Stesichorischen Palinodie hat uns bekantlich Plato erhalten (*Phaedr. p.* 243. *a.*) *Οὐκ ἔστ' ἔτυμος λόγος οὗτος, οὐδ' ἔβας ἐν νηυσὶν εὐσέλμοις οὐδ' ἵκεο Πέργαμα Τροίας.* Der eigentliche Begriff einer Nachbildung fällt also ganz weg; denn hiezu gehörte vor allem, dafs ein so berühmter Anfang, der noch dazu das Wesen des Wiederrufs enthielt, doch einigermafsen beibehalten oder nachgeahmt wäre. Allein auch die ganze Ode enthält nichts, was nur irgend aus jenem Gedicht entlehnt zu sein scheinen könnte. Stesichorus erklärte, wie wir sehen, ganz ausdrücklich und ins einzele gehend alles für unwahr, was die ältern Dichter, und ihnen folgend auch er, beschimpfendes von der Helena erzählt hatten, und versöhnte dadurch den Zorn der Heroine, welcher ihn des Augenlichts beraubt hatte. In unserer Ode wird nichts wiederrufen, als durch das Wort *recantatis* am Ende (*Fias recantatis amica opprobriis*); der Dichter erklärt nur ein früher von ihm verfertigtes Schmähgedicht für sträflich, und entschuldigt sich mit dem Zorn der Jugend: worauf der gröfste Theil des Gedichts eine Ausführung von der Wirkung des Zorns enthält. Man fühlt, wie unpassend dies in Stesichorus Gedicht war, der ja nicht im Zorn gegen die Heldin gesündigt, sondern nur als Dichter den alten Sängern ihre Erzählungen nachgesprochen hatte. Ohne allen Zweifel hatte also eine ältere Anmerkung,

weil diese Ode eine Palinodie enthielt, bei dieser Gelegenheit nur der Palinodie überhaupt und jenes berühmten Beispiels davon erwähnt, und ungelehrte Scholienschreiber hatten eine Nachbildung daraus gemacht. Und dieser Mifsverstand mag die Aufnahme der Ueberschrift *ad Tyndaridem* befördert haben.

Was nun aber diejenigen Gedichte betrifft, die wirklich eine Anrede an eine benannte Person enthalten, so war das Bedürfnifs der Nachwelt, wofür die ältesten grammatischen Herausgeber zu sorgen hatten, blofs ein Scholion zu jedem solchen Vokativ, der die zu Horazens Zeit selbst unnöthige genauere Angabe der Person enthielt. Auf dergleichen sollte eine geschmackvolle heutige Ausgabe sich ebenfalls einschränken, und alle Ueberschriften dieser Art völlig weglassen.

Anders verhält es sich allerdings mit den Gedichten, worin der Dichter eine wirklich historische Person nicht blofs anredet, sondern worin er deutlich von einem Verhältnifs derselben, von einer Stimmung, worin sie sich befindet, ausgeht, sie mit Vorliebe lobt oder schildert, und so das ganze Gedicht, trotz des allgemeinen Zweckes, den er dabei haben mag, mehr oder weniger individualisirt. Auch hier zwar sind die Inschriften keinesweges ursprünglich; aber als neuere Hülfsmittel zum leichtern Orientiren sind hier solche, wie *ad Pompejum Grosphum* (2, 7.), *ad Lollium* (4, 9.), *ad Navem Virgilii* (1, 3.) eben so brauchbar, als etwa *Augusti laudes* (4, 5.) und *Drusi laudes* (4, 4.) u. d. g.; wiewohl auch diese zweckmäfsiger in einer vorausgeschickten Tafel stünden. Wie widersinnig die jetzigen Inschriften im ganzen sind, erhellet auch daraus, dafs, wie wir eben sahen, der zufällige Umstand, dafs ein Vokativ in einer Ode ist, die Ueberschrift eines Namens begründet, der für den Inhalt derselben von wenig oder keiner Bedeutung ist; wenn dagegen der Dichter eine Form vorzog, worin der gefeierte Name nur in der dritten Person erscheint, wenn auch die Ode sich ganz mit ihm beschäftigt, wie 1, 36. die auf Numidas Rückkehr, sie doch, gleich als wäre sie allgemeinen Inhalts, ohne Ueberschrift bleibt.

Aber kein Mifsgriff kann unglücklicher sein, als wenn man die Horazischen Oden für eine Anzahl Gelegenheitsgedichte hält, deren jedes damals, als es gemacht worden, nothwendig eine wirkliche Thatsache zur Veranlassung gehabt habe, damals und von denen, die es betraf, allein seinem vollen Zwecke nach verstanden, und von Horaz nur deswegen bekant gemacht worden sei, weil es jenen schmeichelte, oder weil er es nun einmal gemacht hatte. Horazens einziger durchgehender Zweck war, die griechische Lyra dem Latium zu geben. Diesem zufolge ergriff er mehre der schönsten einer lyrischen Behandlung fähigen Situationen, welche die griechischen Muster ihm darboten, und bildete sie — aber als ein geistvoller Nachahmer — nach; theils auch, wie man von ihm wohl voraussetzen kann, schuf ihm seine eigene Fantasie ähnliche Stoffe; theils endlich — denn wer wird dies leugnen? — boten ihm eigne Züge seines Lebens und seiner Umgebungen Gegenstände dar, die er zu gleichem Zwecke nutzte. Wenn im Zeitraum einiger Jahre sein Griffel eine Menge dergleichen Versuche hingeworfen hatte, so sammelte er, wie wir ja wissen und sehn, nur die geringe Anzahl älterer und neuerer Gedichte, die seine ernste und mühsame Feile der Vollkommenheit nahe gebracht hatte, in ein *Buch*, das nun erst dem Publikum bestimmt war. Hoffentlich wird niemand glauben, dafs nun diese Sammlungen jedesmal mit einer Anzahl Scholien von Horaz begleitet waren; oder dafs klein und grofs in Rom alle die anekdotarischen Nebenumstände, alle die häuslichen und galanten Verhältnisse des Dichters, welche diese oder jene Blume hervorbrachten, so genau kannten; oder dafs unser Dichter, dessen ernsten und schönen Zweck wir eben genannt haben, so nachlässig mit sich selbst sollte verfahren sein, dafs er auch nur Ein solches Gedicht in den öffentlichen Straufs gebunden hätte, dessen wahre Trefflichkeit ohne jene, den Römern so wie uns verborgne, Zufälligkeiten nicht erkennbar gewesen wäre. Wer alle Beziehungen in Horazens lyrischen Gedichten, die patriotischen ausgenommen, idealisch fafst, dem wird keine Schönheit derselben dadurch verborgen bleiben. Und gibt

es nicht poetische Schilderungen, welche dem, der sie blofs idealisch fassen kann, höhern Genufs gewähren müssen, als dem, welcher die oft keineswegs erfreuliche Wirklichkeit kennt? Allein so wenig fühlt man das Glück, das uns zu theil geworden, jene alten Dichter blofs in der Welt zu sehn, die sie schaffen; dafs man auch, wo sich gar nichts faktisches zum Inhalt des Gedichtes hinzu klügeln lassen will, zum unaussprechlichen Ekel jedes gradsinnigen Menschen, wenigstens das anmerkt, wie dies Gedichtchen vielleicht über einer Mahlzeit dem Gönner überreicht, oder jenes um ein Geschenk gewickelt dem Mädchen ins Haus gesandt, oder ein drittes bei gut abgepafster Situation dem Freunde plötzlich vordeklamirt worden sei. Soll denn so gar nichts begraben sein, dafs man selbst Undinge verkörpert?

Wenn nur nicht das widersinnige Bestreben, den Dichter als Historiker zu behandeln, das Sachengeripp, das im Gedicht selbst liegt, jedesmal als Realität aufzustellen, und dann noch obendrein durch Kombinationen zu vervollständigen, zugleich den Charakter des edlen Dichters so vielfältig gefährdete; alle die Schwachheiten, Unarten, Widersprüche auf ihn würfe, welche durch die Situationen, die seine Fantasie andern nachbildete oder selbst schuf, vorausgesetzt werden, häufig aber auch erst aus jenen Kombinationen verschiedener Gedichte hervorgehn! Ohne sich zu schämen, läfst man den wirklichen Horaz, weil so die Schilderung ist im ersten Gedicht des vierten Buches, als einen funfzigjährigen Mann ernsthafte Anstalten machen, sich von seinen Liebesschwachheiten zu heilen, und mitten in diesen Vorsätzen Thränen der Sehnsucht nach dem schönen Ligurinus in seinen greisen Bart rinnen; und zwar nachdem man ihn kurz zuvor bei Gelegenheit der 26. Ode des dritten Buches dieselbe Komödie als Liebhaber der Chloe hatte spielen lassen. Hüte sich der Dichter vor Variationen poetischer Ideen! eine Nachwelt wird kommen, die sie ihm als Variationen seines Gemüthes anrechnen wird. Schon durch die blofse Mannigfaltigkeit von Mädchen und Knaben mochte unser Dichter vor allem historischen Glauben sich gesichert halten.

ten. Unser Zeitalter ermangelt nicht, durch Kombination mit den *mille puellarum, puerorum mille furores*, welche der scherzhafte Dichter durch seinen Sclaven sich vorwerfen läfst, in allen jenen Namen nur eine enge Auswahl solcher zu erkennen, die der Dichter seiner poetischen Ader, oder gar der Theilnahme an seiner Unsterblichkeit werth gefunden habe.

Dafs die *griechischen Namen*, welche in Horazens Oden vorkommen, im ganzen als *erdichtet* anzunehmen sind, ist dem, der sich nur von einem Theil derselben eine Uebersicht macht, anschaulich wahr. 1, 22. erscheint ein Wolf, als grade der Dichter seine *Lalage* besingt; 2, 5. wird einem andern gerathen, seine Liebe zu *Lalage* noch aufzuschieben, bis das Kind werde reif geworden sein. 1, 19. und 30. ist der Dichter brünstiger Liebhaber der *Glycera*; wie man ein Blatt umwendet (1, 33.), ermahnt er den Tibull, keine so jammernde Elegieen über die grausame *Glycera* zu singen. Ich weifs nicht wie es kommt, dafs die Gleichheit des Namens hier den Erklärern keine Noth macht, sondern nur der Umstand, dafs wir Tibulls Elegieen noch haben, und in diesen kein Wort von einer Glycera steht. Doch was sage ich Noth? Der eine erkennt die Nemesis des Tibull, der andere die Neaera; und noch bessern Rath weifs Jani. *Potuit alia esse, quam post ceteras amaret; in quam quas elegias fecit, non amplius exstent. Non laborandum est in talibus.* 1, 8. straft der Dichter die *Lydia*, dafs sie ihren Geliebten, Sybaris, so ganz verweichliche: von Eifersucht ist dabei keine Spur; die dagegen laut aufbrauset 1, 13. über die heftige Liebe zwischen *Lydia* und dem Knaben Telephus; 1, 25. *Lydia* wird alt, die Besuche der Jünglinge bei der Buhlerin hören auf; aber 3, 9. begründet die Liebe zu ihr wieder den unvergleichlichen Wettgesang: *Donec gratus eram tibi.* Die Alten wufsten mit edler Kunst solche Gespräche so einzurichten, dafs in jeder Rede die sprechende Person sich selbst kund that. Wir müssen uns von den Herausgebern derselben fortdauernd als Schüler behandeln, und jedes Gespräch nach Art unserer Komödien mit den Namen bezeichnen lassen. Die-

sem Eifer haben wir es denn auch zu danken, dafs bei diesem herrlichen Kunstwerk der lyrische Name *Lydia* mit dem Namen *Horatius* abwechselt; da doch selbst in einer deutschen Sammlung ein solches Gedicht, wo etwa die Namen Ramler und Phyllis abwechselten, beleidigen würde. — Bei der andern Form dieses Namens, *Lyde*, sieht man am deutlichsten, dafs unserm Dichter, wenn er in so ganz isolirten Gedichten denselben Namen wieder brauchte, auch nicht einmal derselbe Charakter vorschwebte, den er ein andermal damit verbunden hatte. Aber auch dieser deutliche Wink, wie er die ganze historische Form seiner Oden gefafst haben wollte, ist vergebens. 2, 11. ist *Lyde* ein *scortum*, die zwar nicht auf der Landstrafse wohnet, der aber eine Gesellschaft junger Trinker nur einen Wink geben darf, um sie zur gemeinschaftlichen Unterhaltung herbei zu locken; 3, 11. (also, wenn wir der Chronologie der Herausgabe dieser Gedichte folgen, einige Jahre später) fodert Horaz den Merkur selbst auf, den grausamen Sinn der *Lyde* durch das Beispiel der Danaiden zu erschüttern. Jani, als sorgfältiger Erklärer, läfst die jungen Leute bei dieser Stelle jene nachschlagen. Das kann doch, wenn eine Spur von Menschenverstand darin sein soll, nichts anders heifsen, als: Hier hat der Dichter ein weit früheres Gedicht unter die Feile genommen, aus den Zeiten, da Lyde noch spröde war. Zugleich aber macht er die Bemerkung, weiterhin in der 28. Ode desselben Buches scheine dieselbe *Lyde* etwas alt und sogar ernsthaft geworden zu sein. Allein bei dieser Ode selbst bereut er jene übereilte Note sehr. Die Gesetztheit dieser letzten Lyde, deren *munita sapientia* dem fröhlichen Dichter nicht hurtig genug das Weinfafs zur Stelle schafft, geht ihm zu weit, und er entdeckt aus dem Ton des ganzen Gedichts, dafs hier unter dem Namen Lyde eine *matrona Romana nobilis, honesta, docta eadem, item valde gravis ac severa, ceterum amica (decoro sensu) Horatii* verborgen sei. — Doch wir dürfen es nicht verhehlen, Jani'n war sein grofser Meister in diesen historischen Ansichten vorgegangen: und diese Autorität wird uns entschuldigen, dafs wir so umständlich in Bekämpfung eines

Verfahrens sind, dessen Widersinn viele bei der ersten Erinnerung würden eingesehen haben. Daſs es sich mit den durch eine Reihe von Gedichten durchgehenden Namen von Geliebten bei Katull, Tibull, Properz etwas anders verhalte, als mit den Fällen, die wir hier vor Augen haben, ist leicht einzusehen. Aber die achte Elegie in Tibulls erstem Buche ist an eine dem Dichter fremde *Pholoë* gerichtet, deren buhlerisch-sprödes Verfahren gegen den Jüngling *Marathus* er straft. Möglich, daſs auch hier wirkliche Personen vor Augen waren: möglich; aber vollkommen gleichgültig: und doch sah sich Heyne, um doch einige Nachweisung zu geben, im Horaz um, und schrieb folgende unbegreifliche Note: *Pholoë inter clarus ejus aetatis puellas etiam ex Horatio nota est, ubi* 1 *Carm.* 33, 7. *aspera puella Cyrum fastidit, alium mollem puerum, et* 2, 5, 17. *est ea Pholoë fugax. Chloridis eam filiam fuisse idem Horatius colligere jubet nos* 3, 15, 7. 8. Es verlohnt der Mühe, die Horazischen Stellen selbst zu betrachten. Die erste ist diese: *Insignem tenui fronte Lycorida Cyri torret amor; Cyrus in asperam Declinat Pholoën; sed prius Appulis Jungentur capreae lupis, Quam turpi Pholoë peccet adultero* (Broukhusius entdeckt hier, daſs Cyrus der wahre Name des Tibullischen Marathus sei); 2, 5, 17. heiſst es, die jetzt noch allzujunge Lalage werde künftig ein Gegenstand der Liebe sein, *quantum non Pholoë fugax, Non Chloris, albo sic humero nitens etc.;* und 3, 15, 7. wird *Chloris* abgeschreckt von ihrem jugendlich-verbuhlten Wesen mit den Worten: *Non si quid Pholoën satis, Et te, Chlori, decet: filia rectius Expugnat juvenum domos etc.* Wie reimt sich die ehrbare, die scheue Pholoë mit dieser, die doch sehr jung zu sein scheint, da ihre Mutter noch buhlt? Und diese Mutter, ist sie dieselbe Chloris, die dort mit der Pholoë ganz auf Einer Linie steht? So fest hatten sich also diese exegetischen Vorurtheile selbst bei Heynen gesetzt, daſs sie über alle solche Inkonsequenzen weghalfen *).

*) Ein merkwürdiges Beispiel von diesem wunderlichen Ha-

Unter den griechischen Namen von geliebten Mädchen ist indessen der Name der *Cinara* — 4, 1, 3. 4. *Non sum qualis eram bonae Sub regno Cinarae* — deswegen merkwürdig, weil er in den Episteln auf eine Art wiederkommt, daſs an eine bloſs poetische Person nicht wohl zu denken ist. 1, 7, 27. *Reddes dulce loqui, reddes ridere decorum, et Inter vina fugam Cinarae maerere protervae*, und 1, 14, 33. (von sich selbst): *Quem scis immunem Cinarae placuisse rapaci.* Durch diese Stellen, verbunden mit 4. *Od.* 13, 22. *sed Cinarae breves Annos fata dederunt*, wird es sehr wahrscheinlich, daſs unter diesem Namen ein wirkliches Mädchen zu verstehen ist, das Horaz in seiner früheren Jugend geliebt. Allein ist nicht auch das merkwürdig, daſs grade dieser Name überall nur beiläufig, eben wie man bekante Wirklichkeiten berührt, vorkommt, und in keiner einzigen eignen Ode gefeiert wird? Freilich starb sie früh, und die lyrischen Gedichte fallen in Horazens gesetzteres Alter. Aber eben dadurch allein rettet man ja die Wirklichkeit von so manchem, was in den Büchern der Oden dem gewöhnlichen Leser auffällt, daſs man annimt, es seien Jugendgedichte darunter, welche die Feile eines späteren Alters erhalten; und dies scheint sich auch durch einzele chronologische Notizen, die sich aus einigen Oden ziehen lassen (z. B. 2, 7.), zu bestätigen. Unser Urtheil steht durch jene Erscheinung nur um so fester, daſs nehmlich alle solche Mädchen, so lange nicht eine bestimmte Spur des Gegentheils in Horazens Gedichten selbst dazu kommt, für poetische Personen zu halten sind.

---

schen, die Horazischen Mädchen zu realisiren, verdanke ich der Anzeige von Mitscherlich im *Argum.* zu 1, 13. Es betrifft die oben erwähnte Tyndaris. Ein Engländer, *John Whitfield*, hat einen eigenen Traktat geschrieben *Conjectures on the Tyndaris of Horace* 1777. 4. Eine Inschrift im Fabretti, wo eine Julia Tyndaris, Freigelassene des in Rom lebenden thracischen Königs Rhoemetalces als Eignerin eines Erbbegräbnisses genannt wird, war ihm zu verführerisch, als daſs er nicht die in zwei Ueberschriften genannte Horazische Tyndaris, die nun eine Thracierin und Dichterin wird, in ihr erkennen sollte. Demungeachtet soll sie auch die *Thressa Chloe*, und noch anderes sein.

Aber was von diesen gilt, müssen wir nothwendig auch von der geringern Zahl der Knaben-Namen gelten lassen; wie von dem *Ligurinus*, und dem in der Ode an den Sestius 1, 4. als Liebling der gesamten *juventus* genannten *Lycidas*, der so ganz poetisch da steht. Denn dafs auch auf der andern Seite, wenn ein griechischer Name, in einer an einen römischen gerichteten Ode, so erscheint, dafs er zu dem eigentlichen Gegenstand des Gedichts gehört, wie der tief betrauerte Mystes in der Tröstung an *Valgius* 2, 9., dafs, sag' ich, alsdann unter einem solchen, sei es wahren oder angenommenen Namen eine wirkliche Person zu erkennen sei; dafs überhaupt unter den unbekanten Namen im Horaz, so wie bei andern Dichtern, manche wirkliche Personen sein mögen; wer wird das leugnen? Der poetischen Konsequenz schadet dies keinesweges, da für die Welt, der diese Gedichte bestimmt sind, auch die wirklichen Personen blofs als idealische da stehn *). Wer hingegen wird in jenem Cyrus, den wir eben zwischen der Lykoris und der Pholoë stehn sahn, und der auch 1, 17. bei der Tyndaris, freilich in sehr ähnlichen Farben, erscheint, die poetische Person verkennen? Wer wird leugnen, dafs, was von der Lydia gilt, auch den *Telephus* treffe, den *puer furens*, dessen *cervix rosea* und *cerea brachia* eben diese Lydia zu einer Liebe reizen, wie sie 1, 13. geschildert ist? Wenn wir nun in dem weit spätern vierten Buche in der elften Ode, worin der Dichter in dem Tone eines nun schon älter gewordenen die Phyllis als seine letzte Liebe anredet, wieder den Telephus in dieser Strophe finden

Telephum, quem tu petis, occupavit,
Non tuae sortis juvenem, puella
Dives et lasciva tenetque grata
Compede vinctum.

---

*) Das sucht denn Jani möglichst zu stören, und zwar beim Mystes durch die platteste aller Konjekturen, es könne ein treflicher Jüngling gewesen sein, den Valgius an Sohnes statt im Hause gehabt, „*et cui Mysten agnomen domesticum privatim dederit, quod initiatus esset certis quibusdam Mysteriis, forte Musarum, cum in eo Valgius poeticas dotes animadvertisset.*"

sind wir da besser berechtigt, nur Einen Telephus anzunehmen, als dort, nur Eine Lydia, Eine Lyde, Eine Pholoë? Endlich wird Telephus auch in einer eignen Ode, 3, 19. angeredet, und zwar so, dafs das Bild eines schönen in der Liebe glücklichen Jünglings bleibt (*Puro te similem, Telephe, Vespero Tempestiva petit Rhode*), aber zugleich als einer, der sich mit gelehrten Forschungen über die Alterthümer Griechenlands beschäftige. Das einzige Wort im Acro: *Telephum graecum poetam sodalem suum alloquitur*, gründet sich natürlich blofs auf die mythologischen Gegenstände, die Horaz als Beispiele jener Untersuchungen anführt, namentlich auf das *Et pugnata sacro bella sub Ilio*. Die neuen Erklärer malen sich das nun schon vollständiger aus. Es ist ein vornehmer griechischer Jüngling, der in Rom von seinen Renten lebt, dabei gelehrten Untersuchungen nachhängt, und wenn er einmal darin versunken ist, sich nicht losreifsen läfst; und was des müfsigen Geredes mehr ist. Den wackern Männern Ger. Jo. Vossius und Jo. Alb. Fabricius ist nichts dergleichen in den Sinn gekommen, sonst würde den aufmerksamen dieser Telephus zur Bereicherung ihrer umfassenden litterarischen Werke nicht entgangen sein. Aber schlimm genug ist es auch, dafs von einem so gebildeten und gelehrten Griechen, der mit Horaz in vertrauter Freundschaft lebte, sonst nirgendher etwas erhellet. Uns geben jene beiden andern Oden die besten Nachweisungen: Telephus ist ein poetischer Name, den Horaz braucht, wo er ihm bequem ist, und so also auch hier, wo er einen solchen Namen haben wollte, um einer Ode, die mit dem launigen Vorwurf beginnt: „von dem Geschlechte des Kodrus und des Aeakus, und vom trojanischen Kriege erzählst du uns viel, aber wie, wo und wovon wir heute schmausen wollen, davon schweigst du" Individualität zu geben. Dies ist so klar, dafs wir nun gleich, wenn es nöthig wäre, aus dieser Ode, wo ein poetischer Telephus angeredet wird, den Schlufs machen können auf den Thaliarchus, an den die Ode 1, 9. gerichtet ist, und dessen so fühlbar poetischer Name (*rex convivii*), nebst der fast wörtlichen Uebersetzung aus Alcaeus, den Jani nicht ab-

halten konnte, sich den Horaz auf dem Landgute des Thaliarchus unweit des Sorakte zu denken, als er dies Gedichtchen machte; und eben so auch auf den Phocenser Xanthias 2, 4., den die Benennung vom Vaterland*) so wenig zu einer wirklichen Person macht, als den Thurier Ornytus, mit dessen Nebenbuhlerschaft Lydia (3, 9.) ihren ältern Geliebten sticht, oder als den Lipareer Hebrus (3, 12.), und andre. Solche hie und da angebrachte Nebenbestimmungen sollen nur dienen, den Schein der Individualität, der bei einer grofsen Menge einfacher poetischer Namen so leicht verschwindet, aufzufrischen, und wenigstens Abwechselung in die Formen der Benennung zu bringen; wohin auch offenbar das „*dicat Opuntiae Frater Megillae* —" (1, 27.) gehört.

Wir dürfen nehmlich es uns nicht verhehlen, dafs Horaz nicht mehr zu den Naturdichtern gehört, dergleichen Sappho und Alcaeus noch waren. Jenen boten ihre eignen Empfindungen und Leidenschaften und ihre wirklichen Umgebungen den Stoff dar, den ihr poetisches Talent ausdrückte. Bei Horaz gehörten Stoff und Personen mit zur Kunst; er mufste sie sich schaffen so gut wie seine Bilder und seine Worte. Wäre er ein Dichter in Rom gewesen, wie jene waren auf Lesbos, so würden wir, auch aufser den grofsen panegyrischen Gegenständen, von denen hier nicht die Rede ist, römische Scenen und Namen überall erblicken. Uebersehen wir schnell das Ganze, so ergibt sich deutlich folgendes Verhalten der Sache. Horaz belebte seine Nachbildungen griechischer Gedichte hie und da mit römischen Namen; aber alle diese

---

*) Die Herausgeber, die in ihren Ueberschriften und Noten das *Phoceus*, *Phoceum* so treu beibehalten, scheinen hier ohne Ausnahme einen Mann mit zwiefachem Namen, Xanthias Phoceus, zu sehn. Dies wäre bei einem griechischen Manne so etwas ganz ungewöhnliches, dafs es den Gedanken an eine blofs erdichtete Person, da Erdichtungen nur die grofse Analogie befolgen können, ausschlösse. Allein *Ξανθίας Φωκεύς* kann im Griechischen nichts anders sein als X. der Phocenser; und Horaz wählte hier, wie an so vielen andern Orten, die griechische Form als die minder gemeine.

gehören den grofsen, den vornehmen, den angesehenen Personen Roms; daher wir sie auch fast alle kennen, und nur bei einem und dem andern über den bestimmten unter mehren gleiches Namens ungewifs sind. Alle diese erscheinen (jene grofsen Staats-Oden immer ausgenommen) entweder blofs mit ihrem Namen, als angeredete Personen, oder in ganz einfachen Verhältnissen, wie die einer Liebe, der Trauer über einen Entrissenen, oder in gewissen Stimmungen und Neigungen, und zwar, wie sich versteht, durchaus in gutem Lichte. Sobald es aber mehr in das einzele des täglichen und Privatlebens gehet, so wie die Personen sich ausgezeichneter gruppiren und situiren; so erscheinen durchaus die griechischen Namen. Wir wollen nur einige bedeutendere aus diesen Situationen zusammenstellen. 3, 20. Ein schöner Knabe *Nearchus* wird zugleich von einem Mädchen und von einem Jüngling *Pyrrhus* geliebt; der Dichter warnt diesen vor der Eifersucht jener. 2, 4, *Xanthias*, ein Phocenser von edler Abkunft, liebt seine Magd aufs heftigste, aber nicht ohne Scham; er wird durch Beispiele mythischer Zeiten beruhigt, und, ganz in ernstem edlem Ton, gemahnet, dafs auch sie von königlicher Herkunft sein könne. 3, 7. *Asterie* ist getrennt von ihrem Gemahl *Gyges*; der Dichter sagt ihr, dafs dessen Treue bei den Anfechtungen seiner Wirthin *Chloë* siegreich bleibe, und ermahnt sie, eben so der Schönheit ihres Nachbars *Enipeus* zu widerstehn. 3, 12. *Neobule* brennt vor Liebe zu dem Lipareer *Hebrus*, den sie schwimmend und bei andern Leibesübungen zu sehn pflegt; aber ein harter Oheim hindert ihre Liebe. 3, 19. Der Lerm des Trinkgelags, dem der Dichter mit *Telephus* beiwohnen will, soll zu den Ohren des Nachbars *Lykus*, eines Alten, und seiner jungen schönen Frau dringen. — Zu diesen Schilderungen füge man noch die schon berührten von *Cyrus*, *Lykoris* und *Pholoë*; von *Chloris* und *Pholoë* als Mutter und Tochter; von dem Unbenannten und der unreifen *Lalage*; von dem Dichter, *Lydia* und *Telephus*; von *Lydia* und *Sybaris*; und man wird sich wundern, nicht nur, dafs es möglich war, hier noch wirkliche Na-

men erkennen zu wollen; nicht nur, dafs man Horaz in steter Verbindung mit einem griechischen Trofs sich dachte; sondern überhaupt, dafs man in jenen bunten Schilderungen die wählende Fantasie eines Kunstbeflissenen verkennen konnte.

Eine einzige Stelle weifs ich, wo eine ähnliche Gruppirung einzutreten scheint, und diese doch aus einem griechischen und einem römischen Namen zusammengesetzt ist; was nach meiner Vorstellung der Idealisirung sehr widerspricht. Sie ist in der 36. Ode des ersten Buchs, die ich ganz hersetzen mufs.

Et ture et fidibus juvat
Placare et vituli sanguine debito
Custodes Numidae deos;
Qui nunc Hesperia sospes ab ultima
Caris multa sodalibus,
Nulli plura tamen dividit oscula
Quam dulci Lamiae, memor
Actae non alio rege puertiae,
Mutataeque simul togae.
Cressa ne careat pulchra dies nota;
Neu promptae modus amphorae,
Neu morem in Salium sit requies pedum;
Neu multi Damalis meri
Bassum Threïcia vincat amystide;
Neu desint epulis rosae,
Neu vivax apium, neu breve lilium.
Omnes in Damalin putres
Deponent oculos: nec Damalis novo
Divelletur adultero
Lascivis hederis ambitiosior.

Man glaubt hier in *Damalis* und *Bassus* nur eine zusammengehörige Gruppe, und nichts als ein Wetttrinken zu sehn, womit die Fantasie des Dichters das angekündigte Gelag ausmalet. Allein wie seltsam würde diese Idee blofs mit einer Warnung an den einen Kämpfer, und zwar grade an den Mann, er solle sich von dem Mädchen nicht im Trinken übertreffen lassen, dargestellt! Und ist nicht

der ganze Gedanke etwas nüchtern, wenn wir uns diese als zwei im Grunde unwesentliche Personen denken, die nur zur Belustigung der andern da sind? Nehmen wir also den Wink zu Hülfe, dafs Bassus ein durchaus römischer Name ist, und alle in den Oden sonst vorkommende Namen dieser Art ohne Ausnahme angesehenen Römern gehören, so bekommt das ganze ein völlig befriedigendes und weit feineres Ansehn. Damalis ist nun die einzige hinein gezogene Person, die wir nach der obigen Induktion idealisch zu nehmen haben. Sie ist das vollkommene Gegenstück zu der Lyde, die wir aus 2, 11. gesehn haben (*Quis devium scortum eliciet domo Lyden?*), so wie dieses Gelag zu jenem. Nur dafs dies ein weit fröhlicheres, ausgesuchteres sein soll, wo der neue Ankömmling, Plautius Numida, unter andern mit einer ihm noch ganz neuen (v. 18. 19.) Unterhalterin bewirtet werden soll. *Bassus* hingegen ist einer der vertrautern Freunde des Numida, den der Dichter mit Auswahl nennet, wie vorher den Lamia. Das tapfere Trinken, das sich von selbst versteht, wird nun weit schöner durch die Auffoderung an diesen Bassus angekündigt, und mit lachender Laune so, dafs es heifst, heute, da es der Wiederkehr seines trauten Freundes gelte, müsse er sich im Trinken auf keinen Fall von der Damalis, die es sonst mit allen aufnehme, überwinden lassen. Wer nun aber dieser *Bassus* gewesen, dies braucht uns bei der Menge von Familien, die diesen Zunamen trugen, und in Erwägung, dafs wir von dem Numida selbst so wenig wissen, nicht zu beschäftigen; wiewohl ein Sohn, wenn er einen hatte, des Q. Caecilius Bassus, eines aus Cicero und andern bekanten Hauptes der Pompejaner, ganz bequem dazu wäre.

Was nun aber jene Erklärer betrifft, welche auch unter den griechischen Namen wirklich so heifsende Griechen erkennen, so häufen diese ihre Thorheit noch durch Inkonsequenz, indem sie, sobald diese Vorstellung nicht recht von statten gehn will, besonders wenn eigenthümlich römische Züge eingemischt sind, eben so wenig Bedenken tragen, Römer und Römerinnen unter erdichteten Namen zu erkennen. Aber auch die entgegen gesetzte Kon-

sequenz, dies letzte ganz durchzuführen, würde einen schlechten Grund in jenen römischen Zügen finden. Horaz, indem er der griechischen Lyra nachsang, übertrug aus seinen Mustern nicht das, was allzu eigenthümlich griechisch und dem römischen Ohre allzu fremd war, sondern nur die griechischen Farben und Züge, welche bei der Vertrautheit der Gebildeten mit der griechischen Litteratur gleichsam eine poetische Wirklichkeit gewonnen hatten, und versetzte so *idealische* Gegenstände in *griechischen* Namen und Gestalten auf *römische* Scenen; was er um so sicherer thun konnte, da bekantlich die Alten in Absicht selbst auf wahre Anachronismen und Anachorismen bei poetischen Zwecken weit weniger pedantisch zu sein gezwungen waren, als wir. So gut er also den Freund, dem er den Sorakte zeigt, Thaliarchus nennt, so gut läfst er die Lydia, die den Thurier Ornytus liebt, sich mit der Ilia vergleichen, und spricht in Beziehung auf den Sybaris (1, 8.) und den Lipareer Hebrus (3, 12.) vom Schwimmen in der *Tiber* und von den Uebungen auf dem *Campus*. Alle solche sind weder Griechen noch Römer, sondern poetische Personen, die aber mit leichter Schattirung aus der prosaischen Wirklichkeit sofort auch als Römer gedacht werden können und dürfen.

Ja, um den Gegensatz gegen die Geschichtskrämerei jener Ausleger zu vollenden, es ist möglich, es ist nicht unwahrscheinlich, dafs manche Ode wirklich ursprünglich auf Verhältnisse in Rom und in Horazens Umgebung sich bezog, und doch nicht so betrachtet werden darf. Ein poetischer Gedanke, den eine Gelegenheit hervorbrachte, kann von dem Dichter, als er ihn der Bekantmachung bestimmte, absichtlich in eine rein poetische Situation mit erdichteten Namen umgegossen worden sein. Das wirklich veranlafste Gedicht hat, wenn es sich in den niedern Räumen des täglichen Lebens bewegt, immer des allzu individualen zu viel, das nur für den Bekanten Werth hat. Der Dichter, der als Nationaldichter auftreten, von allen Seiten abgerundete Kunstwerke darstellen will, in der Idee wenigstens wie die Horazischen sie erwecken, kann nur weniges von dieser veranlafsten Muse brauchen,

und auch dieses nur so, daſs er einiges in der Wirklichkeit überhangende wegnimt, anderes an der Vollendung des dichterischen Bildes fehlende hinzu dichtet, dennoch aber durch Einstreuung von Nebenzügen eine erfreuliche Individualität damit zu verbinden weiſs. Eine thörichte Lüge nun wäre es, wenn er dem, was nicht mehr historisch wahr ist, durch Beibehaltung von Namen aus der alltäglichen Wirklichkeit, den Schein der Wahrheit lieſse. Aber thörichter noch ist das Bestreben, diese Absichten des Dichters vereiteln zu wollen.

Ich spreche nochmals und vollständig aus, was, wie ich glaube, durch die bisherigen Induktionen wahr, und durch die beigefügten Erwägungen begreiflich wird. Die *Nicht-Wirklichkeit* gehört zum *Wesen* der Horazischen Ode. Die Aufgabe war, lyrischen Stoff, den nichts zufälliges schmälerte, zu finden oder zu schaffen, und dann, mit völliger Versetzung darein, zu bearbeiten. Auf diesem Standpunkt muſs man stehn, wenn man Horazens Trefflichkeit auch in den Oden völlig würdigen, aber auch nichts unbilliges von ihm verlangen will. Zu diesem Zwecke benutzte er zum Theil wirkliches, indem er es idealisirte. Was davon zur groſsen Geschichte gehörte, konnte er bloſs so weit idealisiren, daſs er es adelte, ohne es der Zufälligkeiten der wirklichen Geschichte gänzlich entkleiden zu können. Wir bedürfen also der Geschichte, um die Oden dieser Gattung zu verstehn. In allen andern ist das Wirkliche, was zu ihrer Entstehung beigetragen haben kann, *ganz ins Idealische* gearbeitet; und derjenige verkennet Horaz in seinem Wesen, der um das Historische der Gedichte dieser Gattung als um solches verlegen ist, ohne dessen Kenntniſs ihm ein Theil der Schönheit verschlossen bliebe; der mehr wissen will, als aus den Gedichten selbst erhellet. Horaz stellte sie als seinen Beitrag zur lyrischen Poesie hin: er muſste wissen, es muſste ihm darum zu thun sein, daſs Mit- und Nachwelt sie in diesem Sinne völlig auffassen konnte. Daſs man sie würde brauchen wollen, um seine, und Maecenas und einiger andern häusliche Kronik daraus zusammen zu

setzen, dies konnte ihm auch in der Ferne nicht einfallen *).

Etwas anders verhält es sich, dies erkenne ich wohl, mit den *satirischen* Werken; denn da besonders die Horazische Satire, die eine Tochter der attischen alten Komödie ist, ihr bestes Salz durch die Persönlichkeit erhält; so versteht es sich von selbst, dafs die Zeitgenossen den vollsten Genufs davon hatten; dafs dieser für uns in sich selbst unmöglich ist; und dafs jede historische Notiz über die Gegenstände, welche Horaz vor Augen hatte, den satirischen Werth dieser oder jener Stelle uns anschaulicher machen könnte, ohne dafs diese Dinge an und für sich wissenswürdig wären. Es ist auch klar, dafs diese Beschränktheit, womit die Nachwelt die satirischen Züge nur auffassen kann, den Dichter nicht abhalten durfte, sie der Vergessenheit zu entziehn; denn einestheils blieb denn doch einer, wenn ich so sagen darf, ziemlich lange noch fortdauernden Mitwelt die volle Ansicht noch unverkümmert; und anderntheils behält jede wirklich geistvolle persönliche Satire, so wie überhaupt jeder noch so individuale Zug, der durch das Mittel eines hellsehenden, das allgemeine stets vor Augen habenden Kopfes zu uns gelangt, seinen Hauptreiz unverändert. Ueberall, wo dem Spätern oder Entfernten die vollendete Ausmahlung abgeht, da ahnet sie mehr oder weniger treu der dem Dich-

*) Meine Meinung ist indefs nicht, jede historische Annahme, die ein Lehrer für gut finden möchte, seinen Schülern vorzutragen, zu verwerfen. Jedes Gedicht von der Art, wie hier gemeint ist, hat allerdings eine, wenn gleich in den meisten Fällen nur angenommene historische Grundlage; bei vielen Uebergängen aber von Gedanken zu Gedanken, überläfst der Dichter einen Theil dieses Geschichtlichen der Fantasie des Lesers, die ja auch nicht müfsig sein soll, sondern einen Theil des Reizes in dieser Beschäftigung des Ausfüllens findet. Hierin den noch minder Empfänglichen zu üben, ist kein verwerflicher Theil des Unterrichts, und dies kann nur durch Annahmen geschehen, die einmal der Lehrer vor, und ein andermal der Schüler nachmacht. Nur mufs man solche Verstandesübungen nicht drucken lassen; nur nicht am Ende selbst glauben, den wahren Verlauf in Horazens Kabinet und in Maecenas Vorzimmer erklügelt zu haben.

ter mehr oder weniger verwandte Geist. Ganz artig wäre es freilich, wenn wir z. B. eine etwas umständlichere Nachricht von den Brüdern **Novius** und ihren Verhältnissen hätten; aber nun wir sie nicht haben, geht darum jenem leicht angebrachten komischen Worte etwa sein Hauptreiz ab? (1. Sat. 6, 120.)

obeundus Marsya, qui se
Vultum ferre negat Noviorum posse minoris.

Erhellet nicht aus der Stelle selbst, dafs dieser Novius ein täglich in Procefsgeschäften bei der Marsyas-Bildseule erscheinender Mann ist? und können wir uns nicht ein Ideal physischer, durch moralische Eigenschaften gewürzter, Häfslichkeit substituiren, welches hinreichend den launigen Einfall motivirt, dafs das über Unerträgliches schreiende Gesicht des geschundenen Satirs, in dem *steten* Anblick jenes Rabulisten seinen Grund habe? — Also auch für die satirischen Werke bleibt das wesentliche meiner Behauptung stehn. Der Hauptgenufs, den sie einem verständigen nicht blofs neugierigen Leser geben sollen; der Hauptzweck ihrer Erhaltung, nehmlich das Anschauen einer Virtuosität in dieser Gattung, ist ungeschwächt auch für uns noch da. Und diese Erwägung auf der einen Seite, so wie auf der andern die, dafs die *volle* Versetzung in die alte Wirklichkeit, die nach dem eben gesagten doch nur ein Nebenwerk sein würde, eine Unmöglichkeit und eine Unermefslichkeit ist, müssen jedes übertriebene Verlangen nach solchen Nachrichten als nach etwas grofsem zurückhalten, und jede mühsame Häufung von Annahmen zu deren Ersatz, wodurch wir am Ende in Gefahr laufen, ein Luftgebäude für wahre Geschichte zu halten, aus unsern Kommentaren auch über die Satiren entfernen.

Die *Epoden* stehn in dieser Rücksicht, so wie in allen andern, zwischen den Oden und Satiren in der Mitte. Horaz war hier Nachahmer des Lyrikers und beifsenden Iambendichters Archilochus, und ergriff zu diesem Zwecke zuverlässig, so wie bei den Oden, auch idealische Stoffe. Allein die Natur dieser Gattung zog ihn mehr zu dem all-

täglichen und wirklichen Leben. Daher ich es auch für mehr als Zufall halte, wenn wir in dem funfzehnten Gedicht, dessen Idee sonst jenen andern lyrischen Gedichten sehr nahe kommt, etwas sehn, wonach wir in den Oden vergeblich suchen würden, nehmlich den eigenen Namen des Dichters in Verbindung mit dem des Mädchens: *O dolitura mea multum virtute Neaera! Nam si quid in Flacco viri est, Non feret assiduas potiori te dare noctes.* Eben daher auch wie in den Satiren die römischen Namen der angegriffenen Personen; die zum Theil auch in den Satiren wieder kommen: *Alfius*, *Maevius*, *Canidia.* Unter diesen Umständen ist es schwer zu sagen, ob die beiden heftigen Schmähgedichte 4. und 6. in welchen kein Name genannt ist, auf wirkliche Personen gehn, oder nicht; und in jenem Falle (der freilich der wahrscheinlichere ist), ob es die Personen sind, welche die Ueberschriften nach Angabe der Scholiasten nennen. Von dieser unserer Unwissenheit gilt dasselbe, was von der in Absicht der Satiren gesagt ist. Glückliche Kombinationen, die auf Personen führen, die wir auch sonst kennen, sind kein verwerflicher Beitrag zu diesem Studium; ohne den wir uns jedoch an der satirischen Kraft, nach der Absicht des Dichters, hinreichend ergetzen können.

Nach allem, was ich bisher gesagt, bleibt indessen doch noch ein Produkt des Witzes übrig, das beiden Hauptgattungen, worin Horaz gedichtet hat, gemein ist, und wo der volle Sinn des Dichters zuweilen für uns verloren sein könnte, ich meine die bloſse *Anspielung* auf wirkliche Thatsachen, die der Dichter aus irgend einer Ursach nicht deutlich nennen will. Auch hier kann die Thatsache, worauf angespielt wird, theils in den Kreis des allgemein wissenswürdigen gehören, und dann ist die Beobachtung und der damit verbundene Reiz auch uns vorbehalten, jedoch mit eben denselben den Geist der Forschung beschäftigenden Einschränkungen, die bei dem wissenswürdigen aus dem Alterthum überhaupt vorwalten; theils aber gehört es auch unter die kleineren Privat-Beziehungen, und in diesem Falle muſs es uns verborgen

bleiben, wenn nicht entweder eine alte Notiz darüber auf uns gekommen ist, oder eine scharfsinnige Vermuthung (die aber eben so mifslich ist, als die im obigen schon gerügten Annahmen) uns darauf führet. Unter den neuern Erklärern des Horaz hat besonders der Engländer, Wilh. Baxter, das Bestreben, *Dilogien* und *Anspielungen* im Horaz nachzuweisen, so weit getrieben, dafs die ganze Gattung dadurch verrufen geworden ist, und man sich fast schämen mufs, das Wort Dilogie in der Erklärung zu gebrauchen. Eine etwas genauere Untersuchung des Gegenstandes scheint mir daher nothwendig zu sein, um zu verhüten, dafs wir nicht in den dem Baxterischen entgegengesetzten Fehler fallen.

Die *Dilogie* oder *Anspielung* (denn eine wesentliche Verschiedenheit zwischen diesen Begriffen läfst sich nicht wohl festsetzen) unterscheidet sich von der *Allegorie* auf diese Art. Die Allegorie ist, wenn man eines sagt, und etwas anderes damit meinet; die Dilogie, wenn man nur eines sagt, aber zweierlei zugleich meinet. Die letztere ist zwar, wie diese Definition zeigt, eigentlich nur ein Spiel; daher auch der deutsche Name; und daher auch der vorzüglichste Gebrauch derselben in scherzenden und spottenden Gedichten; aber sie ist auch von der ernsteren Gattung nicht ausgeschlossen, sobald kein Ueberhang des Dichters zu dieser Art des Witzes offenbar wird, und die Dilogie selbst ein Hauptgesetz nicht verletzt, das ihr überall beigegeben ist. Von den beiden Gedanken nehmlich, die der Dichter im Sinne hat, mufs der eine so vollständig und offenbar in den Zusammenhang des ganzen passen, so durchaus nichts den übrigen Regeln der Schönheit vergeben; dafs, wenn der Leser diesen einen nur bemerkt, ihm, dem eigentlichen Zwecke des Gedichtes gemäfs, durchaus nichts abgeht. Nur in diesem Falle kann die Beobachtung des Nebengedankens, wenn er sich dem Leser entweder selbst darbietet, oder wenn er, anekdotarischer Art, ihm enthüllet wird, als eine geistreiche Zugabe den Reiz einer Stelle oder eines Gedichtes erhöhen. Ich will ein paar Beispiele der erstern Art hier anführen. Es sind solche, wo die doppelte Beziehung blofs in einem

Worte

Worte oder Ausdruck liegt, und wo auch andere Erklärer die Dilogie erkennen, denen ich beitrete.

Die kurze 34. Ode des ersten Buches schliefst der Dichter mit der Mahnung an den schnellen Wechsel des Glückes:

Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat deus
Obscura promens: hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit, hic posuisse gaudet.

Die Worte sind völlig klar, und kein richtig fühlender wird den einfachen und allgemeinen Sinn der letzten Verse, die nur so allgemein gefafst der Würde des ganzen entsprechen, verkennen, und einen bestimmtern *historischen* Sinn als einzigen Gedanken des Dichters, auffassen. *Apex* ist der Gipfel von allem, was empor raget. Den Gipfel der Höhe, des Erfolges, der Herrlichkeit, der Macht nimt rauschend die Göttin dort weg, und läfst hier einen bisher niedrigen Gegenstand sich erheben. Aber *apex* ist auch der besondere Name des Hauptschmucks Persischer Könige; und grade um die Zeit, wo nach der wahrscheinlichsten Berechnung die Oden dieses Buches geschrieben sein müssen, ereignete sich im Parthischen Reiche, dem mächtigsten Staat neben Rom, eine Umwälzung, wodurch Tiridates von dem Throne gestofsen und vertrieben und Phraates darauf erhoben ward: ein Ereignifs, das unser Dichter in einer der ersten Oden des folgenden Buchs zu einem andern Zwecke auch ausdrücklich anführt (2, 2, 17.): *Redditum Cyri solio Phraaten Dissidens plebi numero beatorum Eximit Virtus.* Die deutliche Erwähnung dieses Ereignisses, die hier so wirksam und vortrefflich ist, würde an der erstern Stelle nicht so sein. Mit einer Zeitungsnachricht, wenn ich so sagen darf, zu Bestätigung eines Gemeinplatzes, schlösse sich eine erhabene Ode von nur sechzehn Zeilen nach meiner Empfindung schlecht. Aber in ausgesuchten Worten allgemein gelassen, entspricht der Gedanke der Würde des ganzen, während eine ernste Anspielung, so leicht ange-

bracht durch die Wahl eines einzigen Wortes, zu einer Zeit, wo jenes Ereignifs wahrscheinlich die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, nicht anders als einen höchst wohlgefälligen Eindruck machen konnte.

Wir haben *Baxters* Dilogien-Seherei schon gerügt, und werden auch ferner nicht umhin können, diesen seinen bösen Ruf mehrmals zu befestigen. Aber dies darf uns nicht abhalten, ihm auch dort und da beizupflichten. So ganz verdreht war der wirklich scharfsinnige und gelehrte Mann nicht, dafs er bei diesem seinem zu weit getriebenen Bestreben grade die echten und zuverlässigen Dilogien alle übersehen hätte. Wenn es im neunzehnten Briefe des ersten Buches heifst:

Temperat Archilochi musam pede m a s c u l a S a p p h o

so erkennet er in dem *mascula* eine Dilogie. Entweder ich irre sehr, oder er hat vollkommen recht. *Mascula* hier blofs als ein solches Epitheton anzusehn, womit die berüchtigte Lesbische Liebe, deren Sappho beschuldigt wird, bezeichnet würde, widerstreitet allem guten Geschmack; nicht der Widrigkeit des Gegenstandes wegen, sondern weil ein solches Epithet in diesem blofs die Kunst betreffenden Zusammenhang durchaus am unrechten Ort wäre. *Männlich* ist also hier unstreitig ein Lob des dichterischen Geistes, wodurch Sappho mit den berühmtesten Männern wetteiferte. Aber unmöglich konnte Horaz grade dieses so gefafste und ausgedrückte Epithet grade bei der Sappho gebrauchen, ohne zugleich an jene allbekante Seite der Dichterin zu denken, ohne diesen Gedanken bei allen kundigen Lesern, und bei sich selbst, wenn er es wieder überlas, entstehn zu lassen. *Wollte* er also darauf nicht anspielen, so *durfte* er auch dieses Wort hier nicht brauchen. Aber was widerspricht dem Gedanken, dafs der scherzhafte Dichter in einem Gedicht in vertrauter Briefesform, diese Nebenidee lächelnd habe erwecken wollen?

Oft besteht auch eine solche scherzhafte Zweideutigkeit blofs in einer auf zweierlei Art möglichen grammatischen Verbindung; und dahin gehöret, nach meiner Ver-

muthung, die so seltsam scheinende Rede des Tiresias in der fünften Satire des zweiten Buches: *O Laertiade, quicquid dicam aut erit aut non; Divinare etenim magnus mihi donat Apollo.* Der Scholiast sagt: *Jocatur in Apollinem, ut satiricus;* ich glaube dies gern, denn nach einem Scherze sieht die Stelle sehr aus. Aber so platt kann ich mir den Spafs doch nicht denken, dafs Horaz, um über die Wahrsagekunst zu spotten, den Wahrsager sagen liefse: „Was ich vorher sage, wird entweder eintreffen oder nicht, denn Apollo hat mir die Wahrsagekunst verliehen." Man hat emendirt; aber nicht allein weil durch die versuchte Emendation der Scherz wegfällt, den der Scholiast doch hier gefunden, bin ich gegen dieselbe; sondern weil überhaupt aus Gründen, die dem, der mit der Kritik des Horaz vertraut ist, einleuchten, eine jede etwas stark in die Buchstaben eingreifende blofse Konjektur sehr bedenklich, vielleicht gar nicht zulässig ist. Also scherzen soll Horaz über die Wahrsagekunst; wie kann er dies in einer Rede des Wahrsagers selbst anders, als dafs er ihn etwas sagen läfst, das auf Eine, wenn auch weniger gute und genaue, Art genommen, etwas zu seinem Zweck passendes; recht zugehört aber, das Gegentheil sagt? Wenn ein Zauberer so redend eingeführt würde: *Quicquid jussero, aut erit nigrum aut album;* so würden wir dies wol alle verstehn; und ich dächte auch, dafs sich gegen die Auslassung dies hier so leicht zu ergänzenden *prout jussero* nichts erhebliches sagen liefse. Nehmen wir nun an, dafs diese und ähnliche verkürzte Reden im gewöhnlichen Leben öfters vorkamen, so konnten darunter auch manche sein, wo diese Auslassung Zweideutigkeit verursachte, und daher von dem gut und genau sprechenden vermieden ward. Aber zu einem Scherz war so etwas wohl zu gebrauchen. Ist meine Vermuthung gegründet, so hörte hier ein römisches Ohr, da doch Tiresias unmöglich so plump gegen sich selbst sprechen konnte, zugleich sowohl was er sagen wollte, als was der scherzende Dichter ihn dem natürlichen Klang der Worte nach sagen läfst. Tiresias nehmlich will sagen: Was ich sagen werde, wird — je nachdem ichs sa-

sage — entweder geschehn oder nicht geschehn; er sagt aber wirklich, was wir alle hier lesen.

Ich übergehe die leichtern und zugleich häufigern Fälle der Dilogie, wo ein Wort, das zugleich in einer allgemeinen und in einer bestimmten Bedeutung üblich ist, in der ersteren zwar stehet, zugleich aber auf die andere anspielt; — wie wenn Horaz (1. Ep. 20, 2.), wo er seinem Buche den Ausflug ins Publikum und in den Buchladen scherzhaft verleiden will, sich des Ausdrucks *prostare*, *feil stehn*, bedienet, der von feilen Dirnen und Knaben besonders gebraucht wird; womit denn auch das gleich darauf folgende Wort *pudicus* übereinstimmt; — und wende mich nun zu der ganz historischen Gattung, wo bei einem genannten *Namen* ein anderer gedacht werden soll, den man aus irgend einer Ursach nicht gradezu nennen will. Im volleren Sinne Anspielung oder Dilogie ist dies nur wenn die vorgetragenen Thatsachen und Verhältnisse wirklich zu zweierlei Personen, den genannten und den gemeinten, gehören. Man fühlt leicht, dafs dies nicht leicht in einem solchen Umfange geschehen kann, dafs genau alle Umstände auf beide Personen passen. Die vorkommenden Dilogien dieser Art sind also weiter nichts als Vergleichungen in einer anziehendern Form vorgetragen, die zuweilen auch aus Ursachen der Bescheidenheit oder der Mäfsigung gewählt ist. Das Hauptgesetz ist auch hier, dafs auf die laut genannten Gegenstände alles am vollständigsten passe, ihre Geschichte und Verhältnisse in solcher Rundung vorgetragen seien, dafs der Leser, welcher von der andern Beziehung nicht, oder noch nicht, unterrichtet ist, völlig befriedigt werde und ein schönes Gedicht lese; und dafs nur an der Vorliebe und dem Eifer womit gewisse Theile hervorgehoben sind, die andere, dem Herzen des Dichters näher liegende Beziehung sich verrathe. Ist dieses nur auf eine charakteristische Art geschehen, dann gilt die jedem Gleichnifs verstattete Freiheit dieser Gattung mehr als irgend einer andern; und der richtig urtheilende erkennt sehr leicht, welche Umstände zu dieser geheimeren Beziehung, und welche blofs zu der dichterischen Ausführung und Vollständigkeit der

äufseren Form gehören. Ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Art ist Virgils fünfte Ekloge, die den Tod und die Vergötterung des mythischen Hirten Daphnis besingt, worin aber nicht blofs ein Theil der alten Grammatiker, sondern auch solche Männer, denen wir ein richtiges poetisches Gefühl zutrauen dürfen, den Julius Caesar erkennen. Ich darf hier nur auf die treffliche Darstellung und Erklärung unsers Vofs verweisen. Wer die Idylle liest, wird weiter nichts als eine in einem andern Sinne durchgeführte Schilderung desselben Gegenstandes finden, den auch Theokrit in seiner ersten Idylle behandelt: auch würde, wer alle die ländlichen und mythischen Züge, die blofs auf Daphnis passen, durch dilogische Künste auf den Caesar zwingen wollte, schlechten Geschmack und unpoetischen Sinn verrathen. Aber die starken Ausdrücke der allgemeinen Trauer über den Tod, die klagend eingeführte Mutter, dergleichen in der Geschichte des Daphnis nicht erscheint, und vor allen die ebenfalls hier erst hinzukommende so jubelnd ausgeführte Idee der Vergötterung, das *deus*, *deus ille*, *Menalca!* mahnen uns an etwas, was den Römer näher angehn mufste; und, sobald man auf dieser Spur ist, so erkennt man leicht den Caesar, und in der Mutter die Venus, die Stammmutter des Julischen Geschlechtes.

Man sollte allerdings denken, Anspielungen dieser Art müfsten bei einem lyrischen Dichter und in einer so zahlreichen Sammlung wie die Horazische, vorzüglich zu suchen sein; aber ich wenigstens weifs keine anzugeben. Die einzige Ode, die mit einigem Schein hieher gebracht werden könnte, ist die funfzehnte des ersten Buches, in welcher Nereus dem die Helena entführenden Paris die für ihn verderblichen Folgen seiner Treulosigkeit weissagt, und die Helden prophetisch aufführt vor denen er einst schmählich fliehen werde. Die Deutung dieser Ode auf Antonius und Kleopatra ist, wie die Ueberschriften in den Büchern zeigen, schon alt; und wirklich eignete sich jenes ältere verbuhlte Paar und die im Gegensatz der kriegerischen Helden Griechenlands geschilderten weichlichen Beschäftigungen des Paris, in dem

Munde eines Römers der dem Octavian zugethan war, sehr gut zu einer solchen Anwendung. Allein genauer betrachtet fehlen doch alle Spuren einer eigentlichen Dilogie. Keine Begebenheit, kein Zug, der auf etwas für den Antonius besonders charakteristisches hinwinkte; und unter den griechischen Helden keiner nur einigermaſsen so ausgezeichnet, daſs man den Octavian in ihm erkennte. Wenn also auch Horaz bei Verfertigung dieser Ode den Antonius im Sinne hatte, so führte er es doch nicht als Dilogie aus: es ist ein warnendes Beispiel, aber keine Anspielung *).

*) So genau nimt es nun freilich Baxter nicht; dessen Schuld es überhaupt nicht ist, wenn wir keine Dilogien dieser Art im Horaz finden. Wirklich zeigt sich dieser Erklärer in diesem Punkte so ohne alle Beurtheilung, daſs man es denjenigen, die kein eignes Urtheil über vorkommende Fälle haben, verzeihen kann, wenn sie über jede andere Dilogie welche er in seinen Noten annimt, sogleich das Verdammungs-Urtheil fällen. Daſs Archytas ein tugendhafter Mann war, der einst umkam, reicht ihm hin, um in dem bekanten Gespräch zwischen dem Schiffer, der den Leichnam desselben findet, und dem Schatten des Todten (1, 28.), den Brutus zu finden welchen Horaz *callida dilogia* beweine. Vor allen aber hat er es auf Antonius und Kleopatra abgesehn, welche er, nachdem er sie in der oben angeführten Ode so deutlich gesehn, nun nicht mehr müde wird auf dilogischem Wege zu finden. In der dritten Ode des dritten Buches kommen Paris und Helena wieder vor: *Ilion, Ilion Fatalis incestusque judex, Et mulier peregrina vertit In pulverem.* Hier war freilich die Benennung *mulier peregrina* für einen der so recht auf die Kleopatra ausgeht, sehr verführerisch. Daher er sich denn auch vor dem bösen Omen im mindesten nicht scheut, daſs alsdann das in demselben Zusammenhang erwähnte unglückliche Ilium nothwendig Rom sein müſste. In der sechsten Ode des vierten Buchs: *Dive, quem proles Niobea magnae Vindicem linguae, Tityosque raptor Sensit et Trojae prope victor altae Phthius Achilles* — ist ihm Niobe Kleopatra, und Achilles — Antonius, während der zwischen beide eingeschobene Tityus bleibt was er war. Sich selbst übertrifft Baxter bei der 34. Ode des ersten Buches. Horaz erzählt uns von einem furchtbaren Donner am hellen Tage, der ihn von seinem Leichtsinn gegen die Götter zurückgebracht habe. Baxter in dem Argumentum erzählt uns auch etwas: *Antonio et Cleopatra praeter spem omnem separatis Horatius fingit se renuntiare Epicureismo et providentiam agnoscere.*

Eine andre Art historischer Dilogie, wo die genannte wirkliche oder fingirte Person gleichnamig mit der ist, auf welche angespielt wird, ist zwar denkbar; aber ich weiſs ebenfalls kein Beispiel im Horaz, und würde sie daher nicht erwähnen, wenn nicht Baxter zwei dergleichen angäbe. In der zwanzigsten Ode des dritten Buches hat er selbst den alten Scholiasten Acro auf seiner Seite. Ein Jüngling *Pyrrhus* der einen schönen Knaben liebt, wird dort vor einer Gaetulischen Löwin, unstreitig einem denselben Knaben heftig liebenden Mädchen, gewarnt, welche sich ihn nicht ohne blutigen Kampf werde entreiſsen lassen. Hier soll Pyrrhus der berühmte epirische König gleiches Namens, und Rom die Löwin sein. Allein es ist nicht abzusehn, welchen Zweck hier die Dilogie haben sollte, da es gegen einen längst Verstorbenen der Verhüllung nicht bedurfte, oder wenn bloſs die Kunst in der Vergleichung gezeigt werden sollte, diese nicht lange genug und mit hinreichenden charakteristischen Zügen durchgeführt ist.

Noch weit weniger findet aber diese Dilogie statt in der andern Stelle, 1. Sat. 3, 91. Hier wird unter den kleinen Versehen, über die man mit einem Freunde nicht zürnen dürfe, angeführt, *Comminxit lectum potus, mensave catillum Euandri manibus tritum dejecit.* Hier erkennen die alten Bücher *de personis Horatianis*, welche der Scholiast anführt, in dem Euander den Verfertiger des Gefäſses, und zwar einen trefflichen plastischen Künstler, welchen Antonius nach Alexandria gebracht habe, und der von da als Gefangener nach Rom gekommen sei, wo viele bewundernswerthe Kunstsücke von ihm verfertigt worden. Ein Theil der Neueren hingegen, nimt das Wort *tritum* in seiner gewöhnlichsten Bedeutung, und versteht die Stelle von einer durch ihr Alterthum kostbaren Vase, da sie jener uralte Anbauer des palatinischen Berges, der arkadische Euander, einst besessen habe. Baxter trägt kein Bedenken zu vermuthen, Horaz könne wohl durch Dilogie beides verstehn. Daſs *terere* nach einem seltneren Gebrauche für *tornare* stehn kann, hat Bentley hinreichend bewiesen; aber wer konnte das Ver-

bum mit dem Worte *manibus* verbunden lesen, ohne es in seiner gewöhnlichsten Bedeutung zu fassen? Dachte sich also Horaz wirklich hier das *tornatum* und den Künstler, so wüfste ich ihn von Seiten des Ausdrucks nicht anders zu retten, als durch Baxters Dilogie. Aber wie abgeschmackt ist diese! Wenn wir hingegen erwägen, dafs der Künstler Euander, nach dem was von ihm gesagt ist, und nach dem wahrscheinlichsten Alter der Satiren des ersten Buches, damals noch nicht in Rom war; dafs er also auch der römischen Lesewelt noch nicht so bekant sein konnte, und bei einer solchen Stelle eher an ihn, als an den aus den vaterländischen Alterthümern so bekanten König zu denken; so nehmen wir wol richtiger an, dafs die natürliche Bedeutung des Ausdrucks *manibus tritum* die andere gesuchtere gar nicht aufkommen liefs, und also keine wahre Zweideutigkeit vorhanden war. Bentley macht zwar noch Einwendungen gegen die Wahrscheinlichkeit eines so alten Kunstwerks; aber diese sind wol hier nicht am rechten Orte. In der dritten Satire des zweiten Buches, wo Damasippus von seiner ehemaligen Kunstliebhaberei redet, sagt er: *olim nam quaerere amabam, Quo vafer ille pedes lavisset Sisyphus aere.* Wollen wir uns da auch wundern, dafs des Sisyphus Waschbecken noch vorhanden gewesen sei? Oder meint Bentley wirklich, wie es aus seiner Note scheint, metallene Kunstwerke, nur keine gebrechliche Töpferwaare, hätten sich aus jenen uralten mythischen Zeiten damals noch erhalten? Das von Bentley selbst angeführte Epigramm Martials (8, 6.), wo ein lästiger Kunstliebhaber Becher vorzeigt, die der Dido, dem Nestor, und selbst den Lapithen gehört haben, zeigt ja wie alles dies zu nehmen ist; und der Euandrische Napf ist also ein kleiner satirischer Nebenzug den man ohne alle Parallelstellen bei unserm Dichter gleich so hätte nehmen sollen. Wenn der *catillus Euandri* so ganz trocken von einem trefflichen Kunstwerk zu nehmen wäre, so stünde mir das vorhergehende *comminxit lectum potus*, wirklich etwas zu grell da. Auf jene Art lebt Horazische Laune in beiden Beispielen.

Wenn in lyrischen und satirischen Werken der Dichter die Personen, die er im Sinne hat, mit *erdichteten Namen* einführt, so ist dies in den meisten Fällen eine wahre Dilogie. Denn von einem Theil wenigstens der Leser will er so verstanden sein, als seien die Gedichte oder Beispiele worin solche Namen vorkommen, bloſs idealischer Art, und nur der kundige entdeckt darin Verhältnisse und Thatsachen aus der wirklichen Welt, deren Erwähnung der Dichter, wenn sie lobender Art ist, aus Diskretion, wenn sie aber satirisch ist, aus andern begreiflichen Ursachen nicht eben mit dem Finger andeuten will. Auch hier gilt daher dieselbe Regel, wie bei den übrigen Dilogien. Der Sinn der vor Augen liegt, also hier das idealische, muſs vollständig, rund, befriedigend sein. Gesetzt also, was wohl möglich ist, daſs deren manche im Horaz uns verborgen sind, so geht uns für unsern rein-ästhetischen Zweck nichts ab; so wenig als — um ein paar neuere Beispiele aus der zuletzt erwähnten Gattung beizubringen — so wenig als unserer Nachwelt etwas abgehn würde, wenn es ihr verborgen bliebe, daſs Göthe seinen *Lerse* im Götz so benannte, um der redlichen Einfachheit eines Freundes, des seitdem verstorbenen Münzkenners gleiches Namens, ein gemüthliches Denkmal zu setzen; oder wenn es Schillern gefallen hätte, an der bekanten Stelle seines Tell einen minder berühmten Namen als *Johannes Müller* zu feiern. Beide Meisterwerke würden so wie im ganzen, so auch in diesen einzelen Theilen so vortrefflich und vollendet sein, wie sie uns jetzt erscheinen.

Aber damit ist keinesweges gesagt, daſs solche Notizen keinen Werth hätten, sondern nur, daſs der Werth der Gedichte unabhängig von dem Werthe solcher Nebenzüge ist. Jeder Weg, wodurch eine solche Beziehung zu unserer Kenntniſs gelangen kann, ist der Aufmerksamkeit und Bemühung des Forschers werth; denn jede solche Notiz, abgesehen von dem Anziehenden, das sie in sich jedesmal haben mag, greift auf irgend eine Art, und oft auf mehre, in das groſse Geschäft der Enthüllung des Alterthums ein. Die Hauptquelle solcher und aller ähnli-

chen Nachrichten bleiben aber für uns immer die alten *Scholiasten*; und es ist unbegreiflich, wie so manche Erklärer ein sonst richtiges Urtheil über diese so verkehrt anwenden können, um jede Nachricht zu verwerfen, deren einziger Gewährsmann ein Scholiast ist, und die nicht sogleich ihr eignes Gefühl anspricht. Da wir aus natürlichen Gründen als Regel jeder Anspielung erkannt haben, dafs das Gedicht oder die Stelle ohne sie vollkommen schön und rund sein mufs; so kann ja unmöglich, wenn der am Tage liegende Sinn befriedigt, dies hinreichen, jede solche Nebenbeziehung, welche der Scholiast nachweiset, für geschmacklosen Aberwitz und für die Erfindung dieser Grammatiker zu erklären. Und diesen Grundsatz sieht man doch in so manchem Kommentar befolgt. Alles gegründete, was man von der Unwissenheit und Urtheilslosigkeit der meisten Scholiensammler sagen mag, kann uns nur zur Behutsamkeit und genauen Prüfung jeder aus ihnen geschöpften Notiz veranlassen: aber es kann nicht entgegen stehen dieser Wahrheit: dafs alle historische Nachrichten, die wir in Scholien finden, und die keiner andern sichern Kenntnifs widersprechen, auch nicht einen deutlichen Verdacht über die Art ihrer Entstehung mit sich führen, als soviel Goldkörner anzusehen sind. Horaz und Virgil hatten, wie man weifs, das Glück, sehr früh und so anerkannt die klassischen Schriftsteller ihrer Nation zu werden, dafs sie gleich im ersten Jahrhundert seit August fast allein in den Schulen erklärt wurden. Gleich in diesen ersten Zeiten beschäftigten sich daher Grammatiker mit erklärenden Werken über diese Schriftsteller, und unsere Scholiasten, die selbst noch in die alte Zeit gehören, sind die Kompilatoren dieser verlorenen Werke. An mehren Stellen der Scholien zum Horaz (z. B. 1. Sat. 1, 105. 1, 3, 21. 91.) findet man Anführungen dieser Art: *ii qui de personis Horatianis scripserunt* oder *sub nominibus relatum est.* Sehr früh also, wahrscheinlich wie man von älteren Personen noch manche mündliche Nachricht von dem haben konnte, was zu Horazens Zeiten allgemeine Stadtgespräche waren, gaben sich Leute mit Sammlung solcher Nachrichten ab. Frei-

lich lehrt einen jeden seine eigne Zeit, was für Anekdoten litterarischer und anderer Art oft von den glaubwürdigsten Menschen erzählt werden; und die Kritik der Sammler, die dann noch die häufigen Lücken der Tradition durch Hypothesen ausfüllen mochten, wird auch niemand versichern wollen; wie wir denn selbst eben erst eine solche Nachricht, die vom Euander, soweit sie sich auf den Horaz bezieht, verworfen haben. Aber immer müssen wir erwägen von welchem Werth es für alle Akademien Europa's sein würde, wenn wir auch nur einen Gassenjungen des alten Roms ausfragen könnten.

Zur Enthüllung verdeckter Namen trägt übrigens noch ein besondrer Wink bei, den wir in einer Stelle des *Apulejus* finden (*Apolog. p.* 279. *Elmenh.*). Dieser Schriftsteller hat dort die Notiz aufbehalten, dafs Catulls *Lesbia* mit ihrem wahren Namen *Clodia*, Tibulls *Delia* — *Flavia* oder *Plautia* (denn die Lesart ist zweifelhaft), Properzens *Cynthia* — *Hostia* geheifsen, und dafs eben so der Dichter Ticidas seine *Metella* — *Perilla* genannt habe. Es ist längst bemerkt worden, dafs alle die erdichteten Namen dieselbe Silbenzahl und Quantität wie die wahren haben, so dafs jeder kundige, bei Lesung der Verse die wahren Namen substituiren konnte. Die deutliche Erwähnung dieser Norm findet man auch in einer Anwendung davon, welche Acro 1. Sat. 2, 64 macht, und ausführlicher spricht davon *Bentley* bei der zwölften Ode des zweiten Buches, wo er zu den Beispielen des Apulejus noch ein satirisches von Persius fügt, dessen Anspielung desto glücklicher ist, da sie eine Dilogie von der obigen historischen Art ist, und sich doch zugleich in diese metrische Regel fügt. Es ist der bekante Vers welchen *Persius* (1, 121), auf den *Nero*, als Dichterling, anspielend so gesetzt hatte: *Auriculas asini Mida rex habet*; wo jedermann auch lesen konnte, *Auriculas asini Nero rex habet.* Daher auch sein ängstlicher Freund Cornutus in die Ausgabe selbst schrieb, was lange gewöhnliche Lesart geblieben ist: *Auriculas asini quis non habet?* S. Casaub. ad l. Wir wollen übrigens keineswegs behaupten, dafs diese metrische Norm eine durchgängige sei; aber dafs

sie eine sehr natürliche ist, und in den meisten Fällen die dem Zweck des Dichters angemessenste, dies fällt in die Augen; und so auch dafs, wenn die Beobachtung derselben zu der gegebenen Erklärung eines verdeckten Namens hinzutritt, sie keinen schlechten Entscheidungsgrund abgibt.

Und so tritt nun diese Norm gleich im Horaz zu einer wiederholten Nachricht der Scholiasten, welche zu bezweifeln ohne dies keine Ursach ist; dafs nehmlich der Name Canidia, unter welchem Horaz in den Epoden und Satiren offenbar eine damals wohl bekante Person so arg mitnimt, eine gewisse *Grätidia* aus Neapel, seine ehemalige Geliebte, bezeichne. Freilich ist uns auch damit nicht viel geholfen, da diese Gratidia uns weiter nicht bekant ist. Aber wir haben nun doch eine einleuchtende Bestätigung, dafs auch Horaz die eben gegebene Norm befolgte; und so gering auch die Notiz ist, die uns der Scholiast über dieses Weib gibt, so sehen wir doch offenbar dafs er Quellen vor sich hatte, welche ganz specielle Notizen aus Horazens Zeit und über seine Verhältnisse enthielten. Ich merke noch an, dafs bei der Umänderung von Gratidia in Canidia Horaz noch den Muthwillen übte, den Namen dieser Person, die er überall als eine alt gewordene Buhlerin schildert, statt von *gratus angenehm*, von *canus grau* abzuleiten.

Die Art, wie dieser Name umgebildet ist, macht es mir schwer, der nicht vom Scholiasten, sondern von einem neuern gewagten Deutung eines andern Namens meine Zustimmung zu versagen. Nasidienus nennet Horaz in der achten Satire des zweiten Buches den reichen auf seinen Aufwand und sein geschmackvoll eingerichtetes Mahl sich so viel zu gute thuenden Mann, der den Maecenas und dessen Freunde dort bewirtet: und im 58. Verse nennt er denselben *Rufus*. Hieraus schliefst Lambinus, dafs der Salvidienus Rufus gemeint sei, von welchem wir aus Sueton (Aug. 66.), Dio Cassius (48, 33.), Vellejus (2, 76.) und mehren andern Schriftstellern wissen, dafs er vom Augustus aus dem allerniedrigsten Stande emporgehoben, und nachher sogleich als Eques, ohne

durch die Senatorenwürde hindurch zu gehn, zum Konsul designirt, zuletzt aber, da er gegen seinen Wohlthäter Verrath angesponnen, getödtet worden sei. Einen so geschilderten Mann könnten wir unserm Satiriker wohl preis geben. Zwar scheint der Scholiast Acro den Nasidienus zu kennen, da er, ohne über den Namen etwas zu erinnern, sagt, er sei ein *Eques Romanus* gewesen, und ein übrigens eleganter Mann, aber im Auskramen seiner Herrlichkeiten kleinlich. Allein um diese Erklärung zu geben, braucht man kein alter Scholiast zu sein; sie liegt mit Einschluſs des *Eques Romanus* in Horazens Schilderung selbst; denn einen reichen Mann mit römisch geformten Namen, bei welchem Maecenas speiset, und der sonst durchaus weder durch Namen noch Würde bekant ist, den kann man ohne die mindeste historische Nachricht am sichersten einen *Eques* nennen. Für Lambinus Meinung spricht zwar sonst keine weitere Spur; aber wenn man erwägt daſs, nach aller Wahrscheinlichkeit, der so ausführlich geschilderte angesehene Mann wenigstens mit einiger scheinbaren Diskretion behandelt, und nicht buchstäblich wird mit Namen genannt worden sein; und daſs nach der treffenden Analogie von Canidia — Gratidia auch unter dem Nasidienus gewiſs ein Name von gleicher Silbenzahl, Quantität und Ausgang verborgen ist; und wenn man alsdann findet, daſs ein *Salvidienus* denselben Zunamen *Rufus* geführet; so fällt es schwer, eine so entgegenkommende Konjektur von der Hand zu weisen. Wer indessen Bedenken trägt, diesen Salvidienus, der kein unberühmter Feldherr der octavianischen Partei war, hier diese kleinliche einem *umbratilis* ziemende Rolle spielen zu lassen; dem können wir bei Dio Cassius einen ganz unberühmten *Bruder* desselben nachweisen, von welchem dort weiter nichts erzählt wird, als daſs er, da er bei seines Bruders Lebzeiten gestorben, bloſs diesem zu Ehren mit ganz besondrer Auszeichnung von August begraben worden sei. Dieser ist also gewiſs als simpler *Eques* gestorben, (wenn man der Notiz des Acro doch noch etwas glaubt verdanken zu müssen), und von diesem, der also nach unserer Art zu reden, nichts als ein reich gewordener Bauer war (von

dem Feldherrn erzählt Dio, dafs er als Knabe das Vieh gehütet), läfst sich alles was wir im Horaz lesen sehr gut begreifen, auch ihm zutrauen, dafs er, um seinem im Felde stehenden Bruder doch auch an Verdienst nicht nachzustehn, unterdessen die Minister bewirtete. Der Zuname Rufus aber wird, wie gewöhnlich, der ganzen Familie gemein gewesen sein. — Sollte man übrigens noch bezweifeln, das Horaz, um einen Namen zu verbergen, einen andern wirklich üblichen sollte gesetzt haben; so erinnere ich, dafs man auch Canidios und Canidias genug findet, und so auch zwar Nasidios, aber gerade vielleicht keine Nasidienos; wenigstens hab' ich, wo die gröfsten Verzeichnisse römischer Namen sind, vergeblich nach solchen gesucht; der Nasidienus aber den Bentley aus einem Epigramm des Martial anführt, hat gewifs auch keine Realität: vielmehr pflegen jüngere satirische Schriftsteller ihre Namen von den älteren zu borgen.

Am schwersten, oder wenn es nur einigermafsen auf allgemeine Ueberzeugung abgesehen ist, gar nicht, läfst sich die Realität solcher Anspielungen entscheiden, bei welchen das Gefühl und die Beurtheilung des Schicklichen sich einmengt; denn hier ist es unmöglich zu verhindern, dafs nicht jeder die Sache aus seinem Gesichtspunkte ansehe. In der zweiten Satire des ersten Buchs sagt Horaz:

Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt;
Maltinus tunicis demissis ambulat, est qui
Inguen ad obscenum subductis usque facetus.

Acro merkt hiebei an: *Maecenatem tangit; varicosus enim fuit, delicatior et solutior:* wo das *varicosus* eine Ursach jener Art sich zu tragen angeben soll; denn es bedeutet einen der entstellende aufgelaufene Adern, besonders an den Beinen hat. Der andere Scholiast sagt blofs: *Maltini nomine quidam Maecenatem significari suspicantur.* Also keine eigentliche historische Notiz: wie man hierüber auch nicht erwarten kann; sondern nur eine Deutung, welche im Publikum herumging. Wie passend sie aber war, erhellet aus dem, was man bei alten

Schriftstellern liest über den Grad von Weichlichkeit und Verzärtelung in Lebensart und Tracht, welcher Maecenas ergeben war, und besonders in dem 114. Brief des *Seneca*, wo des Maecenas Lebensart mit seinem Rednerstil verglichen wird. *Quomodo Maecenas vixerit, notius est, quam ut narrari nunc debeat: quomodo ambulaverit, quam delicatus fuerit, quam cupierit videri, quam vitia sua latere noluerit. Quid ergo? non oratio ejus aeque soluta est, quam ipse discinctus?* Und weiterhin nach Anführung einiger Stellen aus Maecenas Reden: *Non statim haec cum legeris, hoc tibi occurret, hunc esse qui solutis tunicis in urbe semper incesserit?* Wer kann bei Lesung dieser Stelle sich erwehren zu glauben, dafs Seneca bei Niederschreibung derselben Horazens bekanten Vers im Sinne hatte? Wenn nun hiezu noch kommt die genaue Uebereinstimmung der Namen nach obiger Norm nicht nur für das Metrum (*Maecenas tunicis etc.*), sondern auch in der übrigen Form: *Maltinus — Maecenas*; so entsteht eine Zusammenkunft der Momente, von welcher zuverlässig jedermann sich bestimmen lassen würde, wenn nicht, hier vorzüglich, eine jener Rücksichten einträte, über welche gewöhnlich jeder nur sein Gefühl entscheiden läfst. Ich brauche diese kaum bemerklich zu machen: Horaz sollte den Maecenas lächerlich machen? der liebende Freund den Freund? der Klient seinen ersten Gönner? der schwache unbedeutende Mann den alles vermögenden? — Und was das schlimmste ist, wer für die Notiz der Scholiasten streitet, hat unter den Auslegern, die sich deutlich erklären, auf seiner Seite einen Cruquius, einen Baxter, über deren verkehrte Ansichten man so oft klagen mufs, und soll so mit offner Stirn auftreten gegen einen Lambinus, einen Torrentius, einen Gesner, einen Wieland! von welchen letzterer besonders mit einem „Wer sollte es glauben?" auftritt, das auch dem kühnsten den Muth benehmen möchte. Aber, mit Ehrfurcht gegen diese Namen sei es gesagt, dafs mir alle diese Entscheidungen, als solche — denn wer wird leugnen, dafs gerechte *Zweifel* alle jene erst angeführten sind — aber als *Entscheidungen* durchaus nicht auf dem

gehörigen Grunde zu stehn scheinen. Wir lesen ja die moralischen Schriften der Alten nicht, um mit Voraussetzung möglichster Uebereinstimmung zwischen ihren und unsern Gefühlen, Ansichten und Verhältnissen blofs an der Verschiedenheit der Einkleidung uns zu ergetzen; sondern vielmehr um eben dies zu erkennen, wo und wiefern ihre Ansichten mit den unsern übereinstimmen oder nicht. Nothwendig mufs also bei jeder historischen Spur unsere Empfindung so lange schweigen, bis jene allein und unabhängig erst geprüft ist, ob sie eine wirklich historische sei und von welchem Gewicht. Ich denke aber das, was für die Deutung auf den Maecenas spricht, nicht ohne Grund eben als ein solches Zusammentreffen vorgetragen zu haben, das in jedem andern Falle gewifs so weit überzeugen würde, als Ueberzeugung in solchen Fällen möglich ist. Diesem gegenüber nun darf *unsere* Ansicht, wenn sie kein Vorurtheil werden soll, nur als ein Zweifel auftreten, der die Unsicherheit auch zusammentreffender Momente anerkennend, auf andere Bestimmungsgründe wartet.

Gegen einen so gefafsten Zweifel nun gebe ich zu erwägen, dafs, da ein grofser Unterschied ist zwischen blofs lachendem und wirklich herabsetzendem Spott, die Stimmung nicht nur der Personen, sondern auch, und mehr noch, der Nationen und der Zeitalter, vermöge welcher der Spott über gewisse Gegenstände auf die eine oder andere Weise aufgenommen wird, gar sehr von einander abweicht. Was der Deutsche übel nimt, macht zwischen Franzosen die Würze der Unterhaltung: und wir wollten noch oben drein die Zeitalter vermengen? Es ist ja anerkannt, dafs die bei uns im Schwange gehenden Begriffe von Ehre und Ehrgefühl zum Theil von ganz heterogenen Principien ausgehn als bei den Alten. Der Grenzpunkt der Schicklichkeit, wie weit der Spott gegen einen Höheren gehn könne, kann also von uns gar nicht bestimmt werden, sondern wir müssen, wenn uns daran liegt, trachten alle historischen Spuren die darüber bei den Alten sich finden zu vereinen, um uns in die Gefühle jener Zeiten möglichst zu versetzen. So finden wir aber

Bei-

Beispiele genug, daſs Verspottungen, sonderlich die, welche die Sitten und das Aeuſsere betreffen, sobald keine boshafte Absicht damit verbunden war, nicht den mindesten bösen Eindruck machten. Wäre dies nicht, so lieſse sich mancher Zug z. B. aus der griechischen Theater-Satire gar nicht erklären. Wo wir den Zweck sehn, weh zu thun, sahen gewiſs die Alten häufig bloſs den, Lachen zu erregen; und einem so wohl hergebrachten Zweck verzieh man fast alles. Groſsen Einfluſs haben freilich auf die öffentliche Aeuſserung des Spottes die politischen Veränderungen. Dies erfuhr die griechische Komödie in ihren bekanten Perioden; und anders war es freilich auch in Rom in der Kaiser-Periode als vorher. Aber Horaz befand sich noch in dem glücklichen Zeitraum, wo die Gewalthaber dem Volke seine Sitte und seinen Frohsinn noch ungestört lieſsen, um des wichtigern desto sicherer zu sein; wo die Gewalthaber noch selbst Sinn genug für das echt-komische hatten, das nur bei solcher Freiheit bestehn kann. Dazu kommt, daſs die Empfindungen eines Bewohners der alten Republiken in Absicht des Spottes ganz anders gewöhnt sein muſsten als die unsrigen durch das tägliche Anhören von Reden aller Art, in welchen es herkömmlich war, den Gegner und den Anwald des Gegners — und nicht bloſs im Scherze — so darzustellen, daſs es Freundschaft voraussetzte, wenn man ihn bloſs lächerlich machte. Wir haben ja Beispiele, die nach unsern Sitten unbegreiflich sein müssen, wie Reden voll der heftigsten Bitterkeiten, keinen Einfluſs auf das Privat-Verhältniſs der Redner unter einander gehabt haben. Man erinnere sich ferner an die Freiheit der Soldaten bei Triumphzügen. Jedermann weiſs was namentlich Caesar anhörte, und noch dazu, wie es scheint, welche Wahrheiten. Freilich war dies durch eine Sitte geheiligt, die anzutasten, noch sehr gefährlich sein mochte. Aber muſs nicht ein durch diese und ähnliche Sitten gewöhntes Ohr ganz anders gegen Spott und Satire gestimmt sein? Das auffallendste Beispiel hievon gibt Caesars, freilich von Sueton (Caes. 73.) auch als merkwürdig angeführte, Milde gegen Catull, die aber durch das beinah unglaubliche das

darin liegt, doch einen Schlufs auf das gewöhnlichere verstattet. Catull hatte Caesarn durch mehr als Ein Gedicht aufs bitterste behandelt. Man lese das 29. Dort wird der mächtige Gewalthaber, den er *Cinaede Romule* anredet, aller Laster beschuldigt, namentlich des schändlichsten Umganges mit dem Mamurra, dem dafür Caesar die Schätze aller ausgesogenen Provinzen geschenkt habe. Es gehört die feste Ueberzeugung dazu, dafs die Freiheit eines jovialischen Dichters durchaus von keiner Konsequenz sei, um möglich zu machen was uns Sueton berichtet, dafs Caesar den Catull auf dessen blofse Erklärung, er habe das Gedicht nicht in böser Meinung geschrieben, (*satisfacientem sibi,*) noch denselben Tag zur Tafel bei sich hatte, und in der Gastfreundschaft des Vaters desselben nach wie vor blieb. So merkwürdig eine solche Milde sein mochte, so läfst dieses Betragen des obersten Gewalthabers gegen einen Dichter, der dessen öffentlichen und Privatcharakter vor dem ganzen Volke so empfindlich angegriffen hatte, (*cum sibi perpetua his versibus imposita esse stigmata intelligeret*, sagt selbst Sueton,) es läfst, sage ich, einen Schlufs zu auf den Grad des Spottes den der mächtige Freund von einem lustigen Dichter ertragen konnte, über Gegenstände von so weniger Bedeutung wie der vorliegende ist. Das Mehr und Minder im einzelen, und in welchen Fällen es die Schicklichkeit erfoderte, den Scherz durch äufsere Form mehr oder weniger zu verdecken; dies müssen wir aus dem was in dieser Art bei den Schriftstellern vorkommt, uns abstrahiren; unsere Beurtheilung ist hier völlig ohne Kraft. Wenn Seneca in den oben angeführten Worten vom Maecenas sagt: *quam vitia sua latere noluerit*, und Persius vom Horaz:

Omne vafer vitium ridenti Flaccus amico
Tangit, et admissus circum praecordia ludit.

so sind der Dichter und der vornehme Freund deutlich genug geschildert um über nichts zu erstaunen, was — wir unsern Gönnern nicht zumuthen würden.

Das sonderbarste, und ich möchte fast sagen das entscheidende in der Sache ist, dafs man, auch nach unserer Ansicht dem Horaz gar nicht hilft, wenn man des Scholiasten Notiz verwirft. Kein Ei kann ja dem andern ähnlicher sehn, als der Maltinus im Horaz dem Maecenas im Seneca. Und die Weichlichkeit des letztern war nicht etwa, wie Wieland anzunehmen scheint, eine kleine Besonderheit, die man dem grofsen Staatsmann nicht sehr zurechnete; sie war und blieb so allgemein bekant und besprochen, dafs Juvenal an zwei Stellen, wo er einen vornehmen Weichling nennen will, sich des Ausdrucks Maecenas wie eines Appellativs bedient. Offenbar läfst man also dem Dichter das Verbrechen, und nimt ihm blofs den Witz und den Scherz. Denn damit ist, dünkt mich, wenig geholfen wenn man mit Wieland annimt, dafs der Maltinus oder Malchinus wirklich gelebt habe. Aber wie unwahrscheinlich ist auch dies! *Malta* war, wie Nonius uns berichtet, bei den Alten die Benennung eines Weichlings, und so bediente sich des Wortes Horazens Vorgänger in der Satire, Lucilius. Wer sieht also nicht, dafs der Name Maltinus absichtlich gebildet ist? Also nun helfe wer kann. Das Uebel ist geschehn. Horaz hat einen Menschen gemahlt, der ganz aussieht wie Maecenas; er hat ihm einen erdichteten Namen gegeben; er hat diesen Namen so gewählt, dafs mit Veränderung einiger Buchstaben in der Mitte Maecenas daraus wird. Soll uns Horaz nun doch noch ein nach unserer Art höflicher und bescheidner Mann bleiben, so müssen wir ihn zugleich nach unserer und nach alter Art für einen Dummkopf erklären.

Wieland, der sonst so richtig den Ton der Horazischen Scherze fühlt, sieht in diesem Verse den Moralisten; er will allenfalls zugeben, „dafs Maecenas sich habe getroffen fühlen können, und dafs Horaz freimüthig genug gewesen, ein Betragen, das gegen den Wohlstand verstiefs, zu tadeln, wiewohl dieser Tadel auch einen Maecenas traf." Hier ist sicher der Ton verfehlt: so angelegen liefs sich schwerlich Horaz die Ehrbarkeit in der

Kleidung sein, und wenn er es that, so ist nach meiner Empfindung gerade diese Hofmeisterei das weniger erträgliche; gerade in diesem Sinne wird es vor allem Volke am widrigsten, nehmlich durch die Anmafsung; welche dagegen bei einem Spotte wie wir ihn nehmen, und wie er sich ja auch in der Sprache ausdrückt, ganz wegfällt. Aber man mufs auch kein Gewicht auf das Wort *stultus* legen (*dum vitant stulti vitia* —) und es mit unserm Narr vergleichen. Diese Kraft hat *stultus* durchaus nicht; alles thörichte, alles von dem natürlichen Wege abweichende ist *stultum*. Wenn Horaz in einem allgemeinen Ausdruck von *stultis* spricht, und dann unter einem erdichteten Namen eine blofse Lächerlichkeit rügt, so hat er keinen Anstand verletzt, und wenn der vornehmste Mann in Rom in dem Falle war. Wenn er sich den Scherz erlaubte den Namen so einzurichten, dafs man ihn herausnehmen und den Maecenas dafür hinsetzen konnte, so gab er diesem, den er anderswo *jocose Maecenas* anredet, nur Gelegenheit zu lachen und sich scherzhaft über ihn zu beklagen. Es fehlt mir weiter nichts als Wielands Talent, um eine Scene auszuführen, die in Gegenwart einiger Freunde zwischen Maecenas und Horaz, auf Veranlassung dieser Satire entsteht, wozu sich auch *Agrippa* (die *andere* Hand Augusts), den man in dem kurzgeschürzten *facetus* zu erkennen glaubt, gesellen darf, und ich bin überzeugt, Horazens angebliche Unart sollte auch für uns in einem ganz andern Lichte erscheinen.

In den Vorwurf einer Indiskretion anderer Art bringt bei den Neuern der Scholiast unsern Dichter bei Gelegenheit der zwölften Ode des zweiten Buches, wo Horaz die grofsen historischen Gegenstände von seiner Zither abweiset und dem Maecenas, an welchen die Ode gerichtet ist, zuschiebet, und dann in folgenden vortrefflichen Strophen fortfähret:

Me dulces dominae Musa Licymniae
Cantus, me voluit dicere lucidum
Fulgentes oculos, et bene mutuis
Fidum pectus amoribus:

Quam nec ferre pedem dedecuit choris,
Nec certare joco, nec dare brachia
Ludentem nitidis virginibus sacro
Dianae celebris die.

Num tu quae tenuit dives Achaemenes
Aut pinguis Phrygiae Mygdonias opes
Permutare velis crine Licymniae,
Plenas aut Arabum domos?

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi,
Interdum rapere occupat.

Man würde hier nichts weiter als die Schilderung eines geliebten Mädchens sehn, wenn nicht Acro anmerkte: *Licymnia aut uxor Maecenatis, aut ipsius Horatii amica.* Man sieht, daſs hier zwei Erklärungen aus verschiedenen Autoren beigebracht sind, und daſs die erstere etwas tiefer gegründet sein muſs, als aus der bloſsen Ansicht des Gedichtes; denn wie käme man gerade darauf, eine *Gattin* in der Licymnia zu finden? und in dem Scholion zu 1. Sat. 2, 54. sagt derselbe Acro deutlicher: *Semper incerta nomina pro certis; ut alibi: Me dulcis dominae musa Licymniae pro Terentiae* — und dann: *eodem numero syllabarum commutationem nominum fecit.* Die meisten Ausleger, und unter diesen Bentley, nehmen diese Notiz an; andere streiten heftig dagegen; aber die Gründe vollständig abzuwägen, dazu ist dieser Gegenstand wirklich nicht anziehend genug. Ich begnüge mich nur zu bemerken, daſs die Gründe, welche auch hier aus der Schicklichkeit hergenommen werden, die ja nicht gestatten, daſs man von der Gattin eines Freundes, eines Patrons, gegen diesen selbst in Ausdrücken rede, die den feurigsten, ja den begünstigten Liebhaber zu verrathen scheinen, daſs diese, sage ich, wieder gänzlich verfehlt sind. Die Eifersucht, die in unsern Sitten liegt, ist zur einen Hälfte freilich auf die Natur gegründet, aber zur andern Hälfte auf nichts anders als auf das aus der Ritterehre des Mittelal-

ters entstandene Ehrgefühl. Ich erspare den Lesern die Ausführung dieses Satzes, der dem Nachdenkenden von selbst einleuchtet; und mache nur diese Anwendung davon, daſs wenn Horaz ein idealisches Mädchen schildert, wenn er ihr einen dichterischen Namen gibt, und in den feurigsten Ausdrücken von einer solchen zu seinem Freunde spricht; und er dann in diese Schilderung Züge einmischt, worin dieser sein Freund, der seiner Gesinnungen gewiſs ist, seine eigne vielleicht schwärmerisch geliebte Gattin erkennet; daſs dieser dann — wenn ich mich recht in den Geist der Alten zu setzen weiſs — nichts darin finden kann als was ihn selbst ergetzen muſs; nichts als eine ausgezeichnete und geistvolle den Reizen seiner Gattin dargebrachte Huldigung. Lasse er ihn immer sprechen in den Ausdrücken eines Liebhabers; wenn er weiſs woran er ist, was kann ihn das irren? was kann das Publikum darin finden, wenn der Anstand beobachtet ist? mit welchem *das* freilich in keinem Zeitalter übereinstimmen würde, wenn ein Dichter eine edle Matrone *mit deren Namen* ganz wie eine Geliebte aufführen wollte. Aber man verfehlt gänzlich den Geist aller solchen Anspielungen, wenn man denkt, sie seien nur eine Geheimschrift für nicht laut auszusprechende Sachen. Maltinus dort und Licymnia hier sind durchaus nur idealische Personen, von welchen der Dichter sagen kann, was er will; bei welchen er eben soviel noch daneben sich denken, und das gedachte so kennbar machen kann, als er glaubt vor dem Genius des Scherzes und der Freundschaft verantworten zu können. Und so glaube auch ich mit Recht sagen zu können, daſs die Notiz des Scholiasten keinesweges verwerflich ist, welche dadurch allein schon Aufmerksamkeit verdient, daſs man nicht wohl begreift, wie man auf eine solche, dem ersten Anblick nach, eben nicht wahrscheinliche Idee habe kommen können, wenn nicht eine Tradition vorhanden gewesen; und die ein noch gröſseres Gewicht bekommt durch die von Bentley und andern gemachte, von Jani aber ohne allen Verstand beantwortete Bemerkung, daſs die Erwähnung des Tanzes am Feste der *Diana* in einem römischen Gedicht, den Ge-

danken an irgend eine Freigelassene oder Flötenspielerin durchaus entfernt, Horaz also dadurch allein schon den Begriff einer edlen Römerin erweckt. Alles übrige ist zu unsicher; und wie man nun jeden einzelen Theil des Gedichtes mit Voraussetzung jener Idee anzusehen habe, ob *domina* eine Dilogie sei (Geliebte und Gebieterin) u. d. g. alles dieses überlasse ich den unbefangenen und richtigfühlenden Lesern der Ode selbst, und erlaube mir nur noch eine Bemerkung über den Namen *Licymnia.* Man kann leicht erwarten, dafs dieser in den Handschriften auch Licinnia und Licinia geschrieben wird. Nun trifft es sich, dafs der Bruder der Terentia die Namen führet Licinius Varro Murena, von welchen Namen Varro den Gentilnamen Terentius voraussetzt. Durch welches Adoptions-Verhältnifs diese Verbindung von Namen entstanden ist, weifs man nicht; aber es läfst sich wohl denken, dafs auch der Terentia beide Namen zukamen. Da nun die Griechen gewöhnlich die zweite Silbe des Namens verlängern (*Λικίννιος*), so wollen einige auch hier schreiben Liciniae. Allein dem widerspricht Horazens Gebrauch an andern Orten (*Rectius vives, Licini, neque altum etc.*), und Horaz pflegt nicht zweierlei Quantität zuzulassen. Vielleicht gilt dafür meine Vermuthung, dafs nehmlich Horaz, eben indem er den einen Namen als Licymnia gräcisirte und ihm so zugleich den Rhythmus des andern Namens lieh, die Anspielung durch ein witziges Spiel vollendete.

Nachdem wir diese verschiedenen Gattungen von Dilogien und Anspielungen durchgegangen, schliefse ich mit einigen Bemerkungen über eine Ode, über die man, soviel mir bewufst ist, noch immer nicht ganz im klaren zu sein glaubt. Es ist die vierzehnte des ersten Buchs. Bekantlich wird in dieser ein *Schiff* mit grofser Lebhaftigkeit des Affekts vor dem abermaligen Auslaufen, mit der Mahnung an die schlechte Beschaffenheit aller seiner Theile, gewarnet. Ich wiederhole hier nicht alles, was mit so gutem Grund gegen die Meinung einiger angeführt worden, welche die Ode so nüchtern als möglich an ein wirkliches Schiff, das nehmlich worin Horaz aus Mace-

donien zurückgekehrt, und bei dem Vorgebirg Palinurum Schiffbruch gelitten, gerichtet glaubt; und setze voraus, dafs heut zu Tage wol jeder einsichtsvolle Erklärer hier nothwendig eine Allegorie erkennen wird, worin der Dichter eine ähnliche des Alcaeus bei Gelegenheit der mitylenäischen Unruhen gedichtete, wovon ein grofses und deutliches Fragment auf uns gekommen ist, nachgeahmt hat. Auch das sieht jedermann, dafs die Allegorie politischer Art ist; aber mit unbegreiflicher Blindheit wollen einige nicht von der unglücklichen Idee ablassen, dafs der ganze Staat unter dem Schiffe verstanden sei, und vor der Erneuerung der bürgerlichen Kriege gewarnt werde. Auf diese Art wäre offenbar die ganze Allegorie verfehlt; denn so würden ja die Bürgerkriege als das erscheinen, was dem Staate so natürlich wäre, wie dem Schiffe das Meer: und so wie in dem Wortsinne des Gedichts eigentlich noch dieses mit liegt: „wenn du deine Segel und Ruder noch hättest, dann wollte ich dich nicht abhalten in See zu gehn," so würde ja hier der Dichter dasselbe zum Staat in Absicht der Bürgerkriege sagen. Zweitens wäre alsdann die Schilderung des Schiffes, als ein wahres Wrack ohne Mannschaft, viel zu arg, als dafs ein zu Augustus Zeiten lebender Römer, den römischen Staat darunter verstehen sollte. Endlich kann keine gesunde Interpretation die Worte *Nuper sollicitum quae mihi taedium, Nunc desiderium curaque non levis*, anders fassen als von einem Gegenstande in oder bei dem sich der Dichter nicht mehr befindet; denn dies ist *desiderium*. Der Scholiast Porphyrio zieht es auf den Brutus, was sich gar nicht durchführen läfst. Dagegen finde ich nichts einzuwenden gegen Acro's Deutung auf den *Sextus Pompejus*; nur mufs man, um alles passend zu finden, erst sich in den gehörigen Gesichtspunkt setzen. Horaz war bekantlich ursprünglich und so lange er glaubte dafs die Sache ausführbar wäre, auf der Seite derer die für die Herstellung der republikanischen Verfassung unter Brutus kämpften. Nach der Niederlage bei Philippi gab er diese Idee auf, kehrte zurück und suchte sich in die neue Lage seines Vaterlandes zu schicken. Aber die republikanische

Partei dauerte fort, obgleich zerstreut und ohne Plan, bis sie unter *Sextus Pompejus* wieder einige Konsistenz erhielt, und keinen unbedeutenden Krieg gegen Oktavian führte, von dem aber doch die vernünftigern voraus sahen, dafs er keinen andern Erfolg haben konnte, als den völligen Untergang jener edlen Reste des republikanischen Roms. In dieser Zeit befand sich Horaz in seinem 27. und 28. Jahre, und war noch mit den neuen Herschern in keine Verbindung getreten. In dieser Zeit stand es ihm wohl an, die von ihm kürzlich erst durch Nothwendigkeit verlassene Partei mit Liebe anzureden, und nur mit Regeln der Klugheit von einem Unternehmen abzumahnen, dessen Beweggründe weder er, noch die Edleren der herschenden Partei selbst tadeln konnten. Mit Grund sieht er die ehemalige Partei des Brutus und die itzige des Sextus, als eine und dieselbe an, die itzt *noch einmal* in das gefahrvolle Meer sich begeben will. Die traurige Schilderung des Zustandes v. 3. *sqq.* geht auf den Verlust der Kräfte, die bei Philippi ihnen noch zu Gebote standen, und namentlich das *nudum remigio latus* auf die Menge der dort und seitdem gebliebenen edeln Römer. Nun erst erhalten die angeführten Worte ihren deutlichen Sinn. Es ist bekant, aus was für schlechten Elementen auch die erste Armee des Brutus zusammen gesetzt war, wie schlecht und gegen die Absicht der edlen Anführer alles ging: daher das *nuper sollicitum quae mihi taedium.* Aber weil doch so mancher treffliche Mann, so mancher Freund unsers Dichters auch bei diesem letzten Unternehmen noch war, so ist eben so wahr das *nunc desiderium curaque non levis.*

Wodurch aber dieser Erklärung nach meiner Ueberzeugung das Siegel aufgedrückt wird, ist eine von niemand noch bemerkte *Dilogie*, welche mich eben veranlafst, hier von dieser Ode zu sprechen. Dafs der Dichter die Fichte woraus das Schiff gebaut ist, eine Pontische nennet, dazu berechtigten ihn die grofsen Waldungen jenes Landstrichs, aus welchem auch Catull seinen Faselus herholet. Allein er hätte eben so gut eine Menge anderer Bergwälder dazu nehmen können; in einer Allegorie

erwartet man daher in solchen Neben-Bestimmungen einen Wink; und es liegt am Tage daſs, wenn irgendwo, hier gerade die ernste Dilogie an ihrem Platze ist. Der groſse *Pompejus*, unter dem sich zu Caesars Zeiten die Vertheidiger der alten Verfassung sammelten, hatte seine glänzendste Epoche in Asien als Besieger des *Pontischen Reichs*. An der Spitze der itzigen so sehr geschwächten Opposition, worunter die Reste der Pompejaner sich befanden, stand Sextus Pompejus der Sohn des Groſsen. Ich glaube, unter diesen Umständen bedurfte es in Rom nur eines aufmerksamen Lesers, um die schöne Dilogie sogleich zu fassen, die in diesen Versen liegt: *Non tibi sunt integra lintea, Non Dî, quos iterum pressa voces malo: Quamvis Pontica pinus, Silvae filia nobilis, Jactas et genus et nomen inutile; Nil pictis timidus navita puppibus Fidit.*

Verzeichnifs
der
Sachen und Namen im ersten Band.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.





[...]uckt bei Johann Friedrich Star[...]



